



John Irving
*Eine Mittel-
gewichts-
Ehe*

Roman · Diogenes

In einer Universitätsstadt in Neuengland beschließen zwei Paare, es einmal mit Partnertausch zu versuchen, ein mittelgewichtiger Versuch, mit dem schwergewichtigen Problem der Ehe fertig zu werden und wieder gefährlich zu leben. Anfangs scheint in dieser »erotisch-ironischen Geschichte einer Viererbeziehung« (*The New York Times*) alles zu klappen, doch dann entpuppt sich einer der Beteiligten als Spielverderber, der Paarungstanz entwickelt sich zunehmend zu einem Kampf hinter verschlossenen Türen, mit leidenschaftlich-schmerzlichen Folgen.

»Was Sie schon immer über Sex wußten, aber nicht zu sagen wagten.«
Vance Bourjaily

»Dieser intelligente Roman ist von ebensolcher Kunstfertigkeit wie ein früher Nabokov.«
Kirkus Review, New York

»Lust und Last beim Partnertausch, Traum und Albtraum, Irrsinn und Irrwitz, Klamauk und Katastrophe: Irving verschweigt nichts.«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Eine bemerkenswerte Seite von Irvings Talent ist, wie er uns langsam, sorgfältig und offenherzig in eine erotische Dämmerung lotst und uns dort auf die Matte haut.«
Los Angeles Times

John Irving

*Eine Mittel-
gewichts-
Ehe*

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Nikolaus Stingl*

Diogenes

Titel der 1974 bei Random House, New York,
erschiedenen Originalausgabe:
›The 158-Pound Marriage‹
Copyright © 1973, 1974 by
John Irving
Die deutsche Erstausgabe erschien 1986
im Diogenes Verlag
Umschlagillustration von
Edward Gorey

Für IMF

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1988
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1986
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/02/8/21
ISBN 3 257 21605 X

»Wir waren damals zu viert, nicht bloß zu zweit, und in unserer Vierergruppe floß der Rebensaft in Strömen, floß und strömte und schäumte wie vielleicht niemals wieder.«

John Hawkes, ›The Blood Oranges‹

»Es war höchst erstaunlich, wie sie das einfädelten, und ich glaube, in den Augen Gottes wäre es besser gewesen, wenn sie einander die Augen ausgekratzt hätten. Aber sie waren ›ordentliche Leute‹.«

Ford Madox Ford,
›Die allertraurigste Geschichte‹

Inhalt

1. Der Engel namens »Das Lächeln von Reims«	7
2. Kundschafterberichte: Edith (Klasse bis 57 Kilo)	38
3. Kundschafterberichte: Utsch (Klasse bis 61 Kilo)	68
4. Kundschafterberichte: Severin (Klasse bis 72 Kilo)	100
5. Ausgangsstellungen	134
6. Wer ist oben? Wo ist unten?	177
7. Karnevals Streit mit dem Fasten	211
8. Der Ringerhallen-Liebhaber	261
9. Das Zweitplazierten-Syndrom	303
10. Zurück nach Wien	329

I.

*Der Engel namens
»Das Lächeln von Reims«*

Meine Frau Utschka (deren Namen ich vor einiger Zeit zu Utsch verkürzt habe) könnte einer Zeitbombe Geduld beibringen. Mit etwas Glück hat sie mir ein bißchen beigebracht. Utsch, so könnte man sagen, lernte unter Zwang Geduld. Sie wurde 1938, im Jahr des Anschlusses, in Eichbüchl, Österreich, geboren – einem kleinen Dorf außerhalb der proletarischen Stadt Wiener Neustadt, die eine Autostunde von Wien entfernt liegt. Als sie drei war, wurde ihr Vater als bolschewistischer Saboteur umgebracht. Es ist unbewiesen, daß er Bolschewist war, aber er war ein Saboteur. Bis zum Ende des Krieges wurde Wiener Neustadt zur größten Landebahn in Europa und zum unfreiwilligen Standort der deutschen Messerschmitt-Fabrik. Utschs Vater wurde 1941 umgebracht, als man ihn dabei erwischte, wie er auf der Rollbahn von Wiener Neustadt Messerschmitts in die Luft sprengte.

Die örtliche SS-Standarte von Wiener Neustadt stattete Utschs Mutter in Eichbüchl einen Besuch ab, nachdem Utschs Vater erwischt und umgebracht worden war. Die SS-Männer sagten, sie seien gekommen, um das Dorf vor der »Saat des Verrats« zu warnen, die in Utschs Familie offenbar reichlich aufging. Sie

sagten den Dorfbewohnern, sie sollten Utschs Mutter sehr genau im Auge behalten, um sicherzugehen, daß sie keine Bolschewistin war wie ihr verstorbener Mann. Dann vergewaltigten sie Utschs Mutter und stahlen aus dem Haus eine hölzerne Kuckucksuhr, die Utschs Vater in Ungarn gekauft hatte. Eichbüchl liegt ganz dicht an der ungarischen Grenze, und der ungarische Einfluß ist überall erkennbar.

Einige Monate nachdem die SS abgezogen war, wurde Utschs Mutter erneut vergewaltigt, und zwar von einigen Männern aus dem Dorf, die, als man sie wegen ihrer Gewalttat verhörte, behaupteten, sie hätten sich an die Anweisungen der SS gehalten: Utschs Mutter sehr genau im Auge zu behalten, um sicherzugehen, daß sie keine Bolschewistin war. Sie wurden nicht unter Anklage gestellt.

1943, als Utsch fünf war, verlor Utschs Mutter ihre Stelle in der Klosterbibliothek im nahegelegenen Katzelsdorf. Man deutete an, daß sie Jugendlichen entartete Bücher andrehen könnte. Tatsächlich war sie des Bücherdiebstahls schuldig, aber dessen bezichtigten sie sie nie, noch kamen sie je dahinter. An das kleine Steinhaus, in dem Utsch geboren wurde – am Ufer eines Flusses, der durch Eichbüchl fließt –, schloß sich ein Hühnerstall an, den Utschs Mutter versorgte, und ein Kuhstall, den Utsch seit ihrem fünften Lebensjahr täglich ausmistete. Das Haus war voller gestohlener Bücher; es war eigentlich eine theologische Bibliothek, obwohl sich Utsch ihrer eher als einer Kunstbibliothek erinnert. Die Bücher waren riesige, plakatgroße

Register der Kirchen- und Kathedralenkunst – Bildhauerei, Architektur und Kirchenglas – von einiger Zeit vor Karl dem Großen bis zum späten Rokoko.

Am frühen Abend, wenn es dunkel wurde, half Utsch ihrer Mutter die Kühe melken und die Eier einsammeln. Die Dorfbewohner bezahlten die Milch und die Eier mit Wurst, Decken, Kohl, Holz (selten Kohle), Wein und Kartoffeln.

Glücklicherweise war Eichbüchl weit genug von dem Messerschmitt-Werk und der Landebahn in Wiener Neustadt entfernt, um den meisten Bombenangriffen zu entgehen. Bei Kriegsende warfen die alliierten Flugzeuge auf diese Fabrik und diese Landebahn mehr Bomben ab als auf jedes andere Ziel in Österreich. In der verdunkelten Nacht lag Utsch in dem Steinhaus bei ihrer Mutter und hörte das *Rums! Rums! Rums!* der in Wiener Neustadt fallenden Bomben. Manchmal flog ein angeschossenes Flugzeug niedrig über das Dorf, und einmal wurde zur Blütezeit Haslingers Apfelgarten bombardiert; die Erde unter den Bäumen war mit Apfelblütenblättern dichter als Hochzeitskonfetti übersät. Das geschah, bevor die Bienen die Blüten befruchtet hatten, und so war die Herbst-Apfelernte ruiniert. Frau Haslinger wurde vorgefunden, wie sie mit einer Heckensichel auf sich einhackte, im Mostkeller, wo man sie mehrere Tage lang einschließen mußte – gefesselt in einer der großen, kühlen Apfelhorden, bis sie wieder zur Besinnung kam. Während ihres Eingesperrtseins, behauptete sie, sei sie von einigen Männern aus dem Dorf vergewaltigt wor-

den, aber man hielt das für ein Hirngespinnst aufgrund ihrer Geisteszerrüttung beim Verlust der Apfelernte.

Es war kein Hirngespinnst, als die Russen 1945, als Utsch gerade sieben war, nach Österreich kamen. Sie war ein hübsches kleines Mädchen. Ihre Mutter wußte, daß die Russen schrecklich zu Frauen und freundlich zu Kindern waren, aber sie wußte nicht, ob sie Utsch als Frau oder als Kind betrachten würden. Die Russen kamen durch Ungarn und von Norden her und wüteten besonders in Wiener Neustadt und Umgebung, wegen des Messerschmitt-Werkes und all der hohen Offiziere der Luftwaffe, die sie dort vorfanden.

Utschs Mutter brachte Utsch in den Kuhstall. Es waren nur noch acht Kühe übrig. Sie ging zur größten Kuh hinüber, deren Kopf in ihrem Fanggatter feststeckte, und schnitt ihr die Kehle durch. Als die Kuh tot war, machte sie den Kopf vom Fanggatter los und wälzte die Kuh auf die Seite. Sie schnitt den Bauch der Kuh auf, zog die Eingeweide heraus und säbelte den Anus heraus und bedeutete Utsch sodann, sich zwischen den ausgehöhlten Rippenbögen der großen Kuh hinzulegen. Sie stopfte so viele von den Innereien in die Kuh zurück, wie hineinpaßten, und brachte den Rest nach draußen in die Sonne, wo sie Fliegen anlocken würden. Sie schloß die aufgeschlitzten Bauchlappen der Kuh wie einen Vorhang um Utsch; sie sagte Utsch, sie könne durch den herausgeschnittenen Anus der Kuh atmen. Als die Gedärme, die in der Sonne gelegen hatten, Fliegen anlockten, brachte Utschs Mutter sie in den Kuhstall zurück und verteilte sie auf dem

Kopf der toten Kuh. Mit den um ihren Kopf schwirrenden Fliegen sah die Kuh so aus, als sei sie schon lange tot.

Dann sprach Utschs Mutter durch das Arschloch der Kuh mit Utsch. »Rühr dich nicht und mach keinen Mucks, bis jemand dich findet.« Utsch hatte eine mit Kamillentee und Honig gefüllte, große, schlanke Weinflasche und einen Strohhalbm. Davon sollte sie trinken, wenn sie durstig war.

»Rühr dich nicht und mach keinen Mucks, bis jemand dich findet«, sagte Utschs Mutter.

Utsch lag zwei Tage und zwei Nächte lang im Bauch der Kuh, während die Russen das Dorf Eichbüchl verwüsteten. Sie schlachteten alle anderen Kühe im Stall, und sie brachten auch ein paar Frauen in den Stall, und sie schlachteten dort außerdem ein paar Männer, aber der toten Kuh mit Utsch darin kamen sie nicht zu nahe, weil sie meinten, die Kuh sei schon lange tot und ihr Fleisch sei verdorben. Die Russen benutzten den Stall für eine Menge Scheußlichkeiten, aber Utsch machte keinen Mucks und rührte sich nicht im Bauch der Kuh, wo ihre Mutter sie untergebracht hatte. Selbst als ihr der Kamillentee ausging und die Innereien der Kuh trockneten und um sie herum hart wurden – und all die glitschigen Gedärme an ihr festklebten –, rührte Utsch sich nicht und machte keinen Mucks. Sie hörte Stimmen; es war nicht ihre Sprache, und sie gab keine Antwort. Die Stimmen klangen angewidert. Die Kuh wurde angestochen; die Stimmen stöhnten. An der Kuh wurde gezerrt und ge-

ruckt; die Stimmen grunzten – manche Stimmen würgten. Und als die Kuh hochgezogen wurde – die Stimmen machten *hau ruck!* –, glitschte Utsch in einer klebrigen Masse heraus, die in den Armen eines Mannes mit schwarzem Schnurrbart und rotem Stern an seiner grau-grünen Mütze landete. Er war Russe. Er fiel mit Utsch in den Armen auf die Knie und schien ohnmächtig zu werden. Andere Russen um ihn herum nahmen ihre Mützen ab; sie schienen zu beten. Jemand brachte Wasser und wusch Utsch. Ironischerweise waren sie die Sorte Russen, die freundlich zu Kindern waren, und hielten Utsch keineswegs für eine Frau; tatsächlich hielten sie sie zunächst für ein *Kalb*.

Nach und nach wurde klar, was geschehen war. Utschs Mutter war vergewaltigt worden. (Fast jedermanns Mutter und Tochter waren vergewaltigt worden. Fast jedermanns Vater und Sohn waren umgebracht worden.) Dann hatte eines Morgens ein Russe beschlossen, den Stall niederzubrennen. Utschs Mutter hatte ihn angefleht, es nicht zu tun, aber ihre Verhandlungsposition war schwach; sie war schon vergewaltigt worden. So war sie gezwungen gewesen, den Russen mit einem Feldspaten umzubringen, und ein anderer Russe war gezwungen gewesen, sie zu erschießen.

Nach und nach reimten die Russen es sich zusammen. Das mußte das Kind dieser Frau sein, die nicht gewollt hatte, daß der Stall niedergebrannt wurde, und zwar weil ... Der Russe, der die glitschige Utsch mit den Armen aufgefangen hatte, als die verwesende Kuh

auf einen Lastwagen geworfen wurde, kam darauf. Außerdem war er Offizier, ein Georgier von den Ufern des aalglatten Schwarzen Meeres; man hat dort eigenartige Redewendungen und haufenweise Slangausdrücke. Einer davon ist *utsch* – Kuh. Ich habe mich erkundigt, und die einzige Erklärung ist, daß *utsch* für verschiedene saloppe Georgier das Geräusch imitiert, das eine Kuh macht, wenn sie kalbt. Und *utschka*? Na, das ist natürlich ein Kalb, und so nannte der georgische Offizier das kleine Mädchen, das ihm aus dem Leib der Kuh geboren wurde. Und es ist ja wohl klar, daß eine Frau Mitte Dreißig keine *Utschka* mehr sein kann, also nenne ich sie Utsch.

Ihr wirklicher Name war Anna Agathe Thalhammer, und nachdem der georgische Offizier die Geschichte von Utschs Familie in dem ehrbaren Dorf Eichbüchl gehört hatte, nahm er seine Utschka mit nach Wien – einer prima Stadt zum Besetzen, mit Konzerten und Gemälden und Theatern und Heimen für Kriegshinterbliebene.

Wenn ich daran denke, wie oft ich Severin Winter diese Geschichte erzählt habe, könnte ich mir die Zähne einschlagen! Wieder und wieder habe ich ihm gesagt, daß er begreifen muß, daß Utsch vor allem treu ist. Geduld ist eine Form der Treue, aber das hat er an ihr nie begriffen.

»Severin«, pflegte ich zu sagen, »sie ist aus demselben Grund verletztlich, aus dem sie stark ist. Worauf sie auch immer ihre Liebe richtet, sie wird Vertrauen haben. Sie wird länger aushalten als man selbst, sie

wird mit einem auskommen – ewig –, wenn sie einen liebt.«

Es war Utsch, die die Postkarten fand. Es war in dem Sommer, den wir, schlecht beraten, in Maine verbrachten, von Regen und stechenden Insekten heimgesucht, als Utsch vom Antiquitätenfloh gebissen wurde. Ich habe ihn als einen Sommer in Erinnerung, der von vergammelten Möbeln, Überbleibseln aus Amerikas kolonialer Vergangenheit, verhandelt war – ein Tick, von dem Utsch bald wieder abkam. Es war in Bath, Maine, wo sie in irgendeinem schmutzigen Lagerhaus, das für »seltene Antiquitäten« Reklame machte, die Postkarten fand. Es war in der Nähe der Werft; sie konnte Nietgeräusche hören. Der Besitzer des Antiquitätenladens versuchte, ihr eine Kutscherpeitsche zu verkaufen. Utsch deutete an, in seinen alten Augen habe ein Blick gelegen, der sie bat, die Peitsche an ihm auszuprobieren, aber sie ist Europäerin, und ich weiß nicht, ob viele Amerikaner auf so etwas stehen. Vielleicht in Maine. Sie lehnte die Peitsche ab und blieb in der Nähe der Tür des Lagerhauses, wo sie, immer gefolgt von dem alten Mann, aufmerksam herumstöberte. Als sie in einem staubigen Glaskasten die Postkarten sah, erkannte sie sofort Europa. Sie bat darum, sie ansehen zu dürfen. Sie waren alle von Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg. Sie fragte den alten Mann, wie er sie bekommen hatte.

Er war im Ersten Weltkrieg amerikanischer Soldat gewesen, Angehöriger der Armee, die den Sieg in

Frankreich feierte. Die Postkarten waren die einzigen Souvenirs, die ihm geblieben waren – alte Schwarzweißfotos, manche in Sepiatönen, schlechte Qualität. Er sagte ihr, die Fotos seien in Schwarzweiß genauer. »Ich *erinnere* mich in Schwarzweiß an Frankreich«, sagte er zu Utsch. »Ich glaube nicht, daß Frankreich damals in Farbe war.« Sie wußte, die Fotos würden mir gefallen, und so kaufte sie sie – über vierhundert Postkarten für einen Dollar.

Ich brauchte Wochen, um sie durchzusehen, und ich sehe sie heute noch durch. Da gibt es Damen mit langen schwarzen Kleidern und Herren mit schwarzen Regenschirmen, Bauernkinder in den traditionellen *costumes bretons*, Pferdegespanne, das Auto der Frühzeit, die Lastwagen der französischen Armee mit ihren Hecks aus Segeltuchplane und in den Parks umherschwandernde Soldaten. Da gibt es Szenen aus Reims, Paris und Verdun – vor und nach den Beschießungen.

Utsch hatte recht; genau solche Sachen kann ich gebrauchen. In jenem Sommer in Maine recherchierte ich noch für meinen dritten historischen Roman, der in Tirol zur Zeit von Andreas Hofer spielt, dem Bauernhelden, der Napoleon zurückschlug. Damals hatte ich keine Verwendung für Frankreich während des Ersten Weltkrieges, aber ich wußte, eines Tages würde ich Verwendung dafür haben. In ein paar Jahren vielleicht, wenn die Menschen auf den Postkarten – sogar die Kinder in *costumes bretons* – mehr als alt genug sein werden, um tot zu sein, dann werde ich sie viel-

leicht aufgreifen. Ich finde, es hat keinen Sinn, historische Romane über Menschen zu schreiben, die noch nicht tot sind; das ist eine Maxime von mir. Geschichte braucht Zeit; ich sträube mich dagegen, über Menschen zu schreiben, die noch am Leben sind.

Für Geschichte braucht man eine Kamera mit zwei Objektiven – das Teleobjektiv und eins für Nahaufnahmen mit tiefenscharfer Feineinstellung. Das Weitwinkelobjektiv kann man vergessen; es gibt keinen Winkel, der weit genug wäre.

Aber in Maine dachte ich nicht über Frankreich nach. Ich verarztete infizierte Insektenstiche und bangte mit der Bauernarmee von Andreas Hofer, dem Helden von Tirol. Ich verzweifelte über Utschs Verzweiflung angesichts der zerklüfteten Klippen von Maine, der Gefahren der Gewässer von Maine; unsere Kinder waren damals in einer gefährlichen Phase (wann sind sie das eigentlich nicht?) – sie waren beide Nichtschwimmer. Utsch hatte das Gefühl, sie seien im Auto oder in Antiquitätenläden am sichersten, und ich wollte keinen weiteren Stich von einer Kriebelmücke, einem Grünauge oder einem Salzwasser-Moskito herausfordern. Ein Sommer an der Küste von Maine, den wir mit Stubenhocken verbrachten.

»Warum sind wir überhaupt hierhergekommen?« fragte mich Utsch. »Warum?«

»Um wegzukommen«, wagte ich zu sagen.

»Von *was*?«

Es ist eine Ironie, jetzt daran zu denken, aber bevor wir Edith und Severin Winter kennenlernten, gab es

eigentlich nichts, wovon wir hätten wegkommen müssen. In jenem Sommer in Maine kannten wir Edith und Severin noch nicht.

Mir fällt ein Beispiel für die Nahaufnahme ein. Ich habe mehrere Vorher-nachher-Fotos der Kathedrale von Reims. Darunter sind zwei vom linken Eingang des Westportals – Nahaufnahmen des Engels namens »Das Lächeln von Reims«. Vor der Beschießung der Kathedrale lächelte der Engel tatsächlich. Neben ihm streckte ein hoffnungsloser Saint-Nicaise den Arm aus – die Hand am Gelenk abgetrennt. Nach dem Bombardement hatte der Engel namens »Das Lächeln von Reims« keinen Kopf mehr. Sein Arm war am Ellbogen abgetrennt, aus seinem Bein war, vom Oberschenkel bis zur Wade, ein Steinbrocken herausgerissen. Der hoffnungslose, vorwarnende Saint-Nicaise hatte die andere Hand, ein Bein, sein Kinn und seine rechte Wange verloren. Nach dem Beschuß war sein zerstörtes Gesicht für sie beide bezeichnend, ganz so, wie das Lächeln des Engels einmal seinen Trübsinn überstrahlt hatte. Nach dem Krieg ging in Reims die Rede, daß die *joie de vivre* im Lächeln des Engels in Wirklichkeit die Bomben auf ihn gezogen hätte. Die klugen Menschen von Reims geben, etwas subtiler, zu verstehen, es sei sein grämlicher Gefährte, jener verdrießliche Heilige, gewesen, der es nicht habe ertragen können, neben solcher Verzückung wie der des Engels finster dreinzuschauen; er sei es gewesen, der die Bomben auf sie beide lenkte.

In dieser Gegend Frankreichs heißt es gemeinhin,

die Moral des »Lächelns von Reims« sei: Wenn Krieg herrscht und du steckst drin, dann freu dich nicht; du beleidigst sowohl den Feind als auch deine Verbündeten. Aber diese Moral des »Lächelns von Reims« ist nicht sehr überzeugend. Die guten Leute von Reims haben nicht diesen Blick fürs Detail wie ich. Solange das Lächeln und der Kopf des Engels intakt sind, leidet der Heilige neben ihm. Sobald sein Lächeln und der Rest seines Kopfes ihn verlassen haben, wirkt dieser Heilige – trotz neuer, eigener Wunden – zufriedener. Die Moral des »Lächelns von Reims« lautet *meiner* Ansicht nach, daß ein unglücklicher Mann keine glückliche Frau ertragen kann. Saint-Nicaise hätte dem Engel mit oder ohne Hilfe des Ersten Weltkriegs das Lächeln, wenn nicht gar den Kopf genommen.

Und dieser gottverdammte Severin Winter hätte Edith mit mir oder ohne mich angetan, was er ihr angetan hat!

»Hab Geduld«, pflegte Utsch in den ersten Runden ihres Kampfes mit meiner Sprache zu sagen.

Okay, Utsch. Ich sehe die Nahaufnahmen der Beschießung von Reims. Die Teleaufnahme ist immer noch unklar. Es gibt da eine lange, breite, von der Kathedrale aus fotografierte Ansicht der zerschossenen Stadtviertel, aber weder ich noch die gescheiterten Leute von Reims haben daraus eine Moral abgeleitet. Wie ich schon riet, vergiß den Weitwinkel. Ich sehe auch Edith und Severin Winter nur in Nahaufnahme. Wir Verfasser historischer Romane brauchen Zeit. Hab Geduld.

Severin Winter – dieses schlichte Gemüt, dieser sture Preuße! – hatte sogar ein Stück Geschichte mit Utsch gemeinsam, soweit das überhaupt eine Rolle spielte. Die Geschichte lügt bisweilen. So zählt man zum Beispiel die Enthauptung des Engels namens »Das Lächeln von Reims« und die übrigen der Kathedrale von Reims beigebrachten Schäden zu den *menschlichen* Greuern des Ersten Weltkrieges. Wie schmeichelhaft für einen Engel! Wie bizarr für eine Skulptur! Den Verlust von Kunstwerken für etwas Ähnliches zu halten wie die Vergewaltigung, Verstümmelung und Ermordung von Französisinnen und Belgierinnen durch die *boches*! Der einer Statue namens »Das Lächeln von Reims« zugefügte Schaden läßt sich mit dem Aufspießen von Kindern auf Bajonette nicht ganz vergleichen. Die Menschen achten die Kunst zu hoch und die Geschichte nicht genug.

Ich sehe Severin Winter – diesen schmalzigen Liebhaber, diesen Opernnarren – immer noch vor mir, wie er in seinem von Pflanzen überwucherten Wohnzimmer stand wie ein gefährliches Tier, das einen botanischen Garten durchstreift, und zuhörte, wie Beverly Sills Donizettis »Lucia« sang.

»Severin«, sagte ich, »du verstehst sie nicht.« Ich meinte Utsch.

Aber er hörte nur Lucias Wahnsinn. »Ich finde, Joan Sutherland bringt diese Partie besser«, sagte er.

»Severin! Wenn diese Russen nicht versucht hätten, die Kuh wegzuschaffen, wäre Utsch dringebieben.«

»Sie hätte Durst bekommen«, sagte Severin. »Dann wäre sie rausgeklettert.«

»Sie hatte bereits Durst«, sagte ich. »Du kennst sie nicht. Wenn dieser Russe den Stall niedergebrannt hätte, wäre sie geblieben.«

»Sie hätte gerochen, daß der Stall brennt, und hätte zu entkommen versucht.«

»Und wenn sie gerochen hätte, daß die Kuh *brät*«, sagte ich, »Utsch wäre geblieben, bis sie selber gar gewesen wäre.«

Aber Severin Winter glaubte mir nicht. Was kann man von einem Ringertrainer schon erwarten?

Seine Mutter war Schauspielerin, sein Vater war Maler, sein Trainer sagte, er hätte ein Großer werden können. Vor mehr als zehn Jahren war Severin Winter bei den Big-Ten-Meisterschaften auf der Michigan State University Zweiter in der Klasse bis 71 Kilo. Er rang für die University of Iowa, und Zweiter bei den Big Ten war das Höchste, was er bei einem größeren Wettkampf oder einer Landesmeisterschaft je erreichte. Der Mann, der ihn im Finale der Big-Ten-Meisterschaft besiegte, war ein magerer, raffinierter Spezialist für Beingriffe namens Jefferson Jones von der Ohio State; er war ein Schwarzer mit einem knöchelharten Schädel, Handflächen von der Farbe blauer Flecken und einem Paar Knie wie Türknäufe aus Mahagoni. Severin Winter sagte, Jones habe eine Beinklammer so hart ansetzen können, daß man überzeugt gewesen sei, sein Becken habe jene seltsam weit auseinanderstehenden, spitzen Knochen eines Frauenbeckens. Wenn

Jones einen mit einem Einsteiger mit Halbnelson – zugewandtes Bein doppelt gehakelt, abgewandter Arm im Halbnelson – herumgerissen habe, behauptete Severin, habe er einem irgendwo nahe der Wirbelsäule die Blutzirkulation abgeschnitten. Und nicht einmal Jones war gut genug für eine Landesmeisterschaft; er gewann nie eine, obwohl er zwei Jahre hintereinander Meister der Big Ten wurde.

Severin Winter kam einem Landesmeistertitel niemals nahe. In dem Jahr, in dem er Zweiter bei den Big Ten wurde, kam er bei den nationalen Titelkämpfen auf Platz sechs. Er wurde im Halbfinale vom Titelverteidiger von der Oklahoma State geschultert und im zweiten Durchgang der Trostrunde von einem künftigen Geologen von der Colorado School of Mines erneut geschultert. Und beim Kampf um den fünften Platz verlor er gegen Jefferson Jones von der Ohio State wiederum eindeutig nach Punkten.

Ich verbrachte einmal einige Zeit mit dem Versuch, mit den Ringern zu sprechen, die Severin Winter besiegt hatten; mit einer Ausnahme erinnerte sich keiner von ihnen daran, wer er war. »Na ja, man erinnert sich nicht an jeden, den man besiegt hat, aber man erinnert sich an jeden, der einen selbst besiegt hat«, sagte Winter gern. Doch ich stellte fest, daß Jefferson Jones, Ringertrainer an einer High-School in Cleveland, sich sehr gut an Severin Winter erinnerte. Insgesamt hatte Winter in einem Zeitraum von drei Jahren fünfmal gegen Jefferson Jones gerungen; Jones hatte ihn jedesmal besiegt.

»Der Junge ist einfach nicht an mich ran gekommen, wissen Sie«, sagte Jones zu mir. »Aber er war einer von denen, die ständig angriffen. Er griff einen einfach ständig an, wenn Sie wissen, was ich meine. Man drückte ihn in die Bauchlage, und er strampelte sich ab wie ein steifer alter Hund, um wieder auf Hände und Knie zu kommen. Man drückte ihn einfach wieder in die Bauchlage, und er kam wieder hoch. Er griff einfach ständig an, und ich hab einfach ständig die Punkte gemacht.«

»Ja, aber war er denn überhaupt *gut*?« fragte ich.

»Na ja, er hat mehr gewonnen als verloren«, sagte Jones. »Bloß an *mich* ist er nicht ran gekommen.«

Ich spürte bei Jefferson Jones eine Einstellung, die Severin häufig auf mich ausstrahlte. Das Ego eines Ringers scheint noch lange, nachdem er für seine Gewichtsklasse zu schwer geworden ist, in Form zu bleiben. Vielleicht neigen sie wegen ihrer früheren Gewichtmacherei zu Übertreibungen. So ist es beispielsweise irreführend, Winter die Heldentaten seiner Vorfahren schildern zu hören.

Seine Mutter war die Wiener Schauspielerin Katrina Marek. Soweit stimmt seine Geschichte. Katrina Mareks letzte Vorstellung im Ateliertheater in Wien fand am Donnerstagabend, den 10. März 1938 statt. Die Zeitungen behaupteten, sie sei eine »verblüffende« Antigone gewesen, was zu dieser Zeit eine passende Rolle für sie gewesen zu sein scheint; sie dürfte als Kostüm weite Gewänder benötigt haben, denn sie war im achten Monat mit Severin schwanger. Die Frei-

tagsvorstellung wurde wegen ihres Nichterscheins abgesagt. Das wäre dann der schwarze Freitag, der 11. März 1938, gewesen, der Tag, an dem der Anschluß beschlossen wurde, der Tag, bevor die Deutschen in Österreich einmarschierten. Katrina Marek erfuhr die Neuigkeit frühzeitig und brachte sich und ihren Fötus rechtzeitig außer Landes.

Sie nahm ein Taxi. Anscheinend stimmt sogar so viel von Winters Geschichte. Sie nahm tatsächlich ein Taxi – sie, ihr Fötus und eine Mappe mit Zeichnungen und Gemälden ihres Mannes. Die Gemälde, Öl auf Leinwand, waren von den Keilrahmen abgenommen und zusammengerollt worden.

Severins Vater, der Künstler, kam nicht mit. Er gab Katrina die Zeichnungen und Gemälde und sagte ihr, sie solle bis zur Schweizer Grenze das Taxi nehmen, einen Zug nach Belgien oder Frankreich nehmen, ein Schiff nach England nehmen, nach London gehen, die zwei oder drei Maler in London ausfindig machen, die seine Arbeit kannten, sie bitten, in London ein Theater ausfindig zu machen, das die österreichische Schauspielerin Katrina Marek engagieren würde, und jedem, der einen Beweis verlangte, wer sie sei, die Zeichnungen und zusammengerollten Leinwände zeigen. Sie sollte sagen: »Ich bin Katrina Marek, die Schauspielerin. Mein Mann ist der Wiener Maler Kurt Winter. Ich bin ebenfalls Wienerin. Sehen Sie, ich bin schwanger ...« Aber das konnte zweifellos jeder sehen, selbst wenn sie als Antigone kostümiert war.

»Krieg bloß das Baby nicht, ehe du in London

bist«, sagte Kurt zu Katrina. »Du wirst keine Zeit haben, ihm einen Paß zu besorgen.« Dann küßte er sie zum Abschied, und sie fuhr am schwarzen Freitag, dem Tag, bevor die Deutschen einfuhren, aus Wien hinaus.

Unglaublicherweise erfaßte die erste Verhaftungswelle der Gestapo allein in Wien sechsundsiebzigttausend Menschen. (Da stiegen Katrina Marek und der ungeborene Severin Winter gerade in St. Gallen in einen Zug nach Ostende.) Und der Vater, der zurückblieb? Laut Severin blieb sein Vater zurück, weil er sich der Revolution verschrieben hatte, weil es immer noch etwas gab, was ein Held tun konnte. Beispielsweise fuhr jemand den wagemutigen, kriminellen Zeitungsverleger Lennhoff bei Kittsee über die ungarische Grenze – nachdem er von den Tschechen abgewiesen worden war. Wieder wurde ein Taxi benutzt. Kurt Winter hätte Lennhoffs Leitartikel über den deutschen Putsch noch zur Mittagszeit lesen und trotzdem ungestraft davonkommen können; Hitler war zur Mittagszeit erst in Linz. »Das war ganz schön knapp«, hat Severin Winter zugegeben. Das erste Mal, als er die Geschichte erzählte, hörte es sich so an, als sei sein Vater der Fahrer des Taxis gewesen, das Lennhoff nach Ungarn fuhr. Später wurde das verworren. »Nun ja, er hätte der Fahrer sein *können*«, sagte Winter. »Ich meine, er brauchte einen gewichtigen Grund, um zurückzubleiben, oder?«

Und dann die Sache mit dem Tiergarten. Da habe ich die Fakten überprüft, und sie ist zumindest belegt.

1945, kurz bevor die Russen Wien erreichten, wurde der gesamte Tiergarten *aufgegessen*. Natürlich waren, als die Menschen hungriger wurden, hier und da schon kleine Gruppen von Plünderern, zumeist nachts, mit einer Antilope oder einem Zebra entwischt. Wenn die Menschen am Verhungern sind, ist es irgendwo albern, all dieses Wild zu versorgen. Doch die Reservisten der Armee waren in dem großen, weitläufigen Tier- und botanischen Garten auf dem Gelände von Schloß Schönbrunn Tag und Nacht auf Wache. Winter hat angedeutet, die Reservisten hätten den armen Menschen die Tiere als Rationen zugeteilt, immer eins aufs Mal – eine Art Schwarzmarkt-Zoo, ihm zufolge. Aber dann wird die Geschichte zweifelhaft. Spät in der Nacht des 1. April 1945, zwölf Tage bevor die Sowjets Wien einnahmen, versuchte irgendein Schwachkopf, alle Tiere herauszulassen.

»Mein Vater«, sagte Winter einmal, »liebte Tiere und war genau die richtige Sorte Pfundskerl für den Job. Er war ein glühender Antifaschist, und es muß seine letzte Tat für den Untergrund gewesen sein ...«

Denn natürlich wurde der arme Schwachkopf, der diese Tiere herausließ, sofort aufgefressen. Schließlich waren die Tiere auch hungrig. Die befreiten Tiere brüllten so laut, daß die hungrigen Kinder aufwachten. Der Zeitpunkt war so gut wie jeder andere, um das letzte Vieh in Wien zu schlachten; die Sowjets waren schon in Budapest. Welcher vernünftige Mensch würde der russischen Armee einen Zoo voller Essen überlassen?

»Und so ging der Plan in die Hose«, hat Winter gesagt. »Anstatt sie freizulassen, brachte er sie um, und sie fraßen ihn zum Dank dafür auf.«

Nun ja, falls ein solcher Plan je existiert hat und falls Winters Vater mit dieser Zoopleite überhaupt mehr zu tun hatte als mit Lennhoffs Flucht. Falls er zurückblieb, warum dann nicht Heldentum als Grund angeben?

Utsch sagt, sie könne Severins Regung nachempfinden. Das glaube ich gern! Ich habe mir einmal meine eigenen Gedanken über Utschs und Severins ähnliche Vorfahren gemacht. Was, wenn Utschs Vater, der Saboteur von Messerschmitts in Wiener Neustadt, es mit zweien getrieben und ein Doppelleben geführt hätte? Was, wenn er in Wien, wo er den flotten, jungen Künstler mimte, diese junge Schauspielerin angebufft, mit einem Haufen Zeichnungen und Gemälde eine Vaterschaftsklage abgebogen, die Messerschmitts in die Luft gejagt hätte, gefaßt, aber nicht umgebracht worden wäre (er entkam irgendwie), keine Lust gehabt hätte, zu einer vergewaltigten Frau nach Eichbüchls zurückzukehren, sich am 1. April 1945 besonders schuldig gefühlt und versucht hätte, mit der Befreiung des Tiergartens seine Sünden zu sühnen?

Sie sehen, wir Verfasser historischer Romane müssen uns für das, was hätte geschehen können, ebenso sehr interessieren wie für das, was geschehen ist. Meine Version würde Severin Winter und Utsch zu Verwandten machen, was Teile ihrer späteren Verbindung erklären würde, die für mich merkwürdig bleiben.

Aber manchmal beruhigt mich der Gedanke, daß sie einfach ihre Kriegsgeschichten gemeinsam hatten. Zwei Schwergewichtler aus Mitteleuropa mit ihrer gebündelten Wurstigkeit! Wenn Utsch ärgerlich war, reduzierte sie die Welt gern auf einen Orgasmus. Severin Winter traute der Welt selten viel mehr zu. Aber wenn ich es mir überlege, hatten sie mehr als einen Krieg gemeinsam.

So sind beispielsweise diese zusammengerollten Leinwände und Zeichnungen, die Kurt Winter Katrina Marek gab, sehr verräterisch. Den ganzen Weg nach England über sah sie sie nicht ein einziges Mal an, doch am britischen Zoll war sie verpflichtet, die Mappe zu öffnen. Es waren alles Akte von Katrina Marek, und es waren alles erotische Akte. Das überraschte Katrina ebenso sehr, wie es den Zollbeamten überraschte, denn Kurt Winter war an Akten oder irgendeiner anderen Form von erotischer Kunst nicht interessiert. Am bekanntesten war er durch ziemlich regenbogenfarbige Koloristenarbeiten und durch einige erfolglose Variationen von Schiele und Klimt, zwei österreichischen Malern, die er zu sehr nachahmte und bewunderte.

Katrina stand verlegen am Zollscharter, während ein interessierter Zollbeamter eingehend jede Zeichnung und jedes Gemälde in der Mappe ihres Mannes betrachtete. Sie war hochschwanger und sah vermutlich sehr mitgenommen aus, aber der Zollbeamte, der sie (für eine der Zeichnungen als Bestechungsgeld) gnädig nach England hereinließ, sah sie wahrscheinlich mehr,

wie Kurt Winter sie gesehen hatte – weder schwanger noch angegriffen.

Und von den Malern, die Katrina helfen sollten, in London Arbeit als Schauspielerin zu finden, wurde natürlich nicht erwartet, daß sie sich verpflichtet fühlten, diesen Dienst aus Achtung für die *Kunst* von Kurt Winter zu leisten. Er schickte keine Kunst nach England; er schickte eine österreichische Schauspielerin mit kümmerlichem Englisch, schwanger, anmutlos und verschreckt, in ein englischsprachiges Land, wo es niemand gab, der sich um sie kümmerte. Was er ihr in der Mappe mitgab, war Reklame für sie selbst.

Maler und Galeriedirektoren und Theaterintendanten sagten zu Katrina: »Äh, Sie sind hier das Modell, nicht wahr?«

»Ich bin die Frau des Malers«, sagte sie dann. »Ich bin Schauspielerin.«

Und sie sagten: »Ja, aber auf diesen Gemälden und Zeichnungen, da sind sie das Modell, richtig?«

»Ja.«

Und trotz ihres Neunmonateumfangs, der Severin Winter war, sahen sie sie anerkennend an. Man kümmerte sich gut um sie.

Severin wurde im April 1938 in einem guten Krankenhaus in London geboren. Ich war auf der Party zu seinem fünfunddreißigsten Geburtstag und hörte zufällig, wie er Utsch, als er völlig betrunken war, erzählte: »Mein Vater war ein miserabler Maler, wenn du's genau wissen willst. Aber in anderer Hinsicht

war er ein Genie. Außerdem wußte er, daß meine Mutter eine miserable Schauspielerin war, und er wußte, wir würden in London alle verhungern, wenn wir zusammen dort hingingen. Also setzte er meine Mutter ins beste Licht, in dem er sie sich vorstellen konnte, und entfernte sich aus dem Gesamtbild. Und es *war* auch ihr bestes Licht«, sagte er zu Utsch. Er legte die Handfläche flach auf Utschs Bauch, ein Stückchen unter dem Nabel. Er war betrunken, als ich ihn je gesehen hatte. »Und es ist bei uns *allen* das beste Licht, wenn du's genau wissen willst.« Damals war ich erstaunt, daß Utsch ihm beizupflichten schien.

Severins Frau Edith hätte ihm nicht beigepflichtet. Sie hatte zartere Knochen. Sie war die schickste Frau, die ich je gekannt habe. Sie – und was man sich von ihr vorstellte – hatte so viel natürlichen, guten Geschmack, daß es stets ein Schock war, Severin neben ihr zu sehen, der wie ein tapsiger, schlecht dressierter Bär neben einer Tänzerin aussah. Edith war eine ungezwungene, hochgewachsene, anmutige Frau mit sinnlichem Mund und den überzeugendsten, reifsten Bewegungen in ihren knabenhaften Hüften und langfingrigen Händen; sie hatte schlanke, seidige Beine, war so klein- und hochbrüstig wie ein junges Mädchen und ebenso achtlos mit ihrem Haar. Sie trug alle ihre Kleider so lässig, daß man sie sich darin schlafend vorstellen konnte, bloß daß man sich lieber erst gar nicht vorstellte, sie schlief in *irgendwelchen* Kleidern. Als ich sie kennenlernte, war sie fast dreißig – seit acht Jahren die Frau von Severin Winter, der *seine* Kleider

so trug, als seien sie alle härene Hemden von der falschen Größe; ein Mann, dessen Kleinheit einen wegen seiner Breite oder dessen Breite einen wegen seiner Kleinheit verblüffte. Er war ein Meter siebzig groß und vielleicht neun Kilo über seiner früheren 71-Kilo-Gewichtsklasse. Seine Rücken- und Brustmuskeln wirkten wie in Platten übereinandergeschichtet. Seine Oberarme schienen dicker zu sein als Ediths herrliche Oberschenkel. Sein Hals war eine Belastungsprobe für das bestgemachte Hemd der Welt. Er kämpfte gegen einen kleinen, fast unmerklichen Bauch, in den ich ihn gern knuffte, weil er ihm so bewußt war. Er fühlte sich so stramm und zähledrig an wie ein Football. Er hatte einen wuchtigen, helmförmigen Kopf mit einer dichten, dunkelbraunen Haarmatte, die auf seinem Kopf saß wie die Strickmütze eines Skifahrers und wie eine geschorene Mähne knapp über die Ohren quoll. Er hatte ein Blumenkohlohr, und das verbarg er gern. Er hatte ein keckes Jungenlächeln, einen kräftigen Mund mit weißen Zähnen, darunter einen eigenartigen, schiefgeschlagenen unteren Zahn – aus dem, fast bis aufs Zahnfleisch, ein keilförmiger Splitter herausgebrochen war. Seine Augen waren groß und braun und standen weit auseinander, und auf seinem Nasenrücken war ein Knubbel, der nur auffiel, wenn man links von ihm saß, und, wo seine Nase ein weiteres Mal gebrochen gewesen war, eine Delle, die man nur sah, wenn man ihn direkt von vorn anblickte. Er sah nicht nur wie ein Ringer aus, sondern das Ringen war für ihn eine ständige Metapher – häufig eine gemisch-

te, da er sowohl romantisch als auch praktisch veranlagt war. Seine Gebärden waren die eines dressierten Wilden; er war grob und ritterlich; er hielt viel auf Würde, wirkte aber oft lächerlich fehl am Platze. Bei unseren Fakultätskonferenzen stand er im Ruf zweisprachiger Beredsamkeit, einer streitbaren Überzeugung, daß das Bildungswesen den Dilettanten und »Gegenwartsaposteln« anheimfalle, des Grundsatzes, daß die »Kenntnis der elenden Vergangenheit« unerläßlich sei und daß für jeden Graduierten eines College mindestens drei Jahre einer Fremdsprache obligatorisch sein sollten. (Er war Dozent für Deutsch.) Selbstredend stichelte man gegen ihn, aber man stichelte vorsichtig. Er war ein zu athletischer Debattierer, als daß man ihn leichtfertig provozierte; er hatte den Sarkasmus zu schmerzhafter Schärfe entwickelt und besaß die zweifelhafte Fähigkeit, in einer Welt (wie dem akademischen Ausschuß), wo Weitschweifigkeit eine Tugend ist, jedermann totzureden. Außerdem war es trotz seiner Zugehörigkeit zur Deutschen Abteilung wohlbekannt, daß er der Ringertrainer war. In der Hinsicht war er geradezu stur, besonders Fremden gegenüber. Wenn er vorgestellt wurde, gab er nie zu, daß er an der Deutschen Abteilung lehrte.

»Sind Sie an der Universität?«

»Ja, ich trainiere die Ringer«, pflegte Severin Winter zu sagen. Einmal sah ich Edith zusammenzucken.

Aber er schüchterte nie durch körperliche Gewalt ein. Auf einer Party für neue Fakultätsmitglieder hatte er Streit mit einem Bildhauer, der einen kräftigen Ha-

ken in Winters irreführenden Football von einem Bauch schlug. Obwohl der Bildhauer einen Kopf größer war als Winter und fünf Kilo schwerer, ließ sein Schlag seinen Arm abprallen wie Totgewicht von einem Trampolin. Winter rührte sich kein bißchen. »Nein, nein«, sagte er ungeduldig zu dem Bildhauer. »Sie müssen Ihre Schulter in den Schlag legen, Ihr Gewicht von den Fersen wegverlagern ...« Es gab keine Andeutung von Vergeltung; er spielte den Trainer, eine harmlose Rolle.

Sein Beharren auf dem Sportleben – mit dem er mehr als ein paar Freunde langweilte – ließ mich einmal argwöhnen, er sei überhaupt nie ein guter Ringer gewesen, und als man mich daher bat, an der University of Iowa über den historischen Roman zu lesen, dachte ich mir, ich könnte ja einmal Winters früheren Trainer aufsuchen. Ich hatte plötzlich die Vorstellung, Jefferson Jones von der Ohio State könnte einen Gegner, den er in fünf Kämpfen fünfmal besiegt hatte, *erfunden* haben.

Ich hatte keine Schwierigkeiten, den Trainer zu finden, der als Ruheständler in irgendeinem ehrenamtlichen Job im Sportinstitut herumbiesterte, und fragte ihn, ob er sich an einen 71-Kilo-Mann namens Severin Winter erinnere.

»Ob ich mich an ihn erinnere?« sagte der Trainer. »Doch, der hätte ein Großer werden können. Er hatte alles drauf, und den Willen, und er griff einen ständig an, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Ich sagte ja.

»Aber die großen Kämpfe hat er versiebt«, sagte mir der Trainer. »Psychisch hat er eigentlich nicht versagt. Man kann's nicht als Verkrampfen bezeichnen – das eigentlich nicht. Aber er machte einen Fehler. Er machte nur *große* Fehler«, befand der Trainer, »und nicht zu viele. Bei den großen Kämpfen ist allerdings ein Fehler genug.«

»Das glaube ich gern«, sagte ich. »Aber in einem Jahr wurde er doch Zweiter bei den Big Ten, in der Klasse bis 71 Kilo?«

»Stimmt«, sagte der Trainer. »Aber die Gewichtsklassen haben sich seit damals geändert. Das ist heute nämlich die 72-Kilo-Klasse. Früher waren's 56, 59, 62, 67, 71 und so weiter, aber heute sind's 54, 57, 61, 64, 68, 72 und so weiter – wissen Sie.«

Ich wußte es nicht, und es war mir völlig egal. Jeder sagt, das akademische Leben sei ein einziges, langes Gebet ans Detail, aber was ein Leben voller endloser, langweiliger Statistiken angeht, ist der Sport kaum zu übertreffen.

Gelegentlich tadelte ich Winter wegen seiner großen Liebe. »Als ehemaliger 71-Kilo-Mann muß es schön sein, Severin, sich mit einem Gebiet zu beschäftigen, das sich in zehn Jahren um ein Kilo verändert hat.«

»Was ist mit der Geschichte?« sagte er dann. »Um wieviel Kilo hat sich die Zivilisation verändert? Ich würde schätzen, um ungefähr hundert Gramm seit Jesus und ungefähr fünfzehn Gramm seit Marx.«

Winter war ein gebildeter Mann, sein Deutsch war

natürlich perfekt, und offensichtlich war er ein guter Lehrer – obwohl einiges dafür spricht, daß Muttersprachler nicht immer die besten Lehrer ihrer Sprache abgeben. Er war ein guter Ringertrainer, aber wie er den Job bekam, war reiner Zufall. Er wurde eingestellt, um Deutsch zu unterrichten, aber er versäumte nie ein Ringertraining und wurde ziemlich rasch inoffizieller Assistent des Cheftrainers, eines klotzigen Schwergewichtlers aus Minnesota, der damals, als Winter für Iowa rang, sowohl Big-Ten- als auch Landesmeister gewesen war. Der Ex-Schwergewichtler starb kurz darauf an einem Herzinfarkt, als er gerade das Ansetzen eines Achselwurfs demonstrierte. (Winter sagte: »Ich fand, er sah so aus, als würde er ihn ganz falsch ansetzen.«) Mitten in der Saison vom Verlust des Trainers überrascht, bat das Sportinstitut Winter, einzuspringen. Er erzählte Edith, es sei sein heimlicher Ehrgeiz gewesen. Seine Mannschaft beendete die Saison so stark, daß er fürs nächste Jahr als Cheftrainer verpflichtet wurde, was ein nur geringes, nie angesprochenes Ärgernis unter den kleinlicheren Angehörigen der Fakultät erregte, die ihm das doppelte Gehalt neideten. Nur seine Feinde in der Abteilung für Sprache und Literatur behaupteten je, Winter widme wegen seiner neuen Arbeitsbelastung seinen Deutschstudenten nicht genügend Zeit. Natürlich wurde diese Verstimmung ihm gegenüber nie geäußert. Tatsächlich stiegen die Einschreibungen in Deutsch sprunghaft an, da Winter von jedem Mitglied der Ringermannschaft verlangte, daß er sein Fach belegte.

Winter behauptete, das Ringen helfe ihm als Deutschlehrer. (Doch er pflegte zu behaupten, es helfe ihm bei allem, was er tue – ja, er behauptete es laut und in unterschiedlicher Gesellschaft, die Hand auf Ediths glattem Hintern, wobei er sie unversehens anschubste und ihren Drink zum Schwappen brachte: »Damit klappt eben alles ein bißchen besser!«)

Ihre Zuneigung zueinander wirkte echt, wenn auch seltsam. An dem ersten Abend, an dem Utsch und ich bei ihnen aßen, fuhren wir sehr von ihnen angetan nach Hause.

»Gott, ich finde, er sieht aus wie ein *Troll*«, sagte ich zu Utsch.

»Ich glaube, dir gefällt, wie *sie* aussieht«, sagte Utsch.

»Er ist beinahe grotesk«, sagte ich, »wie ein riesiger Zwerg ...«

»Ich kenne dich«, sagte Utsch; sie legte ihre schwere Hand auf meinen Oberschenkel. »Du stehst auf ihre Sorte, auf den Knochen im Gesicht – die Lebensart, würdest du sagen.«

»Er hat fast keinen Hals«, sagte ich.

»Er sieht sehr gut aus.«

»Du findest ihn *attraktiv*?« fragte ich sie.

»O ja, mehr als das. Und findest du *sie* auch attraktiv?«

»O ja, mehr als das«, sagte ich. Ihre kräftige Hand drückte mich; wir lachten.

»Weißt du was?« sagte sie. »Er macht die ganze Kocherei.«

Ich würde sagen, daß Severin beim Zubereiten von Essen kein Wilder war – nur beim Essen. Nach dem Essen saßen wir in ihrem Wohnzimmer; ihr Sofa stand im Bogen um einen Kaffeetisch, wo wir Brandy tranken. Winter plünderte immer noch das Obst und den Käse, warf Trauben ein, zersäbelte Birnen – Brocken von Brie auf Brot und Klumpen von Gorgonzola. Er trank weiter seinen Tischwein, um auf seinen Brandy nachzuspülen. Utsch war schläfrig. Sie legte ihren bloßen Fuß auf den Tisch, und Winter ergriff ihn am Knöchel und betrachtete ihre Wade, als sei sie auszuhebendes Fleisch.

»Seht euch dieses Bein an!« rief er. »Seht euch den Umfang der Fessel an, die Breite des Fußes!« Er sagte zu Utsch etwas auf deutsch, das sie zum Lachen brachte; sie war überhaupt nicht böse oder verlegen. »Seht euch diese Wade an. Aus diesem Holz sind Bauern geschnitzt«, sagte Winter. »Das ist der Fuß der Äcker! Das ist der Fuß, der die Armeen hinter sich ließ!« Er sprach weiter deutsch; er billigte eindeutig Utschs stämmigen Körper. Sie war kleiner als er – nur ein Meter fünfundsechzig groß. Sie war rundlich, breithüftig, vollbrüstig, mit einer Wölbung am Bauch und muskulösen Beinen. Utsch hatte ein Hinterteil, auf dem ein Kind sitzen konnte, wenn sie stand, aber sie hatte kein Fett an sich; sie war zäh. Sie hatte jenes breite Gesicht Mitteleuropas: hohe Wangenknochen, ein wuchtiges Kinn und einen breiten Mund mit dünnen Lippen.

Utsch sprach deutsch mit Severin; es war ange-

nehm, ihrem singenden Wiener Dialekt zuzuhören, doch ich wünschte, ich könnte sie verstehen. Als er ihr Bein losließ, ließ sie es auf dem Tisch liegen.

Ich griff zur Kerze und gab Edith Feuer, dann mir selbst. Weder Utsch noch Severin rauchten. »Ich höre, Sie schreiben«, sagte ich zu Edith.

Sie lächelte mich an. Natürlich wußte ich da, woher ihr Lächeln stammte und wohin wir uns alle bewegten. Ich hatte zuvor nur ein ebenso zuversichtliches Lächeln wie Ediths gesehen, und Ediths Lächeln war noch unbekümmerter und verlockender als das auf der Postkarte von dem Engel namens »Das Lächeln von Reims«.

Kundschafterberichte: Edith
(Klasse bis 57 Kilo)

Edith Fuller verließ die Prep School in der obersten Klasse, um mit ihren Eltern nach Paris zu gehen. Das waren die New Yorker Fullers, und mit dem Umzug war kein Streit verbunden; Edith freute sich wegzugehen, und ihr Vater sagte, sie solle ihre Zeit nicht mit Bildung vergeuden, wenn sie in Paris leben könne. Sie ging dort auf eine gute Schule, und als ihre Eltern nach New York zurückkehrten, beschloß sie, in Europa herumzureisen. Als sie in die Staaten zurückkehrte, um aufs College zu gehen, zeigte ihre Mutter Enttäuschung darüber, daß Edith »ihre natürliche Schönheit auf unnatürliche Weise unterdrücke, bloß um wie eine Schriftstellerin auszusehen«. Auf dem Sarah Lawrence College sah Edith zwei Jahre lang wie eine Schriftstellerin aus – was die einzige Reiberei mit ihren Eltern verursachte, die es je gab. Tatsächlich sah sie in Wirklichkeit so aus, als reise sie immer noch in Europa herum; daß sie Schriftstellerin war, hatte nichts damit zu tun. Als ihr Vater plötzlich starb, verließ sie das Sarah Lawrence und zog zu ihrer Mutter nach New York. Da sie keinen Grund sah, ihre Mutter noch mehr aufzuregen, nahm sie sich wieder der Pflege ihrer »natürlichen Schönheit«

an und stellte fest, daß sie trotzdem noch schreiben konnte.

Edith war dabei behilflich, ihrer Mutter einen Job zu finden – nicht daß irgendeiner von den New Yorker Fullers je einen Job gebraucht hätte, aber ihre Mutter brauchte etwas zu tun. Einer von Ediths Freunden leitete die Abteilung für Neuerwerbungen des Museum of Modern Art, und da sowohl Edith als auch ihre Mutter Möchtegern-Hauptfächler in Kunstgeschichte gewesen waren (keine von ihnen schloß je das College ab) und es in der Abteilung für Neuerwerbungen interessante ehrenamtliche Arbeit gab, ließ sich die Sache ohne weiteres einrichten.

Alle Freunde von Edith hatten interessante Jobs der einen oder anderen Art. Sie hatte sich nie mit College-Studenten verabredet, als sie auf dem College war; sie gefiel und fand Gefallen an älteren Männern. Der Freund vom Modern war damals vierunddreißig; Edith war einundzwanzig.

Sie verbrachte sechs Monate in New York und leistete ihrer Mutter Gesellschaft. Eines Abends forderte sie sie auf, sich mit ihr einen Film anzusehen, aber ihre Mutter sagte: »Ach, ich kann beim besten Willen nicht, Edith. Ich habe viel zuviel zu tun.« So fühlte Edith sich berechtigt, nach Europa zurückzukehren.

»Bitte glaub nicht, du müßtest wie eine Schriftstellerin *aussehen*, Liebes«, sagte ihre Mutter zu ihr, aber darüber war Edith hinaus. In Paris hatten die Fullers von ihrem Europajahr-Aufenthalt noch Freunde; sie konnte ein Zimmer in jemandes schönem Haus haben;

sie konnte schreiben; und nachts gäbe es interessante Dinge zu unternehmen. Sie war ein ernsthaftes junges Mädchen, das nie jemandem Sorgen gemacht hatte, sie ließ in Amerika keinen ernsthaften Freund zurück, und sie eilte nicht nach Europa, um einen kennenzulernen. Sie hatte nie einen ernsthaften Freund gehabt, und obwohl sie, wie sie mir später erzählte, tatsächlich gedacht hatte – im Hinterkopf, als sie New York verließ –, es sei vielleicht an der Zeit, »die Erfahrung zu machen, sich wirklich in jemanden zu verlieben«, wollte sie zuerst mit ihrer Schreiberei ein gutes Stück vorwärtskommen. Sie gab zu, daß sie keine Ahnung gehabt habe, wohin diese Schreiberei führen würde, ebensowenig wie sie sich »groß damit abgab, mir vorzustellen, wie dieser erste, wirkliche Liebhaber sein würde«. Sie hatte zuvor erst mit zwei Männern geschlafen, einer davon war der Mann, der beim Modern war. »Ich habe es nicht getan, um Mami den Job zu verschaffen«, erzählte mir Edith. »Sie hätte den Job von ganz allein gekriegt.« Er war verheiratet, er hatte zwei Kinder, und er sagte zu Edith, er wolle wegen ihr seine Frau verlassen. Edith hörte auf, mit ihm zu schlafen; sie wollte nicht, daß er seine Frau verließ.

In Paris brauchte sie einen Tag, bis man sie auch schon einlud, das üppige Gästezimmer und Studio im Hause eines der Pariser Freunde ihrer Eltern so lange zu benutzen, wie sie Lust hatte zu bleiben. Bei ihrem ersten Einkaufsbummel kaufte sie sich eine luxuriöse Schreibmaschine mit französisch-englischer Tastatur. Sie sah zwar nicht wie eine Schriftstellerin aus, aber

es war ihr mit einundzwanzig immerhin schon so ernst.

Anfangs verbrachte sie eine Menge Zeit damit, die Briefe ihrer Mutter zu beantworten. Ihre Mutter war begeistert von all den Forschungsprojekten, die man ihr übertrug. Sie war dafür zuständig, »abzurunden«, was die Sammlung ›Moderne Richtungen‹ genannt wurde. Das Museum of Modern Art besaß die meisten bedeutenden Vertreter jeder bedeutenden und unbedeutenden Richtung des zwanzigsten Jahrhunderts, aber es fehlten ihm noch einige unbedeutende Maler, und Ediths Mutter suchte verfügbare Gemälde unbedeutender Künstler mehr oder weniger bedeutender Schulen. Edith hatte von keinem der Maler, von denen ihre Mutter so gefesselt war, je gehört. »Aber ich empfand meine eigene Schriftstellerei als so unbedeutend«, erzählte sie mir, »daß ich so etwas wie rührseliges Mitgefühl für alle diese Unbekannten hatte.«

Wir müssen ähnliche Eltern gehabt haben. Meine Mutter begann gleichzeitig mit der Veröffentlichung meines ersten historischen Romans ein brennendes Interesse für unbedeutende Romanliteratur zu entwickeln. Die meisten historischen Romane sind natürlich ziemlich schlecht, aber meine Mutter fühlte sich gezwungen, sich in meinem Gebiet »auf dem laufenden zu halten«. Ich hatte noch nie irgendwelche historische Romane gelesen, aber sie nahm die Gewohnheit an, mir ihre raren Funde zu schicken; das dauert bis heute an.

Als ich, kurz nachdem mein erstes Buch erschienen war, nach Hause ging, um meine Eltern zu besuchen, empfing mich meine Mutter auf eine Weise an der Tür, die zu einem Ritual für alle meine Veröffentlichungen werden sollte. Sie sei gerade mit meinem Buch fertig geworden, sagte sie mir und drückte mir dabei die Hände; sie sei überrascht, wie sehr es sie bewegt habe, und (während wir auf Zehenspitzen durch die Halle gingen) mein Vater werde eben gerade damit fertig. Sie glaube, ihm habe gefallen, was er »bis jetzt« gelesen habe. Und wir stahlen uns durch das alte Haus und näherten uns meinem Vater in seiner Höhle, wie man sich an ein unberechenbares Tier heranschleichen würde, von dem es hieß, es »werde gerade« mit seinem rohen Fleisch »fertig«. Es wäre nicht tunlich aufzutauen, solange es noch fraß.

Wir umringten den eingesunkenen Lesesessel meines Vaters. Hinter ihm stehend, erkannte ich, daß er schlief. Er hatte die Eigenheit, seinen Scotch zwischen den Oberschenkeln einzuklemmen, wenn er einschlief; irgendwie entspannte er nie die Muskeln, und der Drink wurde nie verschüttet. Und überall um ihn herum waren Bücher aufgeschlagen, Bücher, mit denen er »gerade fertig wurde«. Gewöhnlich lagen mindestens zwei in seinem Schoß. Eines davon war meins, aber es war unmöglich zu erkennen, welches ihn in Schlaf versetzt hatte. Ich sah nie ein fertig gelesenes Buch in seinem Haus. Er sagte mir einmal, die Schlüsse aller Bücher stimmten ihn überwältigend traurig.

Er war Historiker; er hatte sechsunddreißig Jahre

lang in Harvard gelehrt. Als ich dort studierte, machte ich den Fehler, einen seiner Kurse zu belegen. Es war einer dieser Kurse über intellektuelle Probleme, auf die Harvard sehr stolz war. Das Problem in diesem Kurs bestand darin, zu entscheiden, ob Lenin für die russische Revolution notwendig war oder nicht. Hätte sie trotzdem stattgefunden? Hätte sie stattgefunden, *als* sie stattfand? War Lenin wirklich wichtig? Wie bei den meisten Kursen über intellektuelle Probleme wurde eigentlich nicht von einem erwartet, daß man zu einer Antwort kam. Ungefähr fünfzehn von uns spekulierten über die Frage. Auch mein Vater spekulierte in seinen Vorlesungen. In der letzten Vorlesung (ich sprach ihn mit »Sir« an) fragte ich ihn, ob er nicht kurz seine eigene Meinung darlegen wolle, da er ja wohl eine habe: *War Lenin notwendig?*

»Natürlich nicht«, sagte er, aber es ärgerte ihn, daß ich gefragt hatte; er gab mir ein »Befriedigend«. Es war das einzige »Befriedigend«, daß ich je irgendwo bekommen habe. Und als ich ihn fragte, was er von meiner Schriftstellerei halte – ich nähme an, daß er meine, der historische Roman sei sowohl für die Geschichte als auch für die Literatur schlecht, aber in meinem besonderen Fall ... »Genau«, sagte er.

Mein erster historischer Roman behandelte ein Jahr der großen Pest, wie sie Frankreich dezimierte. Ich konzentrierte mich auf ein kleines Dorf, und das Buch war eine erschreckend genaue, geradezu klinische Schilderung davon, wie alle sechundsiebzig Einwohner des Dorfes schließlich am Schwarzen Tod starben.

Es gab eine Menge Galgenbilder. »Mir gefällt es bis jetzt«, sagte mein Vater. »Ich bin noch nicht damit fertig, aber ich finde, es war klug von dir, ein *kleines* Dorf auszuwählen.«

Der Fan war meine Mutter. Sie schickte mir einen schlechten historischen Roman nach dem anderen, mit einem Rattenschwanz von Briefen, in denen es hieß: »Ich finde, Deine Bücher sind soviel besser!« Und nach jeder meiner Veröffentlichungen wiederholte sich das Ritual. Da stand ich vor der Tür in der Brown Street, Cambridge, dem einzigen Haus, in dem ich je aufwuchs oder zu dem ich je zurückkehrte. Anfangs kam ich allein, dann mit Utsch und dann mit unseren Kindern, und meine Mutter bat uns im Flüsterton herein: »Ich fand es ja so herrlich, und deinem Vater gefällt es sehr. Besser als das letzte, sagt er. Ja, ich glaube, er wird gerade damit fertig ...« Und wir stahlen uns die Halle hinunter, näherten uns der Höhle, sahen meinen Vater mit fest zwischen den Schenkeln eingeklemmtem Scotch schlafen. Mein Buch, und alle anderen lagen gleichsam angeklagt um ihn herum, möglicherweise schuld an seiner Betäubung.

Ich sah ihn auch nie mit einem Scotch fertig werden. Es war meine Mutter, die, wie Ediths Mutter, ihre Arbeit – wie unbedeutend auch immer – ernst nahm.

Ich glaube, daß Mütter in der Regel ernsthafter sind als Väter. Einmal setzte ich mich zu Tisch, tätschelte Utsch den Schenkel und füllte das halbleere Milchglas meines Sohnes mit Wein auf. »Hast du deine Kinder heute auch nur angesehen?« fragte mich Utsch. »Mach

die Augen zu, und sag mir, was sie anhaben.« Aber bei Severin Winter bricht meine Theorie zusammen. In ihrer Familie war *er* die Mutter.

Nicht mehr als eine Woche nachdem Utsch mich dabei ertappt hatte, wie ich Milch mit Wein mischte, waren wir in Winters belebter Küche; jedermanns Kinder wuselten herum, und Severin machte für uns alle seine Bouillabaisse. Edith und ich unterhielten uns am Küchentisch; Utsch schnürte jemandem den Schuh; und die jüngste Tochter der Winters starrte unverwandt auf den Ohrring ihrer Mutter. Ich hatte das Kind auch nichts sagen hören, aber plötzlich drehte sich Severin am Herd um und blaffte: »Edith!« Sie fuhr zusammen. »Edith«, sagte er, »deine Tochter, die dich den ganzen Tag ansieht, als wärest du ein Spiegel, hat dir schon viermal dieselbe Frage gestellt. Warum antwortest du ihr nicht?« Edith sah ihre Tochter an, überrascht, sie da sitzen zu sehen. Aber Utsch war im Bilde; auch sie hörte alles, was die Kinder je sagten.

Utsch sagte: »Nein, Dorabella, es tut nicht sehr weh.« Edith starrte ihre Tochter immer noch an, als habe sie gerade erfahren, daß dieses reizende Kind von ihrem Fleisch und Blut war.

»Tut es weh, sich die Ohren durchstechen zu lassen, Mami?« dröhnte Severin vom Herd.

Und Edith sagte: »Ja, ein bißchen, Fiordiligi.« Richtiger Name, falsche Tochter; wir wußten es alle; wir warteten darauf, daß Edith ihr Versehen bemerkte, aber sie tat es nicht.

»Das ist *Dorabella*, Edith«, sagte Severin; Dorabella

lachte, und Edith starrte sie an. Und Severin, wie um es Utsch und mir zu erklären, sagte: »Es ist verständlich. Vor ungefähr vier Jahren hat Fiordiligi Edith die gleiche Frage gestellt.«

Doch plötzlich war es ganz still in dieser lebensvollen Küche; nur die Bouillabaisse sprach. Vielleicht um die Spannung zu durchbrechen, die wir stets spürten, wenn wir die eigenartige Verbundenheit erkannten, die wir füreinander empfanden, sagte Severin (aber wie sonderbar, so etwas zu sagen!): »Tut es weh, sich die Zunge an ein Brotschneidebrett nageln zu lassen?«

Wir lachten alle. Warum? Ich dachte über uns vier nach, aber woran ich mich erinnerte, war die Antwort meines Vaters an einen Interviewer von der *Times*, der ihn gebeten hatte, ein paar Worte zu irgendeiner neuen Geste der amerikanischen Außenpolitik zu sagen, »unter Berücksichtigung der Subtilitäten, die uns Laien vielleicht entgangen sind«. »Sie ist ungefähr so subtil wie die russische Revolution«, hatte mein Vater gesagt. Niemand hatte genau gewußt, was er meinte.

Das schaurige Weitwinkelobjektiv meines Vaters. In bezug auf Lenin war ich ganz und gar nicht seiner Meinung. Lenin *war* notwendig. Die Menschen sind notwendig. (»Wie schön für dich«, sagte Severin einmal zu mir. »Edith ist auch eine Romantikerin.«) Und die schrecklichen Bücher meiner Mutter, denke ich manchmal, kamen der Wahrheit näher, als mein Vater je ihrer Erkenntnis kam. Edith und ich wurden, unserer selbst unsicher, als Snobs erzogen – verliebt in die Unschuld unserer Mütter.

In Paris ging Edith aus und las alles, was sie finden konnte über all die unbedeutenden Maler, die ihre Mutter in ihren Briefen erwähnte. Über manche von ihnen gab es nicht viel herauszufinden, aber sie versuchte es. Sie kam nicht viel zum Schreiben, und gerade als sie genügend Forschungsliteratur bewältigt hatte, um kenntnisreich auf die Interessen ihrer Mutter eingehen zu können, machte ihr der Vater des Haushaltes, dessen verwöhnter Gast sie war, einen Antrag. Er war stets sehr höflich und väterlich zu ihr, und sie hatte nie etwas geahnt. Eines Morgens schlug er sein weichgekochtes Ei zu hart auf; es flog aus dem Eierbecher und landete auf dem Perserteppich im Frühstückszimmer. Seine Frau lief in die Küche, um einen Schwamm zu holen. Edith bückte sich neben seinem Stuhl und tupfte ihre Serviette in den dottrigen Mansch auf dem Teppich. Er steckte seine Hand in ihr Haar und bog ihr überraschtes Gesicht zu sich auf: »Ich liebe dich, Edith«, krächzte er. Dann brach er in Tränen aus und verließ den Tisch.

Seine Frau kam mit dem Schwamm zurück. »Ach, ist er weggerannt?« fragte sie Edith. »Er regt sich so auf, wenn er etwas verdreckt.«

Edith ging auf ihr Zimmer und packte. Sie überlegte, ob sie ihrer Mutter schreiben und versuchen sollte, es ihr zu erklären. Sie war immer noch am Überlegen, was sie tun sollte, als das Mädchen die Post auf ihr Zimmer brachte. Dabei war ein neuer Brief ihrer Mutter über unbedeutende Maler. Ob Edith sich für eine Geschäftsreise nach Wien eben rasch von ihrer Arbeit

in Paris losreißen könne. Der Vorgesetzte ihrer Mutter war daran interessiert, eine der Sammlungen ›Moderne Richtungen‹ abzurunden. Natürlich hatten sie etwas aus der Wiener Secession; sie hatten Gustav Klimt, der (sagte Ediths Mutter) eigentlich nicht zum späten Wiener Jugendstil zähle, da er in Wirklichkeit ein Vorläufer der Expressionisten sei. An Wiener Expressionisten hatten sie Egon Schiele und Kokoschka und sogar einen Richard Gerstl (einen *wer?* dachte Edith). »Wir haben einen fürchterlichen Fritz Wotruba«, schrieb Ediths Mutter, »aber was wir brauchen, ist jemand aus den Dreißigern, dessen Arbeit beiläufig und epigonal und vergänglich genug ist, um das *Ganze* zu verkörpern.«

Der Maler, dem diese zweifelhafte Auszeichnung zufallen sollte, war an der Akademie Schüler von Herbert Boeckl gewesen. Er schien etwa um die Zeit »auf dem Höhepunkt seines Schaffens« gewesen zu sein, als die Nazis 1938 nach Österreich einmarschierten. Er war achtundzwanzig, als er verschwand. »Alle seine Bilder sind immer noch in Wien«, schrieb Ediths Mutter. »Vier hängen als Leihgabe im Belvedere, aber die meisten sind in Privathäusern. Sie gehören alle seinem einzigen Sohn, der anscheinend so viele davon verkaufen will, wie er kann. Wir brauchen bloß eins – allerhöchstens zwei. Du wirst Dias machen lassen müssen, und Du darfst Dich in Sachen Preis noch nicht festlegen.«

»Reise heute nach Wien ab«, telegrafierte Edith ihrer Mutter. »Froh, mal wegzukommen. Perfektes Timing.«

Sie flog von Orly nach Schwechat. Sie war drei Jahre zuvor im Dezember in Wien gewesen; sie hatte es gehaßt. Es war die mitteleuropäischste Stadt, die sie je gesehen hatte, und der kalte Schneematsch auf den Straßen schien mit zur gedrunghenen, barocken Schwere der Stadt zu gehören. Die Gebäude wie die Menschen schienen ihr eine ungesunde Farbe und schlechtsitzende kunstvolle Kleider zu haben. Es war nicht so freundlich wie ein Dorf, aber es hatte nichts von der Eleganz, die sie mit einer Großstadt verband. Sie hatte das Gefühl, der Krieg sei gerade erst vorbei. In der ganzen Stadt sah sie fortwährend Schilder, die auf die wenigen Kilometer bis Budapest hinwiesen; ihr war nicht klar gewesen, daß sie fast in Ungarn war. Sie verbrachte hier nur drei Tage und sah nur eine Oper, den ›Rosenkavalier‹; sie langweilte sie, obwohl sie fand, daß sie das eigentlich nicht hätte sollen, und in der Pause machte ein Mann einen plumpen Annäherungsversuch.

Aber als ihr Flugzeug aus Paris nun in Wien landete, war es eine andere Jahreszeit: Frühjahrs Wetter, feucht riechend von einem sonnigen Wind und einem grellblauen Bellini-Himmel. Die Gebäude, die damals alle so grau gewirkt hatten, leuchteten nun in so reichen und feinen Schattierungen; die dicken Putten und die Skulpturen überall wirkten wie ein von den Gebäuden herunterschwebendes, steinernes Willkommensfest. Die Leute gingen spazieren; die Bevölkerung schien sich verdoppelt zu haben. Etwas in der Atmosphäre war verändert, spürbar hauptsächlich am

Anblick von Kinderwagen; die Wiener fühlten sich wieder imstande, sich fortzupflanzen.

Der Taxifahrer war eine Frau, die das englische Wort »dear« kannte. »Sagen Sie mir, wo Sie hingebracht werden wollen, dear«, sagte sie. Edith zeigte ihr die Adressen im Brief ihrer Mutter. Sie wollte ein Hotel, das in der Nähe des Belvedere lag; wichtiger noch, sie wollte wissen, wo der Sohn des Malers wohnte. Der Sohn hatte vor ein paar Jahren an einer amerikanischen Universität graduiert und war nach Wien zurückgekehrt, weil seine Mutter im Sterben lag; später erbte er alle Gemälde des Vaters. Er wollte sich gerade lange genug in Wien aufhalten, um an der Universität einen Abschluß zu machen, und so viele von den Gemälden verkaufen, wie er konnte. Er hatte einen sehr gebildeten und geistreichen Brief an das Museum of Modern Art geschrieben. Er hatte mit den Worten begonnen, die Leute vom Modern hätten vermutlich nie von seinem Vater gehört, was verzeihlich sei, denn er sei kein sehr bedeutender Maler gewesen und sie müßten nicht das Gefühl haben, etwas verpaßt zu haben. Der Sohn war siebenundzwanzig, fünf Jahre älter als Edith. Sie fand heraus, daß seine Wohnung zwei Blocks vom Belvedere entfernt lag.

Die Fahrerin brachte sie zu einem Hotel am Schwarzenbergplatz. Vor dem Hotel stellten Kellner große, rot-weiß-blaue Cinzano-Schirme für das Café auf. Es war immer noch zu frisch, um lange draußen zu sitzen; die Sonne war schwach, aber Edith hatte das Gefühl, sie komme zu früh zu einer Party, die noch in

der Vorbereitungsphase war. Sie bedankte sich bei der Taxifahrerin, die sagte: »Okay, dear.«

Edith hatte noch etwas auf dem Herzen; sie wußte nicht, wie man den Vornamen des Sohnes aussprach. »Wie spricht man das aus?« fragte sie die Fahrerin und hielt ihr den Brief ihrer Mutter hin. Sie hatte den Namen unterstrichen: *Severin* Winter.

»Say-vah-rin«, flötete die Taxifahrerin.

Edith war überrascht, wie gern sie diesen Namen sagte. »Say-vah-rin«, sang sie in ihrem Hotelzimmer, während sie ein Bad nahm und sich umzog. Es lag immer noch Sonnenschein auf den Westfassaden der Gebäude am Schwarzenbergplatz. Hinter dem schäumenden Springbrunnen war das russische Kriegerdenkmal. Es war nicht mehr wie der Nachmittag des Tages, an dem ein Mann die Hand in ihr Haar gesteckt, »Ich liebe dich« gesagt hatte und dann in Tränen ausgebrochen war. Sie würde den beiden eines dieser überaus zarten Stücke Dresdner Porzellan schicken; sie ertappte sich bei einem Lächeln, als ihr einfiel, daß es vielleicht zerbrochen ankommen würde.

Sie zog eine seidige, schwarze, enganliegende Bluse und ein weiches, grau-blaues Kaschmirkostüm an. Sie schlang einen hellgrünen Schal zweimal um ein Handgelenk und verknotete ihn; sie machte solche Sachen und hatte damit Erfolg. »Say-vah-rin Vin-ter?« sagte sie mit ausgestreckter Hand, der helle Schal wie ein Angebinde.

Sie haßte das Telefon, also würde sie nicht anrufen; sie würde einfach einen Spaziergang machen und vor-

beischaun. Sie versuchte, sich den Sohn eines unbedeutenden Künstlers vorzustellen. Sie hatte keine Ahnung, ob er sie zu einem Drink einladen, sie zum Essen ausführen, einen Opernbesuch vorschlagen oder einen Anruf machen würde, um sich nachts das Belvedere aufschließen zu lassen – oder ob er arm und linkisch sein würde und eigentlich sie anbieten sollte, ihn zum Essen auszuführen. Sie wußte nicht, ob sie smart und geschäftsmäßig auftreten und sagen sollte, sie sei im Auftrag des Museum of Modern Art nach Wien gekommen, das in Beantwortung von Herrn Winters Schreiben bezüglich der Gemälde seines Vaters ... oder ob sie zugeben sollte, wie inoffiziell ihr Besuch eigentlich war.

Sie war so froh gewesen, Paris zu verlassen, daß sie gar nicht darüber nachgedacht hatte, was sie hier wollte, und nun kamen ihr sogar Zweifel, ob sie richtig angezogen war. Sie zog kniehoch, glänzendgrüne Stiefel an und beschloß, es dabei zu belassen. Recht wenig Menschen in Paris kleideten sich so wie Edith, und sie nahm an, daß es in Wien niemand tat. Severin Winter war schließlich in Amerika gewesen. Edith dachte immer an New York, wenn sie an Amerika dachte. Sie wußte nicht, daß Severin Winter die meiste Zeit in *Iowa* gewesen und seine Zeit abwechselnd mit dem Tragen von Kopfhörern in einem Sprachlabor und dem Tragen von Ohrenschützern auf einer Ringermatte zugebracht hatte (aus diesen und aus genetischen Gründen lagen seine Ohren flach am Kopf an).

»Say-vah-rin«, sagte sie wieder, als kostete sie Suppe. Sie malte sich einen dünnen, bärtigen Mann aus, der mehr wie Mitte Dreißig als siebenundzwanzig aussah. In Amerika hatte sie nicht einen graduierten Studenten je zweimal angeschaut, und sie konnte sich einen graduierten Wiener Studenten beim besten Willen nicht vorstellen. Einen Grad in was? Einen Dokortitel in unbedeutender Malerei?

Die Sonne fiel nur mehr auf die obere Reihe der Cupidos an den alten Gebäuden am Opernring. Sie würde einen Mantel tragen müssen. Sie hatte Lust, einen zu kaufen, aber sie erinnerte sich, daß österreichische Kleidung entweder aus Leder oder aus dickem, kratzigem Loden war, also zog sie ihr schwarzes Pariser Cape an. Es war ein bißchen schick; als sie sich darin sah, entschied sie, daß sie doch das Museum of Modern Art in New York vertrat – gerade aus Paris eingeflogen. Was schadete das schon?

Nach einem kurzen Gang stand sie vor dem Haus in der Schwindgasse, gleich um die Ecke vom Belvedere. Irgendwie war es schon dunkel. Die Straße war klein und kopfsteingepflastert; das Etagenhaus lag gegenüber der bulgarischen Botschaft und neben etwas, was der Polnische Lesesaal hieß; auf halbem Weg die Straße hinunter war ein düsteres Kaffeehaus von verblichener Eleganz. Sie las die messingnen Namensschilder in der Eingangshalle des Etagenhauses in der Schwindgasse und klingelte auf dem ersten Treppensatz. »Say-vah-rin«, flüsterte sie vor sich hin. Sie reckte das Kinn, darauf gefaßt, aufblicken zu müssen,

wenn er die Tür aufmachte; sie hatte entschieden, daß er dünn, bärtig und hochgewachsen sein würde. Zu ihrer Überraschung mußte sie leicht nach unten blicken. Der Junge in der Tür war glattrasiert und trug Turnschuhe, Jeans und ein T-Shirt; er sah wie der geschmackloseste amerikanische Tourist in Europa aus. Er trug ein schreiendes College-Buchstabenjackett, schwarz mit Lederärmeln und einem dicken, übergroßen goldenen »I« auf der Brust. Amerikanischer Barock, dachte Edith. Offenbar war er ein Freund aus Severin Winters College-Tagen.

»Wohnt hier Severin Winter?« fragte Edith, keineswegs sicher.

»Klar wohn ich hier«, sagte Severin; er hüpfte in der Tür nach hinten, mehr wie ein Boxer, der einen Gegner narrt, damit er ihm nachsetzt, als ein Mann, der jemanden hereinbittet. Aber sein Lächeln traf sie völlig unvorbereitet. Es war jugenhaft und war es doch nicht, und sie bemerkte den einen schiefen Zahn mit der bis aufs Zahnfleisch herausgeschlagenen, keilförmigen Lücke. Im Licht hinter ihm sah sie, daß sein Haar dicht und flauschig und sauber war. Es ist ein Bärenbaby, dachte sie, als sie hineinging.

»Mein Name ist Edith Fuller«, sagte sie und war überrascht, wie befangen sie sich in seiner Gegenwart fühlte. »Ich bin hier, um mir die Bilder Ihres Vaters anzusehen. Sie haben doch an das Museum of Modern Art geschrieben?«

»Ja, ja.« Er lächelte. »Aber ich hätte nie gedacht, daß sie wirklich eins *wollen*.«

»Nun ja, ich bin hier, um sie mir anzusehen«, sagte sie, und es war ihr peinlich, daß sie so kühl klang.

»Abends? Sieht man sich in New York Bilder nicht bei Tageslicht an?« fragte er. Sie fühlte sich verwirrt; dann erkannte sie, daß er sie aufzog; er steckte voller Späße, dieser Bär, und sie lachte. Sie betrat ein Wohnzimmer mit so vielen Bildern überall, daß sie nicht eins davon sah. Es war ein Zimmer mit mindestens vier Türen, die überallhin abgingen, und es war vollgestopft mit Büchern, Fotografien und Gegenständen von höchst eigenartigem Geschmack. Sie argwöhnte, daß das Wohnzimmer nur die Spitze eines Eisbergs war – ein Hügel eines Kontinents. Es war soviel Zeug in dem Zimmer, daß sie die Leute nicht bemerkte, und als ihr klar wurde, daß er sie vorstellte, zuckte sie leicht zusammen. Da war eine Frau, die neunundvierzig oder zweiundsechzig hätte sein können; sie trug ein schlampiges, schulterfreies Gewand, das auf eine Weise gerafft und gegürtet und geschlitzt war, die Edith nicht ergründen konnte – als sei es hastig aus einem Jugendstil-Bettlaken gemacht worden. Das war Frau Reiner. »Eine Freundin meiner Mutter«, sagte Severin Winter. »Sie war auch Modell.« Frau Reiners tiefgefurchtes Gesicht, ihr riesiger Mund und ihre trübe Haut waren alles, was Edith im Hinblick darauf beurteilen konnte, was Frau Reiner als Modell vorzuweisen hatte; ihr Körper verlor sich in ihrem kunstvollen Gewand.

Dann kamen zwei einander fast wie Zwillinge ähnelnde Männer, deren Namen so verblüffend waren

wie ihr Äußeres. Ihre Namen waren wie etwas auf einer Speisekarte, das unberaten zu bestellen man sich nicht trauen würde. Sie waren Mitte Sechzig und sahen aus wie Spione oder Gangster oder pensionierte Preisboxer, die öfter verloren als gewonnen hatten. Edith wußte damals nicht, daß sie wie liebevolle Onkel zu Severin Winter waren. Es waren Zivan Knesević und Vaso Trivanović, alte Četnic-Freiheitskämpfer, die am Ende des jugoslawischen Bürgerkriegs vor Tito und den Partisanen geflohen waren; wie viele andere hatten sie gefunden, daß Wien dem Osten nahe war. Sie hatten ebensoviel mit Severin Winters Aufzucht zu tun gehabt wie Katrina Marek. Sie hatten ihm beigebracht, wie man rang; sie hatten ihm gesagt, er solle nach Amerika ringen gehen und eines Tages die Russen besiegen. Sie waren ehemalige Mitglieder der jugoslawischen Freistilringermannschaft. Vaso Trivanović hatte 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin eine Bronzemedaille gewonnen; Zivan Knesević war fast genauso gut gewesen.

Wie zwei alte, der Rüstung entstiegene Ritter küßten Vaso und Zivan Edith die Hand. Aber Frau Reiner hielt die Hand hoch; verschwommen begriff Edith, daß sie sie küssen sollte, und sie tat es. Die Hand war die reinste Schmuckschatulle, voller Ringe; das Parfüm, stellte Edith mit Entsetzen fest, war das gleiche wie ihres. Einer ihrer Geschmäcker mußte fragwürdig sein.

Und um einen schweren Hartholztisch mit einem großen Keramikschachbrett in der Mitte bewegte sich

ruhelos Severin Winter mit der Anmut und Schnellekraft eines bizarr muskelbepackten Wildes. »Nehmen Sie etwas Kremser Schmidt?« fragte er Edith. »Oder ein Bier?«

Sie mochte kein Bier, und Kremser Schmidt hörte sich für sie nach einer Art Wurst an, aber sie traute sich und stellte zu ihrer Erleichterung fest, daß es ein schön gekühlter und anständiger Weißwein war.

Die alten Četnici quasselten auf serbokroatisch aufeinander ein. Sogar Edith erkannte, daß ihr Deutsch holprig war; einer von ihnen war leicht taub und mußte angebrüllt werden. Frau Reiner schenkte Edith ein riesiges Lächeln, als sei sie eine Vorspeise. Ihr war am wohlsten, wenn sie Severin ansah, der sich in bezug auf seine Freunde in ihren Augen radikal veränderte. Er wirkte wie ihr Herzensprinz; sie hatte noch nie jemand weniger Unbefangenen gesehen. Ein schrecklicher Plattenspieler spielte Mozart, und Severin konnte nicht stillsitzen; er wiegte sich auf seinem Stuhl; er warf den Kopf hoch. Warum trägt er dieses fürchterliche Jackett, dachte Edith, die sich vorstellte, er habe Narben auf den Armen.

Frau Reiner stellte Severin eine Frage nach der anderen, die er Edith übersetzte. »Frau Reiner meint, daß Sie dieses Cape niemals in Wien bekommen haben«, sagte er.

»Ich habe es in Paris bekommen«, sagte ihm Edith, und Frau Reiner nickte.

»Und Ihre Stiefel könnten nur aus New York sein?« Wieder richtig.

Keines der Colleges, die Edith einfielen, begann mit einem protzigen gelben »I«.

Irgendwie gingen sie alle zusammen aus. Edith dachte, sie müßten wie eine Zirkusnummer aussehen. Die beiden alten Ringer in ihren dunklen Geheimagentenanzügen und der Sorte Trenchcoats, in denen man Waffen verbergen kann; wie die alten Sportler-Kindsköpfe, die sie immer noch waren, rempelten und schubsten und knufften sie einander beim Gehen. Frau Reiner nahm Severins Arm zu seiner Rechten, und Edith sah sich ganz natürlich seinen linken festhalten. Er führte sie zweisprachig dahin. Er sagte etwa zu Edith: »Schiele hat hier gelegentlich gern zu Mittag gegessen«, und Frau Reiner hakte beim dem Wort Schiele ein und summte ihm ihr volltönendes Deutsch ins Ohr.

»Sie sagt«, meinte Severin zu Edith, »daß sie für Schiele in seinem letzten Lebensjahr als Kind Modell gestanden hat.«

»Er ist schon mit achtundzwanzig gestorben«, äußerte Edith und kam sich dann wie eine Närrin vor, weil er sie ansah, als habe sie gerade gesagt: »Wenn es regnet, wird es naß.«

»Aber ich glaube es nicht, und das sollten Sie auch nicht.«

»Was? Keine achtundzwanzig? Er ist nicht gestorben?«

»Ich glaube nicht, daß Frau Reiner je als Kind für ihn Modell gestanden hat. Es existiert kein Gemälde und keine Zeichnung von ihr unter Schieles Skizzen-

büchern und unvollendeten Gemälden, und alles, was er in diesem letzten Jahr gemalt hat, ist sorgfältig durchgesehen worden. Außer es war etwas so Schlechtes, daß er es vernichtet hat, was nicht seiner Gewohnheit entsprach. Frau Reiner hat für eine Menge Leute Modell gestanden – allerdings nicht für so viele wie meine Mutter –, aber sie hat es immer bedauert, daß sie nur ein Kindermodell sein konnte, als Schiele und Klimt noch lebten.«

Frau Reiner sagte etwas, und Severin sagte: »Sie gibt zu, daß sie nie für Klimt Modell gestanden hat.«

Frau Reiner sagte noch etwas.

»Aber sie behauptet, er habe einmal mit ihr gesprochen«, flüsterte Severin Edith zu. »Das könnte stimmen, aber sie war wohl kaum alt genug, um sich daran zu erinnern.«

Edith war erstaunt, wie nahe er an sie heranrückte, wenn er sprach. Er konnte nicht reden, ohne einen anzufassen, zu drücken und sehr nahe zu kommen, aber sie fand, daß das nichts Verstohlenes oder Sexuelles hatte. Sie bemerkte, daß er auch die beiden alten Četnici anfaßte, wenn er mit ihnen sprach.

Das stimmt: Severin konnte von niemandem, mit dem er sprach, die Finger lassen. Später ärgerte es mich, wie er an Utsch herummachte – ich meine, in der Öffentlichkeit, auf großen Partys. Er traktierte sie förmlich im Gespräch. Natürlich waren Edith und ich diskreter. Aber ich gebe zu, daß Severin auch mich im Gespräch traktierte. Ständig lag ein Arm um einen, oder er packte einen am Handgelenk und drückte es

zwischen den Sätzen. Manchmal zwickte er; ich weiß sogar noch, daß er meinen Bart anzufassen pflegte. Aber das war einfach so eine Art, Teil seines ruhelosen In-Bewegung-Seins. Ich glaube, ich bin nicht Ediths Meinung, daß er unbefangen war – ob er es nun wirklich war oder ob er so befangen gewesen sein mochte, daß man annahm, niemand könne *derart* befangen sein, und entschied, daß er vollkommen natürlich war.

Wie dem auch sei, er kam Edith wie ein freundliches Tier vor. Wenn er redete, wirkte er viel älter, und wenn er lächelte, stellte sie fest, daß sie seine Jungenhaftigkeit mochte.

Ich glaube, wenn wir Leute kennenlernen, können wir sie sofort mögen, wenn wir sehen, wie sehr ihre Freunde sie mögen. Am meisten, sagte Edith, sei ihr aufgefallen, wie sehr Frau Reiner und die beiden Četnici Severin anbeteten.

»Aber ich hätte ihn sowieso gern gehabt«, sagte mir Edith, »weil er der erste Mann war, der mich locker behandelte. Ich meine, er war komisch. Er war auch nicht die Sorte schrecklicher Komiker, die versucht, alles zu verulken. Er war ein *reiner* Komiker. Er fand einfach das komische Element in den meisten Dingen – sogar bei mir, und ich nahm mich natürlich sehr ernst.«

Nun ja, ich will nicht mit Haarspaltereien anfangen. Ich glaube, was Edith eigentlich berührte, ist das, was jeden von uns berühren kann: sie entdeckte die Eifersucht.

Sie gingen in ein serbisches Restaurant, wo alle Welt wußte, daß Vaso und Zivan Helden waren, ihnen auf die Schulter klopfte und sie mit Selleriestengeln bewarf und wo Edith und Severin und Frau Reiner selbst als halbe Helden behandelt wurden. Es gab marternde Musik von Saiteninstrumenten, zuviel Gewürz in allem und zuviel von allem, aber Edith amüsierte sich prächtig.

Severin Winter erzählte ihr Geschichten von seiner Mutter und seinem Vater (ich bin sicher, die Tiergarten-Phantasie durfte dabei nicht fehlen); er erzählte ihr Geschichten von Zivans und Vasos Flucht aus Jugoslawien; er erzählte ihr Geschichten über Frau Reiner, als sie das schärfste Modell in der Stadt war (Edith glaubte es allmählich). »Sie lernte alles, was sie wußte, von meiner Mutter«, sagte Severin. Und er erzählte ihr, daß das »I« auf seinem Jackett für Iowa stand und daß das Höchste, was er bei einem größeren Wettkampf oder einer Landesmeisterschaft je erreicht hatte, ein zweiter Platz in der Klasse bis 71 Kilo bei den Big Ten war.

»Was wiegen Sie jetzt?« fragte Edith. Er sah soviel größer aus, obwohl er in jenen Tagen schlank war.

»Zweiundsiebzig«, sagte er. Sie war sich nicht sicher, ob das ein Scherz war. Bei ihm wußte man nie.

Dann beugte er sich über den Tisch und sagte: »Morgen früh also? Wir besuchen das Belvedere, ich nehme Sie in ein paar Wohnungen mit – alte Freunde meiner Eltern haben ein paar von den besten. Ich glaube nicht, daß mein Vater je so ein verdammtes

Ding *verkauft* hat; zumindest hat er kein Geld gemacht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie hergekommen sind.« Edith betrachtete seine Augen, sein Haar, diesen einen, eigenartigen Zahn. »Ich möchte schrecklich gern aus Europa weg«, sagte er ihr. »Alles und jeder stirbt hier. Ich will sehr gern nach Amerika zurück, aber ich muß zuerst ein paar von diesen Bildern losschlagen. Das ist eine Chance für mich, muß ich Ihnen sagen.« Und plötzlich begriff Edith, daß er von *Geld* redete; er redete mit der Vertreterin des Museum of Modern Art in New York, die gerade aus Paris eingeflogen war, um einen zweiten Blick auf den alten Kurt Winter zu werfen. Ihr wurde klar, daß sie keine Ahnung hatte, wieviel Geld das Modern bezahlen würde, aber sie glaubte nicht, daß es viel sein würde. Mein Gott, vielleicht würden sie einen Kurt Winter nur als *Geschenk* ins Auge fassen!

Lief das nicht üblicherweise so? Und nur eins – allerhöchstens zwei –, hatte ihre Mutter gesagt.

Aus irgendeinem Grund berührte sie seine Hand; seine verdammten körperlichen Gewohnheiten waren ansteckend. Aber ehe sie etwas sagen konnte, lehnte sich Frau Reiner an Severin; sie biß ihn ins Ohr, nahm sein Kinn in die Hand, drehte seinen Kopf zu sich und küßte ihn ausgiebig auf den Mund. Edith konnte sehen, wohin Frau Reiners Zunge ging. Severin wirkte nicht überrascht, nur gestört, aber Frau Reiner warf Edith einen sehr klaren Blick zu, unter dem Edith ganz klein wurde. Sie kam sich wie ein sehr junges

Mädchen vor. *Die Freundin seiner Mutter*, ach wirklich! Und so sprudelte sie hervor: »Ich sehe mir schon den ganzen Abend Ihr Kleid an, und ich komme einfach nicht drauf, wie es funktioniert.« Frau Reiner war überrascht, daß Edith sie ansprach; sie konnte es natürlich nicht verstehen. Aber Edith sagte all das für Severin. »Ich frage mich, ob Gustav Klimt dieses Kleid für Sie entworfen hat«, sagte sie; Frau Reiner versteifte sich bei dem Wort »Klimt«, während Edith fortfuhr: »Ich meine, es sieht wie ein Klimt aus; die leuchtende Vergoldung, die kleinen Vierecke, die ägyptischen Augenformen. Aber so wie Sie es um sich gewickelt haben, kommt es irgendwie nicht richtig zur Geltung.« Sie hielt inne, verlegen; sie konnte sich nicht erinnern, sich je zuvor produziert zu haben.

Und Severin antwortete mit seinem Jungengesicht, doch mit der gleichen, irritierenden Väterlichkeit, die sie von anderen Männern gewohnt war. »Ich glaube nicht, daß ich das für Sie übersetzen soll«, sagte er. Aber er lächelte dabei; er zeigte ihr seinen neckenden Zahn. »Aber ich übersetze es natürlich, wenn Sie möchten.«

»Bitte nicht«, sagte sie. Und in einem Ausbruch von Aufrichtigkeit: »Ich finde, sie ist zu alt für Sie.« Das berührte ihn; zum erstenmal sah er befangen aus. Aber es bedrückte sie, daß sie es gesagt hatte; warum kümmert mich das? sagte sie beinahe laut.

Sie fuhren alle in einem Taxi nach Hause. Frau Reiner saß auf Severins Schoß; zweimal leckte sie sein Ohr. Edith war zwischen ihnen und entweder Zivan

oder Vaso eingeklemmt – sie konnte sie immer noch nicht auseinanderhalten –, und der andere saß vorn.

Sie setzten Edith bei ihrem Hotel am Schwarzenbergplatz ab. »Ah, *Geld*«, sagte Frau Reiner und betrachtete das Hotel. Edith konnte genug Deutsch, um zu verstehen, was das hieß.

»Na ja, man kennt das Museum of Modern Art«, sagte Severin auf englisch. Es war Edith – nicht Frau Reiner –, die er ansprach, und Edith wußte, daß er wußte, daß *sie* viel Geld hatte. Möglicherweise war das Museum of Modern Art einfach auch etwas, was er lustig fand.

Sie fühlte sich schrecklich. Aber als sie aus dem Taxi schlüpfte – einer der alten Četnic-Ringer hielt ihr wie ein Leibwächter die Tür auf –, hob Severin Frau Reiner von seinem Schoß, setzte sie auf dem Rücksitz ab, kam um das Taxi herum und sagte zu Edith: »Ich bin Ihrer Meinung. Und ich treffe Sie um zehn im Belvedere.« Er schüttelte ihr so rasch die Hand, daß sie keine Zeit hatte, fest zuzudrücken, ehe er ins Taxi zurückhüpfte. Die alten Ringer riefen ihr im Chor etwas zu, und sie stand in der Hotelhalle und sah sich in zwanzig goldgerahmten Spiegeln, ehe ihr klar wurde, daß sie nicht genau wußte, worüber Severin Winter mit ihr einer Meinung war. Frau Reiners Gustav-Klimt-Kleid? Oder daß Frau Reiner zu alt für ihn war?

Edith ging auf ihr Zimmer und nahm noch ein Bad. Sie ärgerte sich über sich selbst. Sie kam zu dem Schluß, daß sie sich so wenig in ihrem Element gefühlt hatte, daß sie sich produziert hatte. Sie kam zu dem

Schluß, daß das alles sehr sonderbare Leute waren, Bewohner einer Großstadt, wie ihre Mutter geschrieben hatte, die »das zwanzigste Jahrhundert nie ernst nahmen«. Die Bemerkung ist völlig richtig. Einmal fragte ich Severin, ob er die neue sogenannte sexuelle Freiheit als Modeerscheinung betrachte. »Ich betrachtete das zwanzigste Jahrhundert als Modeerscheinung«, sagte er. Aber da war sein Zahn, der einem zublinkte. Er sagte nie die Wahrheit! Bevor Edith zu Bett ging, durchwühlte sie alle ihre Kleider und versuchte zu entscheiden, was sie ins Belvedere anziehen sollte. Dann wurde sie auch deswegen über sich ärgerlich; sie war wegen dem, was sie anhatte, nie befangen gewesen. Im Bett sah sie zu, wie die Lichter der Stadt sich durch die hohen Fenster und die schweren, cremefarbenen Vorhänge kämpften. Warum trage ich so oft Schwarz? grübelte sie. Ehe sie einschlief, wünschte sie, daß Severin Winter dieses gräßliche Buchstaben-Jackett nicht ins Belvedere anziehen würde.

Ich habe dieses Buchstaben-Jackett nur einmal gesehen. Als Utsch und ich ihn kennenlernten, war er ihm entwachsen – körperlich, meine ich. Ich nahm an, daß es ausgemustert oder weggepackt worden sei. Dann saßen Utsch und ich eines Tages auf der Treppe unseres Hauses, als Edith allein den Bürgersteig entlangkam und sich zwischen uns setzte. Severin rege sich wegen »der ganzen Sache« auf, sagte sie uns. Utsch und ich hatten gerade darüber geredet. Das war damals, als Edith mir gegenüber bereits ihre Ängste geäußert hatte, daß sie bezweifle, ob »die ganze Sa-

che« funktionieren könne. Wir alle wußten, daß Severin unglücklich war, aber unsere Beziehung war noch sehr neu, und Severin hatte nie deutlich gemacht, worüber er unglücklich war. »Ich dachte, wir alle sollten miteinander reden«, sagte uns Edith. »Ich meine, wir vier – gemeinsam.« Wir saßen auf der Treppe und warteten auf Severin. Er fuhr seine Töchter zum Spielen zu irgendeinem Freund. Unsere Kinder waren außer Hause. Es war Frühling, und in den warmen Sonnenstunden war es gerade möglich, auf der Treppe zu sitzen.

»Möchte Severin reden?« fragte Utsch Edith. »Ich meine, alle gemeinsam.«

»Na ja, ich dachte, wir sollten«, sagte Edith. Wir saßen da.

Severin parkte sein Auto vor uns, dann blieb er darin sitzen, nachdem er den Motor abgestellt hatte, und schaute uns drei zusammen auf der Treppe an. Er grinste. Ich bemerkte, daß ich Utsch und Edith bei der Hand hielt. Er saß in seinem Auto wie eine lächelnde Kamera, und als er ausstieg und auf uns zuing, spürte ich Ediths Griff in meiner Hand verkrampfen. Dann sah ich, daß er dieses gottverdammte Buchstaben-Jackett trug. Die Ärmel endeten in der Mitte seiner Unterarme, und die Taille des Jacketts reichte kaum bis unter seine Brust. Das T-Shirt und die Jeans und Turnschuhe waren vertraut, fast eine Uniform, aber obwohl ich es nie gesehen hatte, wußte ich über dieses Jackett Bescheid. Sogar das Mistwetter an diesem Tag muß so gewesen sein wie damals in Wien!

Er kam gar nicht bis zur Treppe. Edith sprang auf und rannte zu ihm, während er noch auf dem Bürgersteig war. »Wo hast du das gefunden?« rief sie; sie packte ihn an dem Jackett. Sie hatte das Gesicht ihm zu- und von uns abgewandt, so daß wir nicht sehen konnten, ob sie wütend war oder sich freute. Sie schüttelte das Jackett, dann umarmte sie ihn. Es war nicht wahrnehmbar, aber ich glaube, er lotste sie zum Auto – oder vielleicht wandte sie sich selbst zum Auto, und er stützte sie einfach. Sie saß in strengem Profil auf dem Beifahrersitz, und so konnte ich ihr Gesicht nicht deuten. Severin hüpfte auf den Fahrersitz und winkte uns hastig zu; ich glaube nicht, daß er uns überhaupt ansah. »Später!« rief er. Edith rührte sich kein bißchen, als er wegfuhr.

»Severin räumt nicht so ohne weiteres den Fahrersitz«, sagte mir Edith später.

»Was meinst du dazu?« fragte ich.

Und Edith sagte: »Ich hatte immer das Gefühl, von Anfang an, daß er ein ziemlich guter Fahrer ist.«

Da er fest an die Vergangenheit glaubte, grub Severin Winter sein altes Buchstaben-Jackett aus und stahl uns die Szene, bevor wir sie haben konnten.

Kundschafterberichte: Utsch
(Klasse bis 61 Kilo)

Am 9. Juli 1945 teilten die Alliierten die Stadt Wien in Besatzungszonen auf. Die Amerikaner und Briten schnappten sich die besten Wohnviertel, die Franzosen übernahmen die Märkte und die wichtigsten Einkaufsgegenden, und die Russen (die langfristige, realistische Pläne hatten) ließen sich in den Arbeiter- und Industrievierteln und in der Innenstadt, den Botschaften und Regierungsgebäuden am nächsten, nieder. Beim Zerlegen des großen Jagdvogels verrieten die Essensgäste ihren Geschmack.

Jeder weiß, daß die Sowjets in Wien nicht ganz das zustande brachten, was sie in Berlin zustande gebracht hatten; vielleicht nicht jeder weiß, welche Mühe sie sich gaben. Sechzehn von einundzwanzig Bezirken hatten kommunistische Polizeichefs, eine Art russische Magie. Während der zehnjährigen Besatzungszeit endete nicht weniger als ein Drittel der Anti-Sowjets in Wien als vermißt; vielleicht begriffen sie nie, wessen Besatzungszone wessen war, und gingen verloren. Wie auch immer, Kanzler Figl sah sich veranlaßt, zuzugeben: »Wir haben unter eine sehr lange Liste von Namen einfach das Wort ›verschwunden‹ schreiben müssen.« Mehr Magie.

Sofern man nicht Kommunist war oder einem Vergewaltigungen und Maschinengewehrfeuer nichts ausmachten, suchte man sich zum Wohnen nicht die sowjetische Besatzungszone aus. Utsch konnte es sich natürlich nicht aussuchen. Erst sieben Jahre alt, hatte sie guten Grund, Kommunistin zu sein; wenn auch ihr Vormund Hauptmann Kudaschwili für viele der guten Frauen von Eichbüchl kein Held war, so war er zumindest ihr Retter. Wenn auch nicht ihr Vater, war er zumindest die verfügbare Hebamme, die sie aus der Kuh entbunden hatte, wo sie so sicher aufgehoben war.

Hauptmann Kudaschwili zog natürlich in einen Bezirk in der russischen Zone, den Vierten. Zum Glück für Utsch war er Idealist. Er hatte noch nie ein Nachkriegs-Waisenhaus gesehen. Der Tag, an dem Hauptmann Kudaschwili die Argentinierstraße hinaufging (das Waisenhaus lag in der Nähe des Südbahnhofs), war der erste Tag, an dem sie sich ihrer Erinnerung nach außerhalb einer Kaserne oder eines Stalls aufhielt. Ich stelle mir vor, daß es, wenn man zwei Tage in einer Kuh verbracht hat, erhebend ist, draußen zu sein, egal wo. Und die Gebäude in der Argentinierstraße waren so dekorativ, daß sie sie an die gestohlenen Bücher ihrer Mutter erinnerten.

Utschs Geburtsurkunde war an ihrem Mantelaufschlag festgesteckt. Kudaschwili hatte ihr den Schal eines toten Soldaten gegeben; er schlang sich viermal um ihren Hals und schleifte trotzdem noch auf dem Bürgersteig. Als sie beim Waisenhaus ankamen, wußte

Utsch irgendwie, daß sie hierhergebracht worden war, um zu bleiben. Kudaschwili hatte es ihr natürlich gesagt, aber sie verstand noch kein Russisch.

In dem Gebäude fand eine Demonstration der Generationskluft statt – die Kluft war dabei die Generation, die fehlte. Da gab es in Hülle und Fülle Großeltern, die Kinder weggaben; es war die Elterngeneration, die den Krieg verloren hatte (und in ihm verlorengegangen war). Utsch weiß noch, daß Kudaschwili dort der einzige Angehörige seiner Generation war; alles starrte ihn an. Eine alte Frau kam auf ihn zu und spuckte ihm auf die Brust, aber das lag an seiner russischen Uniform. Eine Großmutter versuchte sich von fünf oder sechs Kindern loszumachen. Ein Angestellter des Waisenhauses bändigte ein Kind, und ein anderer Angestellter wurde mit zweien fertig, aber es gab immer zwei oder drei, von denen die Großmutter nicht loskam. Immer wenn sie gerade bis zur Tür gekommen war, erreichte sie eins von ihnen und klammerte sich an. Alle ihre Enkelkinder schrien, aber nicht die schreienden beeindruckten Utsch, sondern die Kinder, die bereits zurückgelassen worden waren. Sie weinten nicht; sie rührten sich nicht einmal. Sie waren stumme Voyeure, und Utsch folgerte irgendwie, daß sie nie wieder irgendeinen Ausdruck auf ihren Gesichtern haben würden.

Kudaschwili versuchte etwas zu unterschreiben, aber Utsch grapschte seine Schreibhand. Sie wollte nicht loslassen, sie biß ihn, und sie versuchte, ihn in den Schal zu wickeln, den er ihr gegeben hatte. Ku-

daschwili protestierte nicht; es ist möglich, daß er sein Herz ohnehin nie an den Gedanken eines Waisenhauses gehängt hatte. Er hob sie hoch und trug sie hinaus. Bis auf den heutigen Tag behauptet sie, sie habe allen »Auf Wiedersehen« zugerufen.

Während sie die Argentinierstraße hinunter in den Vierten Bezirk zurückgingen, machte Kudaschwili Utschs Geburtsurkunde von ihrem Mantelaufschlag los und steckte sie in seine Ledermappe zu seinen eigenen Papieren. Auf seiner Brust, unter seinen Orden, glänzte der Speichel der alten Frau wie ein Klümpchen kaltes Hühnerfett. Kudaschwili säuberte sich mit einem Taschentuch. Er machte einen seiner Orden los und heftete ihn an Utschs Mantelaufschlag. Sie hat ihn bis auf den heutigen Tag: eine Tapferkeitsmedaille, die – jedenfalls soweit ich in Erfahrung bringen konnte – für Hauptmann Kudaschwilis heldenhafte Teilnahme an der Verteidigung der großen Stadt Kiew, Hauptstadt der Ukraine, verliehen wurde. Aber vielleicht ist das nur ein Symbol.

So kehrte Utsch mit ihrem Vormund Hauptmann Kudaschwili in den Vierten Bezirk zurück und teilte während der zehn Jahre, die die Alliierten die Stadt Wien besetzt hielten, das Quartier des Hauptmanns mit einer Gelegenheitshaushälterin, Babysitterin und Waschfrau namens Drexha Neff. Frau Neff mochte die Russen ebensowenig wie die meisten Wiener, aber sie mochte Hauptmann Kudaschwili. Sie war eine sarkastische alte Frau. Ihr Mann hatte sie vor dem Krieg verlassen, und sie hatte ein bißchen Spaß gehabt, als

ein junger Österreicher, der zu schwächlich war, um Soldat zu werden, ihr, wenn er die Wäsche seiner Mutter abholte, zwanzig Schilling die Woche dafür bezahlte, daß sie im Bügelzimmer etwas Extraes mit ihm machte.

Drexha Neff schalt und plagte Utsch, aber sie kümmerte sich um sie. Kudaschwili begleitete Utsch jeden Tag fürsorglich zur Schule, und Drexha Neff kam zur Schule, um sie abzuholen und nach Hause zu begleiten. Wenn die anderen Kinder sie drangsalierten, sagte Drexha Neff ihr, sie solle zu ihnen sagen: »Hauptmann Kudaschwili ist ein anständiger Mensch, obwohl er Russe ist, und das ist mehr, als manche von euch von ihren Vätern behaupten können, wenn ihr überhaupt noch einen Vater habt ...« Was Utsch natürlich nie sagte.

Es war Drexha Neff, die Utsch darauf vorbereitete, Russin zu werden. Drexha meinte, die Schule sei Zeitverschwendung für Utsch. »Ja, aber haben sie euch heute auch beigebracht, wie das auf *russisch* geht?« pflegte sie nach der Schule zu fragen. »Denn dorthin nimmt er dich mit, Liebchen, wenn er dich nicht hier läßt – und der Kudaschwili ist ein zu anständiger Mensch, um dich einfach irgendwo zu lassen, das solltest du bereits wissen.« So hörte Utsch auf ihren Vormund und lernte die russische Sprache von ihm, desgleichen ein Spiel namens *Telefon*. Sie lernte, nie nach draußen zu gehen, ohne zuvor 06-036-27 anzurufen. Damals gab es noch keine Direktwahl; Utsch mußte der Vermittlung die Nummer sagen. Sie lernte sie aus-

wendig: »Null sechs, null sechsunddreißig, siebenundzwanzig.« Es war Hauptmann Kudaschwilis Amtsnummer; sie erfuhr nie, wo das war, und der Hauptmann nahm nie selbst den Hörer ab. Sie rief an und wartete dann in der Wohnung oder der Wäscherei, wo Drexla Neff bügelte und redete.

Gewöhnlich kamen zwei Männer sie abholen. Es waren nie andere Russen; sie trugen nie Uniform. Aber sie arbeiteten für die Russen. Utsch weiß noch, daß sie sehr wachsam waren. Manchmal folgten sie ihr in kurzem Abstand, anstatt neben ihr herzugehen, und wann immer jemand Utsch ansprach, kamen die beiden Männer ganz plötzlich heran, und wer immer Utsch angesprochen hatte, sagte, daß es ihm sehr leid tue.

Natürlich wurde ihr erst viel später klar, wer die beiden Männer waren und warum sie beschützt werden mußte. Die meisten Leute im russischen Sektor brauchten Schutz, aber Utschka war »die Tochter dieses russischen Hauptmanns oder irgend so was« und mußte vor den Anti-Sowjets beschützt werden. Die Männer, die ihre Leibwächter waren, waren Mitglieder der berüchtigtsten Verbrecherbande von Wien: der Benno-Blum-Bande, eines Rings von Zigarettenschmugglern und Schwarzhändlern der kostbaren Nylonstrümpfe, um nur ihre harmloseren Branchen zu erwähnen. In Wirklichkeit waren sie verantwortlich für das »Verschwinden« jenes berühmten einen Drittels der Anti-Sowjets in Wien. Man ließ sie in ihren Schmalspurverbrechen florieren, beschützt von der

Polizei in der russischen Zone wegen der Dienste, die sie den Russen als Gegenleistung erwiesen. Sie brachten Leute um. Es ist wahrscheinlich, daß Hauptmann Kudaschwili teilweise für sie zuständig war, und natürlich ist es wahrscheinlich, daß die Leute in Utschs Nachbarschaft das wußten. Jeder Wiener, der ihre Geschichte kannte, würde ihr nichts Böses wünschen, aber sie war ein Verbindungsglied zu Kudaschwili, und ihm wünschten sie bestimmt einiges Böses. Die Benno-Blum-Bande schmuggelte mehr als Zigaretten und Nylonstrümpfe; sie verschob Leute – für immer. Utsch war vielleicht das bestbewachte Kind im Vierten Bezirk.

Severin Winter, der es noch nie gemocht hat, Zweiter zu sein, hat gesagt, Utsch sei nicht das bestbewachte Kind im Vierten Bezirk gewesen; er behauptete, das sei *er* gewesen. Natürlich wurde er vor den Russen beschützt, nicht von ihnen; seine Situation war typischer. Seine Mutter hatte ihn bei Kriegsende aus London zurückgebracht; sie hatte immer noch viele von Kurt Winters Gemälden übrig, und viele waren in Wien geblieben. Sie kam Kurt Winter suchen, aufgrund der geringen Chance, daß sie ihn wirklich finden würde, und bestand darauf, wieder ihre alte Wohnung in der Schwindgasse zu beziehen, obwohl ihre Freunde ihr sagten, daß sie im russischen Bezirk lag. Sie bestand darauf. Wo sonst würde ihr Mann nach ihr suchen?

Katrina Marek war während des Krieges in London nicht Schauspielerin gewesen, und sie kehrte nie wie-

der auf die Bühne zurück. Sie war in London Künstlermodell gewesen, und diese Arbeit nahm sie 1945 in Wien auf. Sie war recht gut bekannt zu der Zeit, als Severin jeden Morgen zu einer höheren Knabenschule geführt wurde. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn sein Englisch vergaß. »Es ist deine Fahrkarte aus diesem alten Pferdestall, dieser schmierigen Küche«, sagte sie ihrem Sohn, und sie bestand darauf, daß er jeden Tag aus dem russischen Sektor in den amerikanischen Sektor und die amerikanische Schule und dann zurück nach Hause in die russische Zone geführt wurde. Es war ein Glanzstück an Überwindung des Amtsschimmels, mit dem nur wenige fertig geworden wären, aber Severin hatte Begleiter, die den Rummel kannten. Freunde seiner Mutter waren Severins Begleiter, die beiden gefragtesten männlichen Modelle in Wien. Severin behauptet, sie seien in Güterslohs Klassen an der Wiener Akademie fast so beliebt gewesen wie seine Mutter. Katrina hatte sie kennengelernt, als ein Maler sie gebeten hatte, mit ihnen bei einer gemeinsamen Sitzung Modell zu stehen. Es waren natürlich Zivan Knešević und Vaso Trivanović, die Ringer von den Spielen 36 in Berlin. In den Jahren, in denen Wien besetzt war, waren Vaso und Zivan noch jung und stark. Sie waren außerdem ehemalige Četnic-Guerillas, und ihre bleibende Verachtung für die Russen machte ihre täglichen Ausfälle in die russische Zone und wieder hinaus sehr befriedigend für sie.

Aber Severin Winter hat sie nicht mehr alle, wenn er mir weismachen will, daß zwei Ex-Ringer es je mit

der Benno-Blum-Bande hätten aufnehmen können. Zum Glück für ihn haben sich ihre Pfade nie gekreuzt. Man hätte diese ehemaligen Athleten aufgedunsen in der Donau gefunden, Nylonstrümpfe über den Gesichtern und um ihre Hälse geschnürt – eine Spezialität der Blum-Bande.

Es ist allerdings ein Wunder, daß ihre Pfade sich nie kreuzten – Utsch jeden Morgen mit dem Hauptmann auf dem Weg zur Schule oder auf Einkaufsbummel mit Benno Blums gedungenen Mördern, die ihre Schokolade trugen; es ist ein Wunder, daß sie nicht ein Mal auf der Straße an dem kleinen, dunklen, athletischen Jungen in Gesellschaft seiner Ringer vorbeikam. Vielleicht erinnern sie sich einfach nicht mehr. Es ist wahrscheinlich, daß sie einander mindestens einmal sahen, denn zehn Jahre lang wohnte Utsch neben der bulgarischen Botschaft in einer Wohnung im zweiten Stock, genau gegenüber der Marekschen Wohnung im zweiten Stock in der Schwindgasse. Sie hätten einander in die Fenster schauen können.

Und sie benutzten dieselbe Wäscherei. Zumindest einmal, während Utsch dasaß und Drexla Neff zuhörte oder ihr half, die saubere Wäsche zu stapeln, muß Severin in den Dampf hereingekommen sein, flankiert von seinen Ringern, und gefragt haben, ob die Wäsche seiner Mutter fertig sei.

»Sie hatte nicht viel Wäsche«, sagte Winter. »Sie kleidete sich ziemlich zwanglos.«

Welche Untertreibung. Katrina Marek ging jeden Morgen Modell stehen, in ihrem wadenlangen, brau-

nen Bisammantel, dem Geschenk eines amerikanischen Malers, dem sie in London Modell gestanden hatte. Er hatte einen Kragen, der sich bis über ihren Kopf hochklappen ließ, und unter dem Mantel lugten die Enden ihrer schenkelhohen, orangefarbenen Strümpfe hervor. Das waren die gleichen Strümpfe – das heißt, das gleiche Orange, wenn auch nicht dasselbe Paar –, die das Modell auf Schieles ›Wally mit roter Bluse‹ (1913) und ›Frau mit purpurroter Boa‹ (1915) trägt. Katrina Marek hatte mehrere Paar. Ihre Werktagswäsche war charakteristisch leicht. Zentralheizung war selten in Wien; wenn sie nicht Modell stand, behielt sie ihren Bisammantel an. Unter dem Mantel trug sie orangefarbene Strümpfe und sonst nichts.

»Mutter zog sich an, wenn sie nach Hause kam«, sagte Winter. »Oder sie schenkte sich's, wenn es spät war.«

Utsch erinnerte sich, von Katrina Marek gehört zu haben, aber sie kann sich nicht erinnern, sie je gesehen zu haben. »War sie groß?« fragte sie Severin. »Eine Blondine, ja! Ich erinnere mich. Sie hatte ein sehr schmales Gesicht ...«

»Sie war klein und dunkel«, sagte Winter, »und ihr Gesicht war so breit wie deins.«

Aber er konnte sich Hauptmann Kudaschwili auch nicht vergegenwärtigen, obwohl er schwört, daß er den Namen jeden Tag gehört hat. »Ja, natürlich, der Kudaschwili. Er war der Blockwart, der General der Schwindgasse. ›Paß bloß auf, benimm dich bloß«, sagten die Mütter immer zu einem, ›sonst kommt dich

der Kudaschwili holen.« Aber ja doch, er war blonder als der deutscheste Deutsche, er war so dick wie ein russischer Bär. Er hat Schuhe mit Plateausohlen getragen.«

»Das hat er nie«, sagte Utsch. »Er war groß und schlank, mit einem langen, traurigen Gesicht und einem Schnurrbart wie schwarze Wolle. Seine Augen waren graublau, wie ein Revolver.«

»Ach, *der!*« rief Severin Winter. »Natürlich erinnere ich mich an ihn.« Aber das tat er nicht; es war bloß wieder sein gescheiter Zahn, der da sprach.

Aber warum konnten sie sich nicht erinnern? Kinder waren rar. Schon wegen ihrer Seltenheit müssen alle Kinder einander angeschaut haben. Kinder starren einander an – selbst heute noch, wo es so viele gibt.

»Damals war ein großes Vergessen im Gange«, sagte mir Utsch.

Ja, und sie war kräftig daran beteiligt. Ihr muß unwohl gewesen sein beim Gedanken an die Beschäftigung ihres Vormunds und Hauptmanns. Drexla machte es ihm auch nicht gerade leichter. Kudaschwili erlaubte ihr, mit Utsch und ihm zu Abend zu essen, trotz Drexas Geschwafel.

»Tja, Herr Hauptmann, Sie müssen davon gehört haben«, sagte Drexla etwa. »Der alte Gortz ist weg – der Ersatzteilladen oben in der Argentinierstraße? Er gehörte ihm seit Jahren.«

»Gortz?« sagte Kudaschwili; sein Deutsch war besser, als er zugab.

»Einfach verschwunden«, sagte Drexla. »Über

Nacht. Seine Frau ist aufgewacht, und das Bett war leer. Sie ist aufgewacht, weil ihr plötzlich kalt war.«

»Die Männer sind erbärmliche, schwache Geschöpfe, Drexla«, sagte Kudaschwili. »Du mußt einen guten heiraten, wenn du nicht willst, daß er durchbrennt.« Und zu Utsch sagte er: »Du wirst Glück haben. Du wirst nie jemanden heiraten müssen, ehe du nicht willst.«

»Ja, Utschka wird einen Zaren heiraten!« gackerte die alte Drexla. Sie wußte, das war das alte Rußland, aber sie mochte es, wenn der Hauptmann sie mit hochgezogenen Augenbrauen ansah.

»Die Zaren sind verschwunden, Drexla.«

»Ja, mein Hauptmann, genau wie Gortz.«

»Du mußt gewußt haben, was los war«, sagte Severin einmal zu Utsch.

»Ich wußte auch, was vorher los war«, antwortete Utsch.

»Also was ist der Unterschied zwischen einer Gestapo und der anderen?« fragte Winter.

»Kudaschwili hat sich gut um mich gekümmert«, sagte sie.

Wir saßen eines späten Abends nach dem Essen in unserem Wohnzimmer. Es war oft peinlich, wenn wir alle vier versuchten, ein Gespräch zu führen; mittlerweile war es so, daß Edith sich mit mir unterhielt und Utsch mit Severin. Trotzdem, wenn so etwas je funktionieren soll, dann muß man es als Beziehung zwischen vier Menschen, und nicht zwei Paaren, auffassen. Der springende Punkt war, keine Heimlichkeiten

zu haben, aber es war Severin, der uns vieren nie eine Chance gab. Er war entweder mürrisch und sagte nichts, oder er erging sich mit Utsch in diesen langen Tiraden über die Familiengeschichte und erwartete, daß Edith und ich zuhörten. Ihm war unwohl, also versuchte er zu erreichen, daß auch uns unwohl war. Manchmal, bei ihnen zu Hause, kam er unmittelbar nach dem Essen an und hielt Utsch den Mantel hin, mitten in einem recht entspannten Gespräch. Er sagte plötzlich zu ihr: »Los, komm, wir halten sie davon ab, über ihre Schriftstellerei zu reden.« Und auch das war, auf sein Betreiben, eine Gewohnheit: irgendwie brachte er immer Utsch nach Hause oder blieb mit ihr bei uns zu Hause, und ich endete mit Edith bei ihnen zu Hause. Er machte eine preußische Routine aus unserer Beziehung und machte sich dann darüber lustig, daß es eine Routine war! »Anstrengend«, sagte er eines Nachts, als uns dreien sehr bewußt war, daß er den ganzen Abend kein Wort gesagt hatte. »Wir schinden bloß Zeit, ehe wir ins Bett gehen. Warum nicht die Esserei vergessen und ein bißchen Geld sparen?«

Also versuchten wir es ein paarmal, und er schien die Kälte des Ganzen zu genießen. Ich kam nach dem Essen zu ihnen nach Hause, und er schlüpfte zur Hintertür hinaus, während ich vorne hereinkam. Oder wenn er zuerst zu uns nach Hause kam, saß er im Mantel herum und murmelte »Ja« und »Nein«, bis ich zu Edith ging. Dann zog er seinen Mantel aus, sagte mir Utsch.

Aber es mußte nicht so oder wie zu anderen Zeiten

sein, wenn er es bewußt darauf anlegte, uns alle zu langweilen, und beim Essen einen Monolog vom Stapel ließ, den er hinterher im Wohnzimmer fortsetzte, einzig in der Absicht, uns alle zum Einschlafen zu bringen. Eines Nachts redete er so lange, daß Edith schließlich sagte: »Severin, ich glaube, wir sind alle müde.«

»Ach so«, sagte er. »Na, dann laßt uns Feierabend machen. Dann laßt uns ins Bett gehen«, sagte er zu *Edith*! Er gab Utsch einen Gutenachtkuß und schüttelte mir die Hand. »Dann ein andermal. Wir haben jede Menge Zeit, stimmt's?«

Ich erinnere mich an den endlosen Abend, der damit begann, daß er zu Utsch sagte: »Erinnerst du dich an den Aufruhr vor der griechischen Botschaft, 52?«

»Da war ich erst vierzehn«, sagte Utsch.

»Ich auch, aber ich weiß es noch ganz genau«, sagte Severin. »Eine Horde aufrührerischer Kommunisten griff die griechische Botschaft an; sie protestierten gegen die Hinrichtung von Belojannis.«

»Ich erinnere mich an keinen Belojannis«, sagte Utsch.

»Na ja, das war ein griechischer Kommunist«, sagte Severin, »aber ich rede von dem Angriff auf die griechische Botschaft in Wien. Die Sowjets erlaubten der Polizei nicht, einen bewaffneten Trupp zu schicken, um den Aufruhr zu zerschlagen. Das Komische war, daß die Aufrührer in russischen Armeelastwagen zur Botschaft *gebracht* wurden. Erinnerst du dich jetzt?«

»Nein.«

»Und noch komischer ist, daß die Sowjets die gesamte Polizei entwaffneten – jedenfalls in unserem Sektor. Sie nahmen ihnen sogar ihre Gummiknüppel ab. Ich habe mich immer gefragt, ob das Kudaschwilis Idee war.«

»Ich vergesse viel«, sagte Utsch.

»Genau wie Severin«, sagte Edith.

»Zum Beispiel?« fragte Winter sie.

»Deine Mutter.« Utsch und ich kauten schweigend, während Winter dreinschaute, als erinnere er sich.

»Was von meiner Mutter?« fragte er Edith.

»Ihr Modellstehen«, sagte Edith leichthin, »und die Tatsache, daß sie fast die ganze Zeit nackt war.«

»Natürlich erinnere ich mich daran!« blaffte er.

»Erzähl die Geschichte von ihrem Mantel und dem Wachposten«, sagte Edith. »Die ist interessant.« Aber Severin machte sich wieder ans Essen.

Ich kenne die Geschichte, die Edith meinte. Am Wochenende, wenn Katrina Modell stehen ging, war Severin nicht in der Schule und mußte mitkommen. Er saß malend, zeichnend und knetend in verschiedenen Künstlerateliers, während der eigentliche Künstler versuchte, seine Mutter wiederzugeben. Eines der Ateliers lag im russischen Sektor, und das Gebäude hatte einen Wachposten. Es war üblich, dem Wachposten ein Trinkgeld zu geben, wenn er einen ins Foyer ließ, aber Katrina, die schon seit Jahren fast jeden Samstag hierherkam, gab nie jemandem ein Trinkgeld. Den kleinen Severin neben sich, näherte sie sich dem Wachposten. Der senkte seinen Knüppel und lächelte,

und gerade als sie auf seiner Höhe war, riß sie bloß ein paar Schritte lang ihren braunen Bisammantel auf, bis sie an ihm vorbei war. »Heil Stalin!« sagte sie dabei.

»Guten Tag, Frau Winter!« sagte der Wachposten. »Guten Tag, Sevi!« Aber Severin gab ihm nie eine Antwort.

Ich glaube, Severin dachte zuviel über seine Mutter nach. Das erste Mal, als ich jene erotischen Zeichnungen und Gemälde sah, die Kurt Winter von ihr angefertigt hatte, war ich zugegebenermaßen verblüfft. Es war das erste Mal, daß ich mit Edith schlief. Sie nahm mich bei ihnen zu Hause mit nach oben; ich hatte den ersten Stock noch nie gesehen. Wir waren alle übereingekommen, wegen der Kinder sehr vorsichtig zu sein, deshalb gingen Edith und ich auf Zehenspitzen, und sie lugte in ihre Zimmer. Ich sah die Wäsche im Flur des ersten Stocks. Ich ging mir die Zahnbürsten im Badezimmer ansehen. Ediths Nachthemd hing hinter der Badezimmertür; ich rieb meinen Bart daran, wühlte meine Nase hinein. Ich sah eine offene Schachtel Hämorrhoidenzäpfchen (das waren bestimmt Severins). Ediths und Severins Schlafzimmer war dunkel und geschmackvoll. Sie zündete eine Kerze an; das Bett war aufgeschlagen. Seit einigen Tagen hatten wir alle vier in Gedanken damit gespielt. Severin hatte Utsch in aller Stille nach Hause gebracht, und Edith und ich hatten plötzlich festgestellt, daß wir nicht bloß im Wohnzimmer allein waren; wir waren im ganzen Haus allein. Später behauptete Utsch zu meiner Überraschung, daß es keineswegs so angefangen habe. Laut

ihrer Version hatten sie und Severin sich in der Küche unterhalten, und als sie ins Wohnzimmer zurückgekommen seien, um sich zu uns zu setzen, hätten sie entdeckt, daß wir nach oben gegangen waren, und erst da habe Severin Utsch nach Hause gebracht.

Was soll's? Ich sah mir alles in ihrem Schlafzimmer an. Ich wollte Kleider herumliegen sehen, aber da war nichts. Da waren Bücher (Utsch und ich lesen nie im Bett) und Anzeichen dafür, daß häufig Kerzen abgebrannt wurden – ein paar hartgewordene Kleckse stumpfen, farbigen Wachses auf der Fensterbank. Ich war überrascht, daß Edith spielerisch war, als ich sie auszog; das sah ihr so gar nicht ähnlich, und ich hatte das Gefühl, daß sie sich mit Severin im Bett ein bißchen balgte. Ich balgte mich nicht. Erst als ich neben ihr auf Severins hohem Barockbett lag, sah ich die gottverdammten Gemälde und Zeichnungen überall an den Wänden – die erotische Mitgift, die Kurt Winter seiner Frau auf ihre Reise nach London mitgegeben hatte. So neu und erregend Edith auch für mich war, ich mußte diese verdammten Gemälde ansehen; niemand hätte aufhören können, sie anzusehen. Damals kannte ich die vollständige Geschichte von Kurt Winter noch nicht; Edith und ich hatten uns meistens über uns selbst unterhalten. »Teufel nochmal!« sagte ich. »Wer ...« Ich meinte, wer sie gemalt hatte, aber Edith nahm an, ich meinte das Modell.

»Das ist Severins Mutter«, sagte sie. Ich dachte, das sei ein Scherz, und versuchte zu lachen, aber Edith bedeckte mein Gesicht mit ihrem leichten Körper und

blies die Kerze aus, damit ich an diesem Abend nichts mehr von seiner Mutter zu sehen bekäme.

Wir Verfasser historischer Romane haben eine leichte Macke, was die *Was wäre wenn* dieser Welt angeht. Was, wenn Utsch und Severin einander in jenen frühen Jahren begegnet wären? Was, wenn ihr Vormund Katrina Marek begegnet wäre? (Eines Nachts in der Schwindgasse, nach Beginn der Ausgangssperre, als Severins Mutter Arm in Arm mit einem ihrer bewundernden Maler unterwegs war, der stets Gentleman genug war, sie nach Hause zu begleiten, wenn er sie bis lange nach Einbruch der Dunkelheit gemalt hatte. Unter den Lampen bei der bulgarischen Botschaft hätte Kudaschwili sie mit seinem traurigen Dienstgesicht angehalten. »Ihre Papiere, bitte?« hätte er vielleicht gefragt. »Sie müssen besondere Papiere haben, wenn Sie nach Beginn der Ausgangssperre unterwegs sind.« Und der Maler hätte nach Leinwandstreifen, feuchten Pinseln, anderen Erkennungszeichen gekramt. Und Kudaschwili – höflich, nach allem, was ich von ihm gehört habe – hätte Katrina gebeten, ihren braunen Bisampelzmantel zu öffnen. Wer weiß, wie der Lauf der Geschichte hätte verändert werden können?)

Aber Utsch und Severin begegneten einander in jenen Jahren nicht. »Das ist sowieso eine spinnerte Idee von dir«, sagte mir Utsch einmal. »Ich meine, wenn wir uns begegnet wären, hätten wir einander wahrscheinlich nicht gemocht. Du setzt zuviel voraus.« Vielleicht.

Es ist klar, daß sie unterschiedliche Leben führten. Im März 1953, zum Beispiel, nahm Utsch an einer Totenfeier teil. Severin war nicht dort. Es war eine Gedenkfeier; der Leichnam war nicht in Wien. Sie erinnert sich an die tiefempfundene Traurigkeit des sowjetischen Armeechors und an Kudaschwilis Weinen; viele Russen weinten, aber Utsch glaubt bis auf den heutigen Tag, daß Kudaschwili mehr um dessentwillen weinte, was immer der sowjetische Armeechor in ihm hervorrief, als um den Verblichenen. Sie selbst vergoß keine Träne. Sie war fünfzehn und hatte bereits den Ansatz des Busens, der später so viele überwältigen sollte. Sie fand, Gedenkfeiern seien eine schöne Art zu sterben, wenn man die anderen Todesarten bedachte, die sie mitbekommen hatte.

Severin war ebenfalls fünfzehn; er ging mit seiner Mutter und den ehemaligen Olympiakämpfern aus Jugoslawien aus, und sie besoffen sich sinnlos und brüllten sich heiser vor Freude. An diesem Tag war die Möglichkeit gering, Utschs Pfade zu kreuzen. Obwohl es eine öffentliche und belebte Bierschenke war, ließ Katrina ihren Mantel während der Feier ein bißchen offenstehen. Es war das erste Mal, daß Severin so betrunken wurde, daß er kotzte. Wie ich erfuhr, spielte der russische Radiosender den ganzen Tag Chopin.

Der Todesfall, der sowohl Freudenfeiern als auch Trauer hervorrief, war natürlich der Tod von Jossif Dschugaschwili – einem Georgier, besser bekannt als Joseph Stalin –, der, wo wir gerade von den *Was wäre*

wenn reden, selbst eine von einer Horde von *Was wäre wenn* umstellte Gestalt war.

Was, wenn Utsch zum Beispiel nach Rußland gegangen wäre? Und wenn die Erde flach wäre, wie der Dichter sagt, würden die ganze Zeit Leute herunterfallen. Der Dichter weiß, daß die ganze Zeit Leute herunterfallen, so wie die Dinge liegen, und einer davon war Hauptmann Kudaschwili. Bestimmt hatte er die Absicht, Utsch zu adoptieren und sie in die Sowjetunion mitzunehmen. Aber wir Verfasser historischer Romane sind uns bewußt, wie wenig gute Absichten gelten.

Kudaschwili und die Besatzungskräfte der sowjetischen Armee verließen Wien 1955. Der Tag, an dem sie abrückten, heißt in Österreich heute Tag der Fahne; sehr wenige Wiener trauerten ihnen nach. Utsch war siebzehn; ihr Russisch war ausgezeichnet; ihr Deutsch war das der Muttersprachlerin; sogar ihr Englisch machte, auf Kudaschwilis Anregung hin, Fortschritte. Er traf Vorbereitungen, damit sie Russin werden konnte. Er meinte, sie solle Übersetzerin werden, und wenn Deutsch auch nützlich war, Englisch war verbreiteter. Er schrieb ihr aus Rußland und schloß seine Briefe mit den Worten: »Was macht Utschkas Englisch?« Sie wollten in der großen Stadt Tiflis leben, und sie könnte auf eine Universität gehen.

Utsch war aus der Wohnung in der Schwindgasse ausgezogen, aber ihre Wäsche brachte sie – unter erheblichen Umwegen – immer noch zu der alten Drexha Neff. In dem neuen Studentenheim in der Krügerstra-

ße war Utsch glücklich, denn zum erstenmal kannten die Leute sie nicht als Kudaschwilis »irgend so was« oder als russische Spionin. Sie brauchte ungefähr drei Monate nach Abzug der Russen, um festzustellen, daß sie für andere Leute attraktiv war. Sie stellte fest, daß es beneidenswert war, Brüste wie ihre zu haben, daß sie aber noch lernen mußte, was sie mit ihnen anfangen konnte, und daß ihre Beine das Bäuerischste an ihr waren und sie lernen mußte, wie sie sie verbergen konnte. Daß sie die Oper und die Museen mochte, ist Kudaschwilis Verdienst; daß ihre Kleider seltsam waren, ist wahrscheinlich seine Schuld. Sie galt als die mit Abstand beste Schülerin an der Sprachschule, die damals der Diplomatischen Akademie angeschlossen war, aber zuweilen, zwischen Briefen von Kudaschwili, wünschte sie, ihre Zweitsprache wäre Englisch oder Französisch anstatt Russisch. Am liebsten ging sie allein in Wien spazieren; ihr wurde klar, daß ihr Bild vom eigentlichen Aussehen der Stadt davon geprägt war, daß sie sie stets in Begleitung der Benno-Blum-Bande gesehen hatte. Die vermißte sie nicht, insbesondere nicht ihren letzten Begleiter, einen kleinen, kahlköpfigen Mann mit einem Loch in der Wange. Es sah aus wie ein unmöglich großes Einschußloch, außer daß auf der anderen Seite etwas hätte austreten müssen, falls es ein Einschuß gewesen wäre. Es war ein Krater von der ungefähren Größe eines Tischtennisballs, wie eine zusätzliche Augenhöhle unter einer der eigentlichen Augenhöhlen des Mannes. Es war grauschwarz-rosa an den Rändern und durchaus tief, so

daß man sozusagen nicht den Grund sehen konnte. Kudaschwili hatte ihr erzählt, der Mann sei während des Krieges mit einer Bohrmaschine gefoltert worden und das Loch in seiner Wange sei nur eine langsam heilende Wunde von mehreren.

Seit sie ihre Freiheit neu gewonnenen hatte, las Utsch mehr als die kommunistisch finanzierte Zeitung. Jede Woche war etwas über Benno Blums Bande drin; jede Woche erwischten sie einen weiteren von den alten Hasen. Bennos Jungs besaßen eine Popularität, die nur von den zutage geförderten Henkern und Experimentatoren aus den Todeslagern übertroffen wurde. Sie hegte keine große Sehnsucht nach ihren früheren Beschützern.

Sie hatte Schuldgefühle, weil sie Kudaschwili nicht so sehr vermißte, wie sie geglaubt hatte, und machte ihre wöchentlichen Gänge zur sowjetischen Botschaft mit ein wenig Unbehagen, obgleich sie alle erforderlichen Einwanderungsformulare unterschrieb und viele Male den Schwur ablegte, daß sie Mitglied der Kommunistischen Partei sei. Zumindest vermutete sie das, aber ihr ging auf, daß sie um Kudaschwilis, nicht um ihrer selbst willen nach Rußland gehen würde. Das ist das Entscheidende bei Utsch: sie dachte nicht *ein* Mal, sie könnte *nicht* gehen. Kudaschwili hatte sie geliebt und die Verantwortung für sie übernommen. Er hatte sie nicht in Eichbüchl zurückgelassen, er hatte sie nicht bei jenen Kindern mit den ausdruckslosen Gesichtern im Waisenhaus zurückgelassen; sie stand in seiner Schuld.

Ich glaube nicht, daß Severin sich je klargemacht hat, was an Utsch außergewöhnlich war. Sie fand es vollkommen selbstverständlich, eine Schuld zu tilgen. Es war undenkbar, daß man es nicht tat; es war ungerchtfertigt sich zu beklagen. Und dieser Gedanke hat eine komplizierte Schwester: wenn man niemandem etwas schuldet, ist man frei. Mit siebzehn Jahren war Utsch nicht frei; mehr noch, für sie war das kein Anlaß zu Selbstmitleid. Sie war dabei, sich in Wien zu verlieben, aber wenn Kudaschwili bereit war, würde sie nach Rußland gehen.

Es waren die guten Leute von Budapest, die sie befreiten. Am 25. Oktober 1956 wurden die guten Absichten vieler Menschen zunichte gemacht. Die Ungarn fanden nicht, daß sie, weil Rußland sie von den Nazis befreit hatte, den Russen etwas so unvernünftig Großes wie ihr Land schuldeten. Der Aufstand in Ungarn muß für Utsch so etwas wie ein Wunder gewesen sein; aus ihrer eigenartigen Sicht muß die Vorstellung, »für die eigene Freiheit zu sterben«, wie schreckliche Hemmungslosigkeit gewirkt haben. Es muß sie verwirrt haben; die über die Grenze strömenden Flüchtlinge sahen fast nach einem weiteren Krieg aus. Nach Wien kamen, unaufgespießt von Stacheldraht und von den früheren Minenfeldern unzerrissen, einhundert-siebzigtausend Ungarn. Zwei Tage später, als Wien seinen ersten Tag der Fahne feierte, kamen sie immer noch tröpfchenweise herüber. Es war der erste Jahrestag des offiziellen Endes der Besetzung. Kudaschwili war seit einem Jahr wieder in Rußland.

In der Woche nach dem Tag der Fahne ging Utsch zur russischen Botschaft und stellte fest, daß alle ihre Einwanderungspapiere zurückgeschickt worden waren – abgelehnt. Sie fragte, warum, aber niemand wollte ihr irgend etwas sagen. Sie ging zum Studentenheim zurück und schrieb Kudaschwili. Sie hatte noch nicht von ihm gehört, als sie, weniger als eine Woche später, eine Nachricht von der russischen Botschaft erhielt, daß ein M. Maiskij sie sprechen wolle.

M. Maiskij führte sie zum Lunch in einen russischen Club in der Nähe des Grabens aus. Nach dem Fischgang erzählte er ihr die Neuigkeit. Hauptmann Kudaschwili war abkommandiert worden, bei den Unruhen in Budapest Beistand zu leisten, und während der nächtlichen Durchsuchung eines Universitätsgebäudes von einem achtzehnjährigen Hecken schützen erschossen worden. Utsch weinte mit bemerkenswerter Selbstbeherrschung den Hauptgang und den Nachtisch hindurch. M. Maiskij holte ein Foto von Kudaschwili hervor. »Das ist für Sie, meine Liebe«, sagte er. Er holte außerdem den geringen Anteil von Kudaschwilis restlichem Sold hervor, von dem der Hauptmann verfügt hatte, daß er im Falle seines Ablebens an Utsch gehen sollte. Er belief sich auf viertausend österreichische Schilling oder hundertsechzig amerikanische Dollar. Maiskij durchblättert eine dicke Akte, die Utschs Lebensgeschichte bis 1956 war. Er sagte, ihr Leben sei ein Musterbeispiel des Leidens unter dem Faschismus gewesen, was ihre Rettung durch Hauptmann Kudaschwili um so be-

deutungsvoller mache – und seinen Tod um so tragischer. Aber er möchte, daß sie wisse, daß sie immer noch die Kommunistische Partei habe und irgendwann in der Zukunft nach Rußland gehen könne, wenn sie wolle. Sie schüttelte den Kopf; sie war verwirrt von der Vielzahl der Verwendungen, denen das Wort »Faschismus« zugeführt werden konnte. Die russische Botschaft, versprach Maiskij, würde ihr, so gut sie könne, helfen. Utschs Übersetzungsfähigkeiten zum Beispiel: Wenn Russen in Wien seien, die einen Dolmetscher brauchten, werde er versuchen, sie in diesem Zirkel unterzubringen, »obwohl sie eine sehr mißgünstige und konkurrenzneidische Gruppe sind«, warnte er sie.

»Lassen Sie Ihr Englisch nicht einrosten«, sagte ihr M. Maiskij. »Genau das hätte *er* auch gewollt.« Utsch wußte, daß sie alle ihre Briefe gelesen hatten, aber sie wußte auch, daß ein wenig russisches Geld fürs Übersetzen hilfreich sein würde. Sie bedankte sich bei M. Maiskij für den Lunch und ging zum Studentenheim zurück, wo sie – fast allein – bis 1963 wohnte.

In diesen sieben Jahren wurde ihr Englisch besser, ihr Russisch bekam Übung, und ihr muttersprachliches Deutsch wurde fast ausschließlich mit zwei Freunden gesprochen, die beide in sie verliebt waren und am Ende des Ganges ein Zimmer teilten. Es bedurfte fast dreier Jahre der Bekanntschaft mit ihnen, ehe sie beschloß, mit einem von ihnen zu schlafen, und als sie sah, wie das den anderen mitnahm, schlief sie auch mit ihm. Dann hörte sie auf, mit den beiden zu schlafen,

weil es sie zu verletzen schien, aber sie machten ihr weiterhin den Hof, warteten vielleicht darauf, daß sie eine weitere Entscheidung traf und das Ganze wieder von vorn begann. Sie teilten weiterhin das Zimmer. Aber Utsch entschied, daß es ihr – zumindest in diesem Alter – unmöglich war, gleichzeitig mit mehr als einem Menschen zu schlafen, und sie fand einen dritten jungen Mann, gänzlich außerhalb der alten Freundschaft (er war die Zweitbesetzung eines großen Tenors an der Wiener Staatsoper), und schlief eine Weile mit ihm. Als ihre beiden alten Freunde hinter ihre neue Affäre kamen, lauerten sie der Tenor-Zweitbesetzung eines Abends im Labyrinth der Gerüste auf, die den Stephansdom abstützten, und sagten ihm, sie würden ihm die Stimmbänder herausreißen, wenn er Utsch weiter sähe, ohne ihr einen Heiratsantrag zu machen. Das mag kurios erscheinen, aber Utsch hatte an dem kindischen Verhalten ihrer alten Freunde nichts auszusetzen. Sie waren verletzt, und sie würden die Tenor-Zweitbesetzung verletzen, wenn er nicht für etwas bezahlte. Utsch fand stets, daß es keinen Grund für irgendwelche Verletzungen gab, die irgend jemand verhindern konnte, und so sagte sie der Tenor-Zweitbesetzung, er solle ihr lieber einen Antrag machen, wenn er sie wiedersehen wolle. Er wechselte statt dessen das Opernensemble, was sie für eine absolut anständige Art hielt, niemanden zu verletzen, und sie wies das neuerliche, verstärkte Werben ihrer alten Freunde herzlich zurück: »Nein, Willi, nein, Heinrich«, sagte sie zu ihnen. »Jemand würde verletzt werden.«

Severin, dessen Wahrnehmungen oft zu denen von Utsch parallel verliefen, überraschte uns eines Abends, als wir alle versuchten, darüber zu reden, was unsere Beziehung uns bedeutete. Zumindest Edith und ich versuchten es; Utsch sagte selten viel dazu, und Severin hatte auf seine irritierende zweisprachige Art bloß zugehört. Edith und ich sagten, es sei nicht so sehr der *Sex*, der unsere gegenseitige Übereinkunft so erregend mache; es sei das Neue an der Begegnung mit jemandem – die alte Romanze war für uns alle mehr oder weniger acht Jahre alt –, das so intensivierend sei.

»Nein, ich glaube, es ist der *Sex*«, sagte Severin plötzlich. »Es ist *bloß* der *Sex*, und das ist auch alles, was es bei einer solchen Sache sein kann. Es hat nichts sehr Romantisches, jemanden zu verletzen.«

»Aber wer wird denn auf die Art verletzt?« fragte ihn Edith. Er sah sie an, als wüßten sie beide etwas, das zu eigen war, als daß Utsch und ich es hören durften, aber er hatte Edith bis dahin nichts von »verletzen« gesagt. Wir waren alle übereingekommen, daß, wenn einer von uns aus irgendeinem Grunde unter unserem Vierer litt, die Beziehung enden würde. Wir waren übereingekommen, daß unsere Ehen und Kinder Vorrang hatten. Und da war Severin (Marterqualen vortäuschend?) und warf seine Zweideutigkeiten so achtlos unter uns wie Mäusefutter. Wir waren alle übereingekommen, daß die Beziehung nur gut war, wenn sie für uns *alle* gut war – wenn sie unsere Ehen intensivierte oder zumindest nichts wegnahm.

Und wir hatten alle genickt – natürlich, natürlich –,

als es Severin am Anfang für nötig zu halten schien, zu sagen: »Sexuelle Gleichheit zwischen zwei Leuten ist eine schwierige Sache, und zwischen *vier* ... Na ja, nichts ist wirklich gleich, aber man muß es als ziemlich gleich empfinden, sonst kann es nicht weitergehen. Ich meine, wenn es dreien von uns gutgeht und einem schlecht, dann ist die ganze Sache schlecht, stimmt's? Und derjenige, der das Ganze platzen läßt, sollte nicht das Gefühl eingepflegt kriegen, es sei seine oder ihre Schuld, stimmt's?« Ja, wir hatten genickt.

»Wenn du unglücklich bist, sollten wir damit Schluß machen«, sagte ihm Utsch.

»Das ist es eigentlich nicht«, sagte er. »Alle anderen sind anscheinend so glücklich dabei.«

»Na ja, es ist *dazu da*, die Menschen glücklich zu machen«, sagte Edith.

»Ja, dazu ist *Sex da*«, sagte Severin.

»Nenn es, wie du willst; ich nenne es, wie ich will«, sagte Edith. Vor ihrer Unabhängigkeit von ihm schien es ihm stets unbehaglich zu sein.

»Ja, ich glaube auch, daß es bloß Sex ist«, sagte Utsch. Damit überraschte sie mich, aber dann dachte ich, daß sie bloß versuchte, ihm aus der Patsche zu helfen. Er beharrte immer so darauf, sich von uns anderen abzusetzen.

»Hör mal, Severin, wenn du unglücklich bist, machen wir jetzt gleich mit der ganzen Sache Schluß«, sagte ich. Das war seine unklare Art, sich auszudrücken: »Die ganze Sache.« Ich fragte ihn: »Bist du unglücklich, Severin?«

Aber wenn Severin je von Gott befragt worden wäre, hätte er eine Möglichkeit gefunden, auch *Ihm* auszuweichen. »So einfach ist das nicht«, sagte er. »Ich will bloß nicht, daß es einem von uns über den Kopf wächst.« Ich weiß, daß Edith sich dadurch gekränkt fühlte. Sie hatte ihm bereits gesagt, wie sehr sie sich unter Kontrolle hatte.

»Ich glaube, wir sind alle ziemlich ausgeglichen, Severin«, sagte ich. »Niemand wird irgendwen verlassen oder mit jemand anders durchbrennen.«

»Das weiß ich doch«, sagte er. »Ich meine nichts dergleichen.«

»Na, was meinst du dann?« fragte ihn Edith; er brachte sie zur Verzweiflung.

Er tat das mit einem Achselzucken ab. »Ich schätze, ich habe das Gefühl, daß ich mir für uns alle Sorgen machen muß«, sagte er, »weil anscheinend niemand sonst sich über irgend etwas Sorgen macht. Aber lassen wir uns Zeit damit; alles braucht Zeit.« Ich war wütend. Er wirkte so unsensibel – zum Beispiel Utsch gegenüber. Seine Art, unsere Beziehung auf »bloßen Sex« zu reduzieren, muß sie schon verletzt haben. Und da er sich eindeutig so verhielt, als sei er unglücklich, weiß ich, daß Utsch der Gedanke gekommen sein muß, *sie* sei es, mit der er unglücklich war.

Edith lachte. »Na, wir müssen uns bestimmt keine Sorgen machen«, sagte sie. »Du machst dir genügend Sorgen für alle.« Ich lachte; Severin lächelte, aber von diesem Lächeln wäre ich nicht gerne geweckt worden.

Utsch sagte später, sie sei auf Edith wütend gewesen, weil sie Severin gegenüber einen Ton angeschlagen habe, den man vielleicht einem Kind gegenüber anschlägt, aber ich fand, er hatte es verdient. Als wäre Severin nicht im Zimmer, sagte uns Edith, wir müßten uns keine Sorgen machen, wenn Severin manchmal unglücklich wirke. »Er ist sowieso unglücklicher als wir«, sagte Edith leichthin, »und es ist ein Fehler zu glauben, er sei *wegen* irgend etwas unglücklich. Ich glaube, wir alle sind einfach glücklichere Menschen als Severin«, sagte sie und sah ihn an – Bestätigung heischend? Er hatte einmal das gleiche von sich gesagt, aber nun wirkte er mürrisch, als Edith es sagte – als nähme er, typischerweise, nie etwas ernst, was er sagte, sondern müsse Edith glauben.

Es war ein peinlicher Augenblick, und plötzlich hatte Utsch ihren Mantel an und stand zwischen Severins Sessel und der Stelle, wo ich mit Edith auf dem Sofa saß. »Wer von euch bringt mich nach Hause?« fragte sie. »Wer kriegt mich heute nacht?«

Nun ja, wir mußten alle lachen. Und ich stand auf, verbeugte mich und sagte zu Severin: »Bitte, die Ehre gebührt Ihnen«, und er stand auf und verbeugte sich und *zögerte* – und ich dachte, er sei vielleicht drauf und dran zu sagen: »Bring deine gottverdammte Frau selber nach Hause und laß mir meine!«

Aber mit einem Blick auf Edith, der im wesentlichen scherzhaft war, sagte er: »Erlauben Sie mir, Ihnen auch einmal einen solchen Gefallen zu tun.« Und er hob Utsch hoch, legte sie sich mühelos über die

Schulter und ging unter ihrem quälenden Gelächter, das draußen erstarb.

An der Art, wie Edith und ich uns dann zulächelten, spürte ich, daß es nicht *Zeit* war, was Severin Winter brauchte. Ich glaube, wir waren uns seiner als der treibenden Kraft bewußt (jeder einzelne von uns hätte sich ebenfalls Geltung verschaffen können, aber wir schienen das nicht zu brauchen) – und wir wußten, daß er vielleicht beschließen würde, Schluß zu machen. (Jeder einzelne von uns hätte das tun können, aber wir hatten das Gefühl, wenn jemand Schluß machen würde, dann Severin.)

Gewöhnlich redeten Edith und ich noch lange, nachdem wir allein waren, über uns und über das Schreiben. Ich las ihr etwas aus meiner neuen Arbeit vor; gelegentlich beurteilte ich ihre neuesten Sachen positiv. Es war oft zwei Uhr morgens, wenn wir die Uhrzeit bemerkten und wußten, daß Severin in einer Stunde oder so zu Hause sein würde, und dann gingen wir nach oben und achteten immer darauf, daß wir einander nicht noch liebten, wenn er zurückkam. Gewöhnlich schliefen wir; er klopfte einmal an die Schlafzimmertür, um uns zu wecken, und ich zog mich an und ging nach Hause zu Utsch.

Aber in jener Nacht gingen wir beinahe sofort, nachdem Severin mit Utsch nach Hause gegangen war, ins Bett. Ich nehme an, wir empfanden vielleicht eine gewisse Angst, daß es enden würde. Als ich Utsch davon erzählte, sagte sie: »Versuch nicht, mir weiszumachen, es wäre nicht der Sex.«

»Edith und ich haben gemeint, es sei nicht *bloß* der Sex«, sagte ich. »Zumindest nicht für *uns*.« Aber ich glaube, daß solche Unterscheidungen – wie Selbstmitleid und das Sterben für die Freiheit – für Utsch zweifelhaft waren. Sie war, besser als wir, dazu erzogen worden, den Unterschied zu erkennen zwischen dem, was man für jemand anderen zu tun bereit ist, und dem, was man für sich selbst tut.

Kundschafterberichte: Severin
(Klasse bis 72 Kilo)

Die neue Sporthalle enthielt ein Hallenhockeyfeld, drei Basketballfelder, ein Schwimmbecken, verschiedene Trainingsräume, Umkleideräume für Männer und Frauen und eine gräßliche Halle, in der Trophäen und Fotografien aller alten Helden ausgestellt werden. Von draußen hatte sie das für öffentliche Eislaufhallen und moderne Bibliotheken charakteristische grabmalartige Aussehen. Es gab ein ziemliches Gemurre bei der alten Garde, daß man den Bau zumindest dem alten Campus – Ziegelsteine und Efeu – hätte angleichen sollen, aber es war klar, daß Efeu nie dazu bewogen werden könnte, an all dem glatten Beton und Glas zu haften. Severin Winter liebte das Gebäude.

Was von der alten Sporthalle übrig war, war ein weitläufiges, unterirdisches Labyrinth von Squash- und Handballfeldern und den alten Umkleideräumen, die jetzt von Gastmannschaften benutzt wurden – vielleicht um sie zu deprimieren. Dieses Labyrinth mit dem neuen Untergrund aus glänzenden Stahlspinden und sinnreichen Duschköpfen war durch einen langen Tunnel mit dem sogenannten alten Käfig verbunden.

Der Käfig war ein ominöser, buckliger Kuppelbau aus Ziegelstein; er sah aus wie ein Krematorium für

Athleten. Er war mit Efeu, so dick wie das Handgelenk eines Mädchens, bewachsen; das Dach war ein Bienenstock aus Glas, Oberlichtern so alt und trübe, daß sie ihr Glitzern eingebüßt hatten. Der riesige, kreisförmige Raum mit dem hartgestampften Aschenboden wurde für Hallenleichtathletik-Veranstaltungen benutzt; er roch wie ein Gewächshaus, außer daß Pflanzen nicht schwitzen. (»Alles schwitzt«, sagte Winter.) Um zu verhindern, daß Diskusse bei Wettkämpfen die Oberlichter zertrümmerten, ließ man über das ganze Innere der Kuppel Netze herab, wie einen durchsichtigen Schleier. Auch Hallentennis wurde dort gespielt.

Um den inneren Rand des Käfigs verlief eine erhöhte Holzbahn, so daß Läufer auf zwei Ebenen operieren konnten; die unteren benutzten Spikes auf dem Aschenboden; auf der Holzbahn lief man mit Gummisohlen. Die Bahn war in den Kurven überhöht; sie setzte voraus, daß man mit einiger Geschwindigkeit lief; wenn man bloß drum herum ging, trug es einen aufs Geländer zu. Die Leute behaupteten, daß, wenn man auf dieser Bahn zu viele Runden lief, ein Bein länger würde als das andere. (»Nicht, wenn man gelegentlich die Richtung wechselt«, sagte Sie-wissen-schon-wer.)

Wenn der Käfig belebt war, ging es sehr laut zu. Die Bahn donnerte und vibrierte; Startpistolen krachten für die Läufer auf dem Aschenboden unten; Wind und Schnee ließen die alten Oberlichter ächzen und knirschen. Der einzige moderne Zusatz zum Käfig

war ein langer, rechteckiger, an einer Seite der Holzbahn oben im Sparrenwerk unter den Oberlichtern abgeteilter Raum; er war außerdem von langen Leuchtstoffröhren grell erleuchtet und hatte zwei tosende Heißluftgebläse und seinen eigenen Thermostat. Seine Wände waren mit hochroten Matten gepolstert, und er war von Wand zu Wand mit knallrot-weißen Ringerplatten ausgelegt.

Winter behauptete, daß die Ringerhalle aus »psychologischen Gründen« perfekt gelegen sei. Vor einem Wettkampf versammelte sich die Mannschaft in ihrem kleinen Flügel neben dem verlassenen Käfig und sah zu, wie die Hallenhelfer die Matten wegnahmen. Sie wurden zu einem der tollen Basketballfelder in der neuen Sporthalle getragen, ordentlich ausgelegt und zusammengeklebt. Es blieben immer ein paar Matten in der Ringerhalle liegen, und auf denen wärmten sich die Ringer auf.

Wenn es Zeit war, führte Severin sie aus der Ringerhalle und um die knirschende Holzbahn; er drehte im Gehen die Lichter aus, so daß der große, düstere Käfig zunehmend dunkler wurde, wie sie ihn verließen. (Winter legte alle seine Heimwettkämpfe auf den Abend.) Er brachte seine Ringer durch den langen Verbindungstunnel in die neue Sporthalle. Auf jeder Seite des klammen Tunnels blinzelten den Ringern helle Lichtschlitze von den Squash- und Handballräumen zu, wo, wie Gefangene in seltsamen Zellen, ein paar vereinzelte Athleten diese einsamen Spiele spielten. Alles hallte im Tunnel wider. Winter machte

im Gehen die Lichter aus. Gelegentlich blaffte ein Squashspieler: »He, was soll der Scheiß!?!« und öffnete seine Zelle. Der Effekt der Ringer im Gänsemarsch, feierlich in ihren Mänteln und Kapuzen (Winters Wunsch), ließ einen verstummen. Schüchtern kamen die Squash- und Handballspieler oft aus ihren Zellen heraus und folgten der Prozession. Es war ein Ritus. Die Ringer hatten den denkbar längsten, stillsten und dunkelsten Gang; sie hatten eine komische Art, sich zu sammeln. Wenn sie zu dem Licht am Ende des Tunnels kamen, blieb Winter immer an der Tür stehen. Er sah sie alle von oben bis unten an, als könnte er in der Dunkelheit sehen. »Wie geht's?« fragte er sie auf deutsch; im Tunnel dröhnte seine Stimme. Die Squash- und Handballspieler hielten sich im Schatten, wollten das Ritual nicht stören. »Wie geht's?« blaffte Severin Winter. Sie waren alle seine Deutschstudenten, verstehen Sie.

Und unisono bellten die Ringer in jenem Tunnel: »Gut!« Dann riß Winter die Tür auf, und wie Maulwürfe, die ans Tageslicht kommen, folgten seine Ringer ihm blind in die neue Sporthalle und das erschreckende Licht und die brüllende Menge und hinaus auf die leuchtende, hochrote und weiße Ringermatte. Für die Zuschauer sahen sie immer so aus, als hätten sie eine Gehirnwäsche in einem Kerker hinter sich und seien mit einem grausamen Auftrag in die wirkliche Welt hinausgeschickt worden. Genauso war es.

Die Wiener sind alte Hasen in der Psychologie. Severin bekam nicht das beste Material im Lande und

gab freimütig zu, daß er auch nicht der beste Trainer war. Die Universität war nicht das, was man eine Ringermacht nennen würde, aber zu Hause verloren Winters Mannschaften nie einen Wettkampf. Natürlich setzte er die Termine geschickt an.

Die Lockung des altehrwürdig-östlichen Prestiges der Universität trug mehr dazu bei, Winter die wenigen guten Ringer, die er hatte, zu verschaffen, als alles, was er in puncto Anwerbung auf die Beine stellen konnte. Er tat seine Pflicht und sorgte dafür, daß ein paar Trainer an großen High-Schools in den ernst zu nehmenden Teilen des echten Ringerlandes sich an ihn erinnerten, aber obwohl ein paar Trainer seiner Generation sich seiner als eines ehemaligen Wettkämpfers erinnerten, war er bei den jüngeren Ringern, die sich nur an die Champions erinnerten, unbekannt. Und obwohl er ein paar gute Ringer bekam, fühlten die sich zu der Universität hingezogen, weil sie als Studenten geschmeichelt waren; wenn sie wirklich hätten ringen wollen, wären sie nicht nach New England gekommen. Kurzum, er bekam Sportler, aber keine Fanatiker. »Ich kriege nicht die mit dem richtigen Killerinstinkt«, beklagte sich Severin. »Ich kriege Kerle, die denken. Wenn man denkt, wird einem klar, daß man verlieren kann – und so ist es.«

Aber ich wies ihn darauf hin, daß der Effekt, den er mit seinem berühmten Tunnelgang erzielte, Ringer, die nicht dachten, wahrscheinlich gleichgültig ließ. »Warum, glaubst du, mache ich das?« fragte er mich. »Alle großen Ringer haben ihre eigenen Tunnel – lan-

ge, dunkle, leere Gänge durch ihre langen, dunklen, leeren Köpfe. Ich schaffe bloß eine kleine Illusion für meine Intellektuellen. Ich mache bloß den Plato.«

Er wählte sich kein leichtes Programm; er nährte seine Illusionen bloß bei den Heimwettkämpfen. Er ging mit seiner Mannschaft mindestens zweimal in der Saison auf Achse, und sie trugen drei bis vier Wettkämpfe mit den Big-Ten- und Big-Eight-Hochschulen aus. Dort verlor er natürlich immer, aber er verlor achtbar. Gewöhnlich gewann er ein bis zwei Gewichtsklassen, und nicht viele von seinen Ringern, die verloren, wurden geschultert. Diese Wettkampfklasse war notwendig, damit er zu Hause gewinnen konnte. In New England gab es keine andere Hochschule, die ihn besiegen konnte; die Ivy-League-Hochschulen schlug er vernichtend, und er setzte pro Jahr gewöhnlich einen Wettkampf gegen eine der großen Ringermächte der Ostküste an. Er erkannte geschickt im voraus die im jeweiligen Jahr schwächste dieser Ringermächte und inszenierte pro Saison einen großen Überraschungssieg für seine Tunnelgänger. Einmal war es die Heeres- oder Marineakademie; einmal gewann er knapp gegen die Penn State. Er verlor natürlich immer gegen diese Hochschulen, wenn er auswärts antrat, und bei den Ostküsten-Meisterschaften hatte er Mühe, in manchen Gewichtsklassen Medailengewinner zu stellen.

Jedes Jahr wählte er seinen besten Ringer aus und nahm ihn auf die lange und demütigende Fahrt zu den Landesmeisterschaften mit. Der Junge wurde schon in

der Vorrunde fertiggemacht, aber Winter erwartete nichts Besseres, und er war freundlich zu diesen Jungen und machte ihnen nie etwas vor. Er nahm jedes Jahr nur einen Ringer mit – es gab immer einen, der sich qualifizierte –, bloß damit er eine Reise zu den Landesmeisterschaften als Schulausgabe geltend machen konnte. »Er hat eine Außenseiterchance«, pflegte er dem Sportinstitut zu sagen. Es war eine harmlose Lüge.

Winter wußte, daß er den alten, dunklen Käfig und seinen langen Tunnel nicht nach Stillwater, Oklahoma, oder Ames, Iowa, bringen konnte. »Dort draußen«, sagte er, »haben sie ihre eigenen Tunnel.« Und er tippte sich an seinen struppigen Schädel. »Sehr geheime Tunnel, sehr schwierig zu knacken.«

Ich machte mir oft über *seinen* Tunnel Gedanken – wie verschlungen war er, und wie lang?

Aber es war Edith, die uns damals zum erstenmal zum Essen einlud. Ihre Gründe waren unkompliziert: sie wollte sich mit mir über das Schreiben unterhalten. Mit Dreißig hatte sie sich immer noch nicht an einen Roman gewagt, aber ihre Geschichten – meistens über alltägliche, genau beobachtete Beziehungen – waren erschienen, die meisten in kleinen Zeitschriften, eine davon jedoch entweder in ›Harper's‹ oder in ›The Atlantic‹. Sie belegte gewöhnlich jedes Jahr ein Seminar in ›Kreativem Schreiben‹, obwohl sie nicht daran interessiert war, einen Grad zu erwerben, oder sie arbeitete selbständig mit dem Universitätsschreiber. Was ich nicht war; ich war von der Historischen Fakultät einge-

stellt, und ich sagte ihr, daß ich noch nie ein Seminar über ›Kreatives Schreiben‹ gegeben hätte und das auch nicht wollte. Sie sprach allerdings so gut über ihre Arbeit, daß ich mich bereit erklärte, sie mir anzusehen. Seit zwei Jahren war der Universitätsschreiber der berühmte Helmbart, und Edith bekannte, daß sie weder ihn noch seine Arbeit mochte. Ich war, das gebe ich zu, erfreut, das zu hören; Helmbarts Art von überheblichem Königtum über den sogenannten *nouveau roman* ekelte mich an. Edith und ich stimmten darin überein, daß wir, wenn das Thema eines Romans war, wie man einen Roman schreibt, nicht mehr interessiert waren; wir interessierten uns zwar für Prosa, aber nicht, wenn die Prosa selbst zum Thema der Prosa wurde.

Es war ein gutes Gespräch. Es schmeichelte mir, zu erfahren, daß sie zumindest eines meiner Bücher gelesen hatte – das dritte, über Andreas Hofer. Sie stellte mein Beharren auf dem Begriff »historischer Roman« in Frage, der für sie mit schlimmen Assoziationen verbunden war. Aber ich bestünde auf der Geschichte, sagte ich, weil ich fand, daß Romane, die kein eigentliches Gefühl von Zeit vermittelten, nichts vermittelten. Darum kabbelten wir uns; ich konnte sie nirgends überzeugen. Severin, sagte sie, habe alle meine Bücher gelesen. Ich war überrascht. Ich sah ihn an und wartete auf seinen Kommentar, aber er sprach deutsch mit Utsch. »Aber sicher, Severin liest alles«, sagte Edith. Ich wußte nicht genau, wie ich das auffassen sollte; sie konnte gemeint haben, daß er kein kritischer Leser, sondern eine Art Büchervielfraß war oder daß sie sei-

ne Belesenheit bewunderte. Edith heftete die Augen auf einen, wenn sie mit einem sprach, und sie bewegte lebhaft die Hände – vielleicht eine Angewohnheit, die sie von Severin übernommen hatte.

Helmbart, sagte sie, habe seine Zeit damit verbracht, ihre »Macken« zu analysieren; er redete überhaupt nicht über ihr Schreiben oder ihre Gestalten. Sie sagte, er habe ihr einmal gesagt, sie könnte erst dann zu schreiben anfangen, wenn sie »einen Tisch beschreiben und seine Seele und sein Geschlecht darstellen« könne. Genau solcher Scheiß hat ihn zum König des »nouveau roman« gemacht, nehme ich an.

Über mein Andreas-Hofer-Buch äußerte sich Edith klug und, nun ja – wohlwollend. Ich sagte ihr, daß es mich bisweilen ärgerte, daß mein Werk so unbeachtet blieb. Selbst die Universität versäumte es, wenn sie Veröffentlichungen des Lehrkörpers registrierte, meine Bücher zu registrieren. Da standen Helmbarts Prosa und ein Haufen der üblichen gelehrten Artikel – zum Beispiel etwas über »die Symbolik der Möbel bei Henry James«. Ich hatte immer gefunden, daß zwischen diesen Artikeln und Helmbarts kümmerlichen Romanen größere Ähnlichkeit bestand, als die jeweiligen Autoren zugeben würden.

Edith sagte, sie bewundere die Energie von jemandem wie mir – praktisch nicht anerkannt, aber produktiv.

»Ja«, sagte Severin plötzlich; ich hatte nicht gewußt, daß er zuhörte. »Sie haben wirklich einen Mordsausstoß.« Darüber wunderte ich mich, und er sagte: »Es

ist sehr schwer, Ihre Bücher zu finden, wissen Sie. Sie sind alle vergriffen.« Traurigerweise stimmte das.

»Wie fanden Sie sie?« fragte ich ihn. Ich hatte außer meiner Mutter und meinem Verleger noch nie jemanden getroffen, der alle meine Bücher gelesen hatte. (Ich hatte Utsch im Verdacht, was Schlüsse anging, die gleiche Angewohnheit wie mein Vater zu haben.)

»Die Bibliothek hier kauft alles«, sagte Severin. »Man muß bloß wissen, wie man es ausgräbt.« Und plötzlich stellte ich mir meine Bücher als irgendeine archäologische Entdeckung vor. Severin Winter vermittelte mir das Gefühl, daß er das Kunststück, sie zu finden, für bedeutender hielt als das, sie zu schreiben. Damals sagte er zu mir nichts weiter über sie, aber später erfuhr ich, daß er Bücher gern nach Ringer-Gewichtsklassen kategorisierte. Zum Beispiel: »Das ist ein recht hübscher 61-Kilo-Roman.«

Am nächsten Tag kam er auf seinem Fahrrad bei uns zu Hause vorbei. Utsch war mit den Kindern weg, und obwohl ich argwöhnte, daß er vielleicht gekommen war, um sie zu besuchen, dachte ich, da er mich allein vorfand, daß er vielleicht meine Romane erwähnen würde. Das tat er nicht. Er hatte mir ein paar von Ediths Geschichten mitgebracht. »Sie freut sich wirklich riesig darauf, mit Ihnen zu arbeiten«, sagte er mir. »Mit Helmbart hat's nicht geklappt.«

»Ja, das hat sie mir gesagt«, sagte ich. »Ich bin wirklich sehr froh, hier noch eine Schriftstellerin zu kennen. Sie ist gewiß eine Erholung von den Studenten und Kollegen.«

»Sie nimmt ihre Arbeit sehr ernst«, sagte Severin. »Helmbart hat es ihr schwergemacht. Er hat ihr gesagt, er habe das Gefühl, er könne dem, was mit ihr nicht stimme, näherkommen, wenn sie mit ihm schlief.« Das hatte mir Edith nicht gesagt. »Ich glaube, er dachte, sie wäre eben so eine Dozentenfrau, die darauf aus ist, sich von einem neuen Mentor flachlegen zu lassen«, sagte Severin.

Ich ahnte, aus welchen Gründen er mir das sagte, aber ich lachte. »Ich dachte gleich«, sagte ich, »daß sie am *Schreiben* interessiert ist.« Auch er lachte.

Er fuhr bei gutem Wetter jeden Tag auf diesem Zehngang-Fahrrad, strampelte in einem Tank-top-artigen Ringeranzug – das, was sie als Trikot bezeichnen – meilenweit hin und her. Er schwitzte; er war gebräunt. »Als Helmbart so weit war, daß er Edith nicht sehen konnte, ohne sie zu zwicken, hat sie es aufgegeben«, sagte er. Wieder lachten wir.

»Das war ein schöner Abend, den wir bei Ihnen verbracht haben«, sagte ich ihm. »Sie sind ein ausgezeichnete Koch.«

»Na ja, ich esse schrecklich gern«, sagte er. »Und ich habe es genossen, mich mit Ihrer Frau zu unterhalten.«

»Sie haben vieles gemeinsam«, sagte ich ihm, aber er blickte verwirrt.

»Nein, nicht viel«, sagte er ernsthaft, aber dann lachte er wieder – nervös, fand ich – und stieg in den Rücktritt seines Fahrrades, wodurch sich in seiner komplizierten Gangschaltung etwas verklemmte, so

daß er absteigen mußte, um daran herumzubosseln. Wir kamen beide überein, einander sehr bald wiederzusehen.

Erst später erfuhr ich den Rest der Geschichte von Helmbarts Zwickerei. Von Anfang an hatte Edith Severin von den Annäherungsversuchen des Mannes erzählt. »Das nächste Mal trittst du ihn in die Eier«, hatte Severin ihr gesagt. Aber das war wohl kaum Ediths Stil. Sie dachte weiterhin, sie müsse fähig sein, von Helmbart etwas Wertvolles zu bekommen. Sie fragte Severin, ob er in ihrem Namen mit Helmbart sprechen könnte, aber er sagte ihr, daß das diesen Idioten so verlegen machen würde, daß alles, was er zu ihr sagen würde, gelogen wäre. Ich finde, das war klug. So versuchte Edith es weiter und wehrte das Gezwicke und Betatsche ab.

Dann fand eine große Party statt, hauptsächlich mit Leuten von der englischen Abteilung und vom Kunstinstitut. Wegen ihrer Schriftstellerei wurde Edith gewöhnlich zu dergleichen eingeladen, und Severin kam immer mit; er genoß es, diese Leute aufzuziehen. Auf dieser Party zwickte Helmbart Edith wieder. Sie warf ihm einen Blick zu, erzählte sie mir, der »wirklich ärgerlich« war, dann ging sie zu Severin hinüber und sagte ihm, daß sie es wirklich satt habe. »Es war das einzige Mal, wo ich wirklich wollte, daß Severin für mich gegen jemand tätlich wird«, sagte sie. »Ich schämte mich, wie wütend ich war, weil Severin selten so zu Leuten ist. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm gesagt habe, aber ich wollte, daß er Helmbart lächerlich

macht. Ich habe wohl erwartet, daß er gegen den Saukerl *ringt*. Es war sehr unfair von mir. Severin hatte mir immer sehr viel Vertrauen in mich selbst vermittelt, mir zu verstehen gegeben, daß er fand, ich könne selber auf mich aufpassen – und da konnte ich's nicht.«

Severin tätschelte ihr die Hand und hüpfte auf der Suche nach Helmbart in das Partygewühl hinein. Edith folgte ihm fasziniert. Severin schob sich von hinten an Helmbart heran, der gerade vier oder fünf anderen Leuten eine Geschichte erzählte. Helmbart ist ein großer Mann; Severin reicht ihm ungefähr bis zur Schulter. Auf Zehenspitzen hinter ihm stehend, muß Severin wie ein gefährlicher Kobold ausgesehen haben. Rasch zwickte er Helmbart kräftig in den Hintern und *küßte* ihn laut und feucht aufs Ohr. Helmbart ließ ein Hors d'œuvre in seinen Drink fallen, fuhr leicht zusammen, lief rosig an. Als er sah, daß es Severin war, reichte er den Drink dem neben ihm stehenden Mann; der Drink wurde fallengelassen. Helmbart wurde bleich; er dachte, er hätte gleich eine Schlägerei mit dem Ringertrainer.

Und Severin sagte mit anzüglichem Zwinkern: »Was macht die Schriftstellerei, Helmbart?« Edith stand dabei, bei Severin eingehängt, und versuchte, sich das Lachen zu verbeißen. Aber als Severin das Gesicht des Mannes sah, brach er selbst in Gelächter aus, und Edith platzte laut heraus, bevor sie noch zusammen zur Tür hinaus waren – sie lachten, bellten förmlich wie Hunde. »Es hat mir ein so enormes

Selbstvertrauen gegeben«, sagte mir Edith, »daß ich den Kopf zurücklegte und einen letzten Blick auf den armen, geilen Helmbart warf. Er lachte nicht; er sah absolut *kastriert* aus. Severin und ich kamen aus dem Lachen nicht heraus. Es war Spätnachmittag; die Kinder waren mit einer Babysitterin zu Hause und würden bald zu Abend essen. Wir fuhren herum. Ich legte meinen Kopf in Severins Schoß; ich machte seinen Reißverschluß auf und nahm ihn in den Mund. Er redete in einem fort und fuhr sehr schnell, den ganzen Nachhauseweg über. Ich weiß nicht, was er sagte, aber es war lustig; obwohl ich ihn im Mund hatte, konnte ich nicht aufhören zu lachen. Wir rannten zur Hintertür herein, durch die Küche, wo die Kinder und die Babysitterin waren, die Treppe hoch und ins Schlafzimmer. Ich schloß die Tür ab; er drehte im Badezimmer die Dusche auf, damit das Geräusch *unsere* Geräusche übertönte – wohl auch, damit die Kinder dachten, wir seien nach Hause gerast, um uns zu waschen. Wir wußten, die Babysitterin würden wir nicht täuschen. Mein Gott, wir sind aufeinander losgegangen wie Leoparden. Ich weiß noch, wie ich auf dem Bett lag, nachdem ich weiß Gott wie oft gekommen war, und den Dampf von der Dusche aus der Badezimmertür quellen sah. Wir duschten zusammen und seiften einander ein, bis wir glitschig waren, und dann zog Severin die Badematte in die Dusche und legte sie auf den Boden der Wanne, und wir legten nochmal von vorn los, und die Seife schäumte mordsmäßig, und Wasser prasselte herunter wie ein Gewitter, und

die durchweichte Badematte saugte alles auf und *schmatzte* unter mir wie ein riesiger Schwamm.

Als wir endlich nach unten gingen, sagten uns die Kinder, die Babysitterin sei nach Hause gerannt. Ich glaube, es war Fiordiligi, die sagte: ›Ihr habt aber lang geduscht!‹ Und Severin sagte: ›Na ja, deine Mutter und ich waren auch sehr schmutzig.‹ Und wir fingen schon wieder zu lachen an; sogar Fiordiligi, die nie lacht, fing mit uns zu lachen an, und Dorabella, die über alles lacht. Wir lachten alle, bis es uns weh tat.

Ich weiß noch, daß mir am nächsten Morgen alles weh tat, überall; ich konnte mich nicht mal rühren. Severin sagte: ›So fühlt man sich nach einem Wettkampf.‹ Ich merkte, daß ich gleich wieder zu lachen anfangen würde und wir es dann *nochmal* machen würden. Ich fühlte mich so wund, daß ich versuchte, es mir zu verbeißen, aber Severin sah das und wurde unwahrscheinlich zärtlich; er drang ganz langsam in mich ein, und wir machten es nochmal. Das war auch schön, aber es war vollkommen *anders*.«

Armer Helmbart, dachte ich. Er wußte gar nicht, womit er es zu tun hatte.

Also hatte Severin, was seine Frau anging, nicht den üblichen Verfolgungswahn, oder? Sie gab ihm keinen Grund dazu. Sie heiratete ihn und lebte acht Jahre mit ihm zusammen, ohne auch nur einen flüchtigen Seitensprung zu machen; sie war treu, und nur ausgemachte Idioten wie Helmbart erkannten das nicht, wenn sie sie kennenlernten. Severin Winter war zu eitel, um eifersüchtig zu sein. Er kam mir wie ein typi-

scher Macho vor; aggressiv und egozentrisch, ging er nach seinen Maßstäben mit einem um. Aber weder Utsch noch Edith waren da ganz meiner Meinung. Utsch behauptete, er sei der einzige Mann, den sie je kennengelernt habe, der Frauen tatsächlich so behandelte, als seien sie den Männern gleichberechtigt; ich gebe zu, daß er zu beiden Geschlechtern gleichermaßen aggressiv und egozentrisch war. Edith sagte, daß Severins Form von Gleichberechtigung sehr kränkend für eine Frau sein könne. Er schien keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu machen – behandelte beide mit einer Form von Männlichkeit, die Frauen das Gefühl vermittelte, sie seien einfach einer von den Jungs. Um der Gleichberechtigung willen liegt nur wenigen Frauen wirklich daran, daß Männer so weit gehen. Sogar was seine Körperlichkeit anging – seine Hände, die einen überall anfaßten, wenn er sprach –, fühlten sich Frauen von seiner Berührung sogleich entspannt, aber auch ein wenig verstimmt. Seine Berührung ließ sich nicht als billiges Betatschen mißverstehen; seine Berührungen waren so bar jeder Sexualität, daß Frauen das Gefühl hatten, er nähme sie überhaupt nicht als Frauen wahr.

Severin war fast acht Jahre verheiratet, ehe er Zeit oder Grund hatte, sich zu überlegen, daß es vielleicht angenehmere Vormittage gab, an denen man aufwachen, lebhaftere Betten, in denen man liegen, andere Leben, die man führen könnte. Der Gedanke brachte ihn durcheinander. Daran sieht man, wie naiv er war. Und als er zum erstenmal den Mut fand, seiner Frau

seine neuen Überlegungen mitzuteilen, brachte es ihn um so mehr durcheinander, als er erfuhr, daß sein gefährlicher Tagtraum ihr schon vertraut war.

»Du meinst, es hat andere Männer gegeben?«

»Aber nein. Noch nicht.«

»Noch nicht? Aber du meinst, du hast an andere Männer gedacht?«

»Na ja, natürlich – andere Verhältnisse, doch.«

»Ach so.«

»Ich meine nicht, daß ich sehr *oft* daran denke, Sevi.«

»Ach so.«

Es war nicht das erste Mal, daß er tatsächliche Gleichberechtigung schwer zu ertragen fand. Er war jemand, den es stets aus der Fassung brachte, seine eigene Arglosigkeit festzustellen. Ich glaube, daß ihm von Natur aus ein Überlegenheitsgefühl eigen war. Bei all ihrem Geschwätz über Gleichberechtigung übersehen Edith und Utsch bei Severin eins: er meinte von sich, er beschütze Edith vor seinen komplizierten Gefühlen. Was für ein Schock für ihn, zu erfahren, daß sie auch kompliziert war.

Aber wenn er auch im wesentlichen kein eifersüchtiger Mann war, so stellte er doch in anderer Hinsicht Ansprüche. Er mußte sich zur Quelle der wichtigen Gefühle in Ediths Leben machen. Wenn er es auch nicht nötig hatte, *sie* noch mehr in Besitz zu nehmen, als sie nachweislich schon war, so mußte er doch auch ihre *Arbeit* in Besitz nehmen – und ich weiß, daß ihr das zu schaffen machte. Obwohl er gern sagte, es sei der Sex, wenn es schlecht lief – übrigens auch wenn es

gut lief –, bin ich sicher, daß viel von seinem Unbehagen an der Beziehung zwischen Edith und mir von der Intimität herrührte, die wir durch unsere Schriftstellerei teilten. Er war kein Schriftsteller, wenn auch Edith behauptete, er sei ihr bester Leser. Ich bezweifle das; seine Kategorien – seine Vorstellungen von Gewichtsklassen – waren ärgerlich. Ich wußte nie, wann es unser Sex war, der ihm zu schaffen machte, und wann seine Vorstellung, ich hätte ihn als Quelle von Ediths Gedanken ersetzt. Ich hielt es immer für wichtig, das zu wissen, aber ich bezweifle, daß er sich gewöhnlich über den Unterschied im klaren war. »Es ist die ganze Sache«, pflegte er zu sagen – seine Mittengewichtler-Ästhetik zermalmte uns alle.

»Ich gönne dir alle Schriftsteller, Kollegen und Mentoren, die du willst«, sagte er Edith einmal in einem Wutanfall, »aber du wirst ja wohl nicht mit allen *schlafen* müssen!« Offensichtlich war er von seiner bizarren Sensibilität für eine Art doppelter Untreue besessen. Daß Edith und ich uns unterhalten konnten, war schmerzlicher für ihn, als daß wir miteinander schliefen. Aber was erwartete er? Es kann nicht alles gleich sein! Wäre es ihm besser gegangen, wenn Utsch Ringertrainerin gewesen wäre?

Zumindest war sie ein Fan. Es bekümmerte Winter, daß Edith das nicht war. Er bat sie ständig, zu den Wettkämpfen zu kommen, er langweilte sie mit Geschichten von seinen Jungs, bis sie ihm schließlich sagen mußte, daß sie sich einfach nichts daraus machte. Sie erkannte, warum es ihm gefiel, und das war in

Ordnung, aber es hatte nichts mit ihr zu tun. »Alles, was mit dir zu tun hat, hat mit mir zu tun«, sagte er ihr. Sie fand nicht, daß es so sein sollte. »Ich lese alles, was du schreibst, ich lese einen Haufen Zeugs, das du nicht schreibst – und einen Haufen Zeugs, das du nicht liest. Wir reden immer darüber!« sagte er.

»Aber du liest doch *gern*«, bemerkte sie.

»So viel davon hat mit dir zu tun«, sagte er ihr. »Wie kommst du darauf, daß es mir so gefällt?«

Ich verstand vollkommen, was Edith an der Ringerrei nicht mochte. Sie fühlte sich von einer Seite Severins angezogen, die ihr auch lästig werden konnte; sie mochte seine kecke Sicherheit, seine Explosivität; sie war nicht so, aber bei ihm mochte sie es, außer wenn es zu stark schien, sie in sich aufzusaugen drohte. Und diese Seite machte sich am stärksten bemerkbar, wenn er sich mit seinen Ringern beschäftigte. Wie wahnsinnig engagiert alle Ringer Severins auf sie wirkten! Sie schienen von sich selbst hypnotisiert, eingelullt in ein Ego, das in dem Moment losbrach, in dem ihr physisches Rasen den Höhepunkt erreichte. Es war zu laut, zu ernst, zu intensiv. Es war außerdem eher Anstrengung als Anmut; obwohl Severin darauf bestand, daß es eher wie ein Tanz als wie ein Kampf war, war es für sie ein Kampf. Für mich auch. Außerdem, und das ist entscheidender, war es langweilig. So wenige Kämpfe gingen wirklich knapp aus; oft sah man bloß zu, wie einer einen anderen fertigmachte, und das einzig Ungewisse war, ob der offensichtliche Sieger sein Opfer schließlich schultern würde oder sich damit begnügen

mußte, es bloß über die ganze Matte zu schleifen. Natürlich war ich nie Sportler; ich mache mir nichts aus Sport. Ich habe nichts gegen einen Spaziergang dann und wann, aber das mache ich, um mir beim Denken zu helfen. Edith war auch keine Sportsfreundin. Sie mochte die *Körper* von Ringern, sagte sie, »von den Leichtgewichtlern bis hin zu den Mittelgewichtlern«, aber große Männer waren abstoßend für sie. Obwohl sie hochgewachsen war, mochte sie Severins Kleinheit. Sie mochte die Massigkeit von Ringern, die eigenartigen Proportionen ihres Gewichts, das hauptsächlich in ihrem Oberkörper steckte. Sie mochte Männer »ohne Hintern, mit kurzen Beinen«. Severin war so.

»Warum magst du mich?« fragte ich sie einmal. Ich bin groß und dünn; sogar mein Bart ist schmal.

»Na ja, du bist so eine Abwechslung«, sagte sie. »Du bist so anders, daß es schön ist. Vielleicht ist es dein Bart; du hast ein älteres Aussehen, das mir gefällt.«

»Nun ja, ich bin auch älter«, sagte ich ihr. Vier Jahre älter als Utsch und Severin; acht Jahre älter als Edith.

Utschs Geschmäcker waren mir rätselhaft. Sie behauptete, sie möge die meisten Körper. Sie sagte, sie möge auch den älteren Teil von mir, aber hauptsächlich möge sie, wie sehr ich offensichtlich die Frauen möge. »Obwohl ich wußte, daß es schwierig werden würde, habe ich nie jemanden kennengelernt, der so aufmerksam zu Frauen war«, sagte mir Utsch. Sie deutete an, ich sei ein Frauenheld; tatsächlich ge-

brauchte sie oft das Wort »Schürzenjäger«. Nun ja, ich bin ein größerer Schürzenjäger als Severin Winter, aber das ist auch der Papst.

»Meinst du denn nicht, daß ich auch *nett* zu Frauen bin?« fragte ich Utsch.

»O ja, ich denke schon. Du bringst eine Frau dazu, darin zu schwelgen, eine Frau zu sein«, sagte sie; dann runzelte sie die Stirn. »Eine bestimmte Art von Frau zu sein«, fügte sie hinzu. Dann sagte sie: »Vielleicht freunden sich Frauen leicht mit dir an, weil sie sehen, daß du zu Männern nicht so nett bist. Weil sie sehen, daß du keine Männer zu Freunden hast, vertrauen sie dir vielleicht.«

»Und Severin?« fragte ich sie. »Wie ist er nett zu Frauen?« Ich machte nur Spaß; ich fand nicht, daß ich es wissen mußte.

»Na ja, er ist anders«, sagte sie und sah weg. Sie redete nicht gern über ihn.

Sie redete allerdings über seine Ringer. Sie kannte sie nach ihren Gewichtsklassen, nach ihrem Stil, nach allem, was ihr Winter über sie erzählt hatte – und er erzählte ihr alles. Vor den Heimwettkämpfen gab er ihr oft eine Übersicht des Kampfes – rechnete sich Punkte aus, schätzte ab, wer gewinnen oder verlieren würde. Und Utsch sah sich den Wettkampf bis zu Ende an und machte für ihn Notizen von ihren Eindrücken – wie der Kampf in der 64-Kilo-Klasse von seiner Voraussage abwich und warum. Ich hätte gedacht, daß er ihre Kameradschaft hierbei liebte; Edith und ich dachten beide, daß es etwas von der Last von

ihr abwälzen würde. Aber nein, er ließ uns alle zu seinen Heimwettkämpfen antanzen. Utsch pflegte uns zu sagen, worauf wir bei jedem Kampf achten mußten. Ich kam mir manipuliert vor; es war, als brauchte er uns alle dort, um *ihm* zuzusehen – und er schien tatsächlich gern die Tribüne hinaufzuschauen und uns alle drei dort sitzen zu sehen.

Utschs Lieblingsringer in der Mannschaft war ein 61 Kilo schwerer Schwarzer aus Lock Haven, Pennsylvania, namens Tyrone Williams. Er war ein schlaff aussehender Ringer, schläfrig, aber explosiv schnell, und es entzückte sie, daß er exakt soviel wog wie sie. »Wenn er jemanden zum Trainieren braucht«, pflegte sie Severin aufzuziehen, »dann schick ihn einfach zu mir.« Bei Übungskämpfen war Tyrone Williams ständig in Bewegung, immer auf der Hut, aber gegenüber auswärtiger Konkurrenz verkrampfte er sich. Er hatte eine sagenhafte Schnelligkeit und zwischen seinen Ausbrüchen ein Zeitlupentempo, das seine Gegner oft so einlullte, daß sie aus dem Tritt kamen. Aber er schien in jedem Kampf psychisch zu versagen. Er neigte zu Trancen, plötzlichen Totalausfällen, wodurch er so wirkte, als habe er in seinem Kopf einen verborgenen Gong die letzte Runde abläuten hören. Er schien in Gedanken schon auf dem Weg zur Dusche, während er sich immer noch steif auf der Matte bewegte, seinen Rücken abtastete und zu der hohen Decke und den grellen Lampen hinaufglotzte. Gewöhnlich wurde er geschultert, und dann schien er aufzuwachen – sprang auf, brüllte, hielt sich die dröh-

nenden Ohren und starrte seinen Gegner an, als sei er von einem Geist besiegt worden.

Geduldig führte ihm Severin später die Aufzeichnung des Kampfes vor. »So, da kommt's, Tyrone. Da schläfst du ein – siehst du, wie dein Kopf da nach hinten baumelt, wie dein Arm einfach runterhängt? Siehst du, was für eine ... da über dich kommt?«

»Heiliger Bimbam«, sagte Tyrone Williams ehrfurchtsvoll. »Unglaublich, also wirklich unglaublich ...« Und verfiel vor Unglauben angesichts seiner gesamten Leistung auf der Stelle in eine Trance.

»Siehst du?« fuhr Winter fort. »Du hast seinen Knöchel losgelassen und über seinem Arm durchgehakt; du wolltest *unter* diesem Arm durchhaken, Tyrone – das weißt du doch. Tyrone? *Tyrone!*«

Utsch liebte Tyrone wegen seiner beklagenswerten Trancen. »Es ist so menschlich«, sagte sie.

»Utsch könnte ihm das abgewöhnen«, sagte ich im Scherz zu Severin. »Warum läßt du Utsch nicht seine Trancen bearbeiten?«

»Tyrone Williams könnte sogar auf Utsch drauf eine Trance haben«, sagte Severin Winter.

Ich fand das ein bißchen grob, aber Utsch lachte bloß. »Es spricht wenig dafür, daß jemand auf mir unter Trancen leidet«, sagte sie und drückte für Severin und mich das Kreuz durch. Edith lachte; sie war überhaupt nicht eifersüchtig. In jenen Tagen schienen wir uns alle sehr nah und gelöst zu sein.

»Warum magst du ihn?« fragte Edith sie; sie meinte Tyrone Williams.

»Er hat genau meine Größe«, sagte Utsch, »und ich finde, er hat eine wunderbare Farbe. Sie ist wie Karamel.«

»Lecker«, sagte Edith, aber sie meinte es nicht so. Sie hatte keine Lieblinge unter diesen Ringern; für sie waren sie alle absolut nette und langweilige Jungs, und infolgedessen verhielten sie sich in ihrer Gegenwart linkisch. Winter hatte sie alle jeden Monat zum Essen bei sich zu Hause; Edith sagte, sie wuchteten und rumsten durchs Haus und stießen Bilder an den Wänden schief. »Irgendwie zerbrechen sie alle Aschenbecher – dabei rauchen sie nicht einmal. Es ist, als ob sie die Weichheit von Matten und den Raum einer Arena brauchen, um wendig zu sein.«

Mindestens einmal pro Woche kam einer davon zu ihnen nach Hause, um Nachhilfe in Deutsch zu bekommen. Während Edith las, Musik hörte oder ein ausgiebiges Bad nahm, hörte sie Severin »irgendeinem Trumm von einem Jungen« etwas vortönen. »*Wir müssen nur deutsch sprechen*«, sagte er freundlich.

»*Wir müssen nur ... nur was?*« fragte der Ringer.

»*Deutsch.*«

»Ah, ja. Mein Gott, Trainer, ich komm mir so blöd vor.«

»*Nein, nein, du bist nicht ...*«

Severin mochte Williams, aber seine Fähigkeit, Verlierer zu mögen, hatte ihre Grenzen, egal wie interessant sie verloren. Gewinner mochte er lieber, und der gewinnendste Ringer in seiner Mannschaft war ein 72 Kilo schwerer Fremder aus Waterloo, Iowa, namens

George James Bender. Er war drei Jahre hintereinander High-School-Meister von Iowa gewesen und von der Spitzenmannschaft seines Heimatstaates, der Iowa State, verpflichtet worden. Damals waren Erstsemester noch nicht für Hochschulwettkämpfe zugelassen, und Bender hatte ein Jahr lang nur an offenen Turnieren teilgenommen. Er hatte sie alle gewonnen; er hatte nie verloren. Als Student im zweiten Jahr erwartete man von ihm, daß er bei den Landesmeisterschaften durchmarschierte, aber er riß sich bei den Big-Eight-Meisterschaften das Knie auf. Er war schon immer ein seltsamer, ernsthafter Student gewesen; in seinem ersten Jahr auf der High-School hatte er irgendeinen Wissenschaftspreis gewonnen. Auf der Iowa State war er ein glatter Einserstudent; er studierte Medizin im Vorklinikum, aber eigentlich wollte er Genetiker werden.

Bei den Landesmeisterschaften, bei denen er nicht mitringen konnte, machte sich Bender auf Krücken mit Severin bekannt. »Professor Winter?« sagte er; Severin war natürlich Professor, aber er war nicht gewohnt, so genannt zu werden. »Wie ich höre, haben Sie in Genetik einen der wenigen Hauptfach-Studiengänge für Nichtgraduierte im Lande, und Sie haben den Spitzengenetiker der Welt in Ihrer Abteilung.«

»In *meiner* Abteilung?« sagte Winter. Er dachte an Deutsch oder Ringen, nehme ich an. Er betrachtete Bender auf seinen Krücken, und plötzlich ging ihm auf, daß der Junge davon sprach, zu wechseln und für

ihn zu ringen. Winter hatte natürlich von Bender gehört; das hatte jeder Trainer und Ringer im Lande.

Aber Benders Knie heilte nur langsam. Im ersten Jahr nach seinem Wechsel konnte er ohnehin nicht für die Universität ringen, und Severin wurde mitten in der einjährigen Sperre des Jungen hart getroffen, als Bender sich ein zweites Mal am Knie operieren lassen mußte. Er hatte mit der Mannschaft leicht trainiert – und sie alle geschlagen, obwohl Winter es ablehnte, ihn mit den Schwergewichtlern herumspielen zu lassen. Bender hätte auch sie schlagen können, aber jedem kann ein Fehler unterlaufen, und Severin wollte nicht, daß »einer von diesen plumpen Football-Spielern« auf den Jungen fiel und das kostbare Knie verletzte. Er verletzte sich das Knie nicht beim Ringen neu; er verletzte es sich, als er an der Kraftmaschine mit den Beinen zuviel Gewicht hob.

Winter fragte sich auch, ob Bender nicht zu sehr »gottverdammter Genetiker« – ausgerechnet! – geworden war, um noch ein echter Ringer zu sein. Er sah Benders Seniorenjahr mit mehr Erwartungen entgegen, als er sich je für irgendeinen seiner anderen Ringer zu hegen erlaubt hatte. Bender verbrachte den Sommer zu Hause in Iowa und trainierte jeden Tag mit ein paar jener Zeloten aus seiner Iowa-State-Mannschaft. Aber als er im August in den Osten zurückkam, um privat mit unserem Genetiker, dem großen Showalter, zu arbeiten, ärgerte sich Winter, weil niemand auf unserem Sommercampus war, mit dem Bender ringen konnte.

Bender spazierte in seinem langen weißen Laborkittel über den Campus. Er war fast so bleich wie der Kittel – ein kurzhaariger Rötlichblonder mit einem Bart, der sechs oder sieben verstreute Haare wie Maisfäden auf seinem Gesicht sprießen ließ; er rasierte sie einmal pro Woche und schaffte es immer, sich zu schneiden, während er eines dieser sechs oder sieben Haare entfernte. Er hatte fahlblaue Augen und trug eine schwarze Brille mit schwerem Gestell und dicken Gläsern. Er sah aus wie ein kräftiger Bauernjunge von vor Jahrzehnten, und er mag ein überragender Genetikstudent gewesen sein – der große Showalter schätzte ihn gewiß als Schüler –, aber er war der stumpfsinnigste junge Mann, dem ich je begegnet bin.

Severin beschloß, daß er selbst mit George James Bender würde ringen müssen. Er trainierte immer noch mit seinen Ringern, und er hatte sich gut in Form gehalten, aber er rang mit keinem von ihnen je über die volle Trainingsdistanz. Trotzdem, er war so gut gewesen, daß er selbst heute noch den meisten von ihnen leicht überlegen war. Er hätte sich den Kopf abschneiden müssen, um in seiner alten 72-Kilo-Klasse Gewicht zu machen, aber er lief täglich oder fuhr auf seinem Rennrad, und er stemmte Gewichte. Nichtsdestotrotz war er kein Gegner für Bender; er wußte, daß er nie ein Gegner für Bender gewesen wäre – selbst als austrainierter Wettkämpfer vor mehr als zehn Jahren nicht. Aber im August war niemand anders da, und auch wenn seine anderen Ringer im September an die Universität zurückkehrten, würden sie Benders Kon-

dition, geschweige denn seiner Klasse, nicht gewachsen sein.

Die einzige Zeit, zu der die Ringerhalle im August erträglich war, war der frühe Morgen, ehe die Sonne durch die Oberlichter hindurch die Matten gegrillt und den Raum in eine Sauna verwandelt hatte. Aber Benders Laborversuche in Genetik beanspruchten frühmorgens seine Aufmerksamkeit, und er war erst kurz vor Mittag mit Showalter fertig.

Severin Winter war wahnsinnig. Am späten Vormittag hatte die Ringerhalle über 38 Grad, obwohl sie die Tür offenließen. Die Matte fühlte sich heiß an. »Aber sie sind teigig«, sagte Winter. »Eine Art teigiges Plastik. Wenn es heiß ist, sind sie sehr weich.«

Jeden Tag traf er sich mit Bender und versuchte, lange genug durchzuhalten, um den Jungen voll zu trainieren. Wenn Severin ausruhen mußte, lief Bender auf der alten Holzbahn Runden, rasend schnell, während Winter auf den weichen, warmen Matten lag, in die Sonne starrte und zuhörte, wie sein Herz im Gleichklang mit Benders hämmernden Schritten hämmerte. Dann gingen sie wieder ran, bis Severin aufhören mußte. Er verließ den Käfig und setzte sich zum Abkühlen in den Schatten, während Bender seine Wahnsinnsrennerei wiederaufnahm. Aus dem großen, offenen Käfig waberte die Hitze in jenen Wellen, wie Spiegelverzerrungen, die man im Sommer von einer Autobahn aufsteigen sieht. Ein Dauerberieselungssystem verhinderte, daß der Aschenboden sich in Staub verwandelte.

»Warum«, fragte ich Severin, »läuft dieser Idiot Bender bei diesem Wetter nicht draußen?« Es war ein schattiger Campus; die Wege waren von Studenten verlassen; den Fluß entlang herrschte immer eine kühle Brise.

»Er schwitzt gern«, sagte Winter. »Das wirst du nie verstehen.«

Ich war mit meinen Kindern unterwegs zu den Sportplätzen hinter dem alten Käfig, als ich Severin, an einer vereinzelter Ulme zusammengesackt, vor der Käfigtür sitzen sah. »Hör dir den an«, keuchte Severin mich an; er konnte kaum reden; sein normaler Atem blieb noch ein paar Minuten weg. »Schau mal rein.«

Ich zwang mich, den dampfenden, dumpfen Ort zu betreten. Die Luft erstickte einen. Ein Hämmern, so rhythmisch wie das grobe Stampfen einer Maschine, hallte stetig um die Bahn. George James Bender wurde für die Dauer einer Halbmondkehre sichtbar; dann verschwand er über meinem Kopf. Er trug einen Sweatsuit über einem dieser Gummianzüge mit elastischen Bündchen an Hals, Knöcheln und Handgelenken; der Schweiß hatte ihn durchtränkt und ließ seine Schuhe wie die eines Seemanns quietschen.

Winter tippte sich an den triefenden Kopf. »Das nenne ich einen Tunnel«, sagte er bewundernd. »Weißt du, was du im Kopf haben mußt, um das zu tun?«

Ich sah Bender eine Weile zu. Er lief ungeschlacht, aber er sah so unbeirrbar aus wie die Gezeiten – wie der Bote des Altertums, der bei seiner Ankunft sterben würde, aber niemals früher. »Ich kann mir nicht

vorstellen, daß man dabei irgend etwas im Kopf haben könnte«, sagte ich.

»Ja, genau das ist es«, sagte Winter. »Aber versuch es mal. Versuch, das reine Nichts im Kopf zu haben. Das ist es, was die Leute nicht verstehen. Es braucht beträchtliche geistige Energie, *nicht* daran zu denken, was man tut.«

An diesen heißen Augusttagen ging ich mir jeweils ansehen, wie Severin von Bender fertiggemacht wurde. Manchmal wurde er so müde, daß Bender derjenige war, der ihm sagte, wann er aufhören mußte. »Ich lauf mal ein paar«, sagte er dann und stand von Winter auf, der genauso liegen blieb, wie Bender ihn hatte liegen lassen, und den Gebrauch von Armen und Beinen wiedergewann und das Atmen wiederentdeckte. Wenn er mich sah, wedelte er mit dem Finger und versuchte es ein paar Minuten später mit Reden. »Kommst dir ansehen ... wie ich ... Prügel kriege?«

Er grinste. Auf seinen Zähnen lag ein feiner Blut-schaum; irgendein harter Teil von Bender hatte ihm die Lippe gespalten. Er ließ sich auf den Rücken plumpsen. Durch meine Socken fühlte sich die Matte wie ein warmer, feuchter Schwamm an. Winter wollte, daß alle Besucher ihre Schuhe an der Tür ließen.

»Severin«, sagte ich, während er immer noch zu schlapp war, um einen Satz zu Ende zu bringen, »das ist eine seltsame Art für einen Fünfunddreißigjährigen, sich zu amüsieren.«

»Der wird mal Landesmeister«, brachte Severin heraus.

»Und du wirst Zweiter«, sagte ich zu ihm. Aber obwohl er über die Geschichte seines zweiten Platzes scherzte, mochte er es nicht, wenn ich darüber sprach, und so wechselte ich das Thema. Nein, ich erzählte ihm eine schlechte Allegorie, von der ich glaubte, er würde sie komisch finden.

Ich erzählte ihm von dem französischen Flieger-As des Ersten Weltkrieges, Jean Marie Navarre, der schwor, er hasse das Töten. Navarre behauptete, er sei ein Entertainer; wenn er keine deutschen Flugzeuge ausmachen konnte, veranstaltete er für die Truppen in den Schützengräben Flugshows mit seinen Kunststücken. Er hatte mehr als hundertfünfzig Luftkämpfe über Verdun, und bis Mai 1916 hatte er zwölf deutsche Flugzeuge abgeschossen. Aber er wurde kurz darauf verwundet und verbrachte den Rest des Krieges inner- und außerhalb von Lazaretten. Seine Stimmung war schlecht; sein Bruder starb; er nahm häufig »Gene-sungsurlaub« – als flotter Dandy trug er einen seidenen Damenstrumpf als Mütze. In Paris, so wird berichtet, habe er mit seinem Auto einen Gendarmen über den Bürgersteig gejagt. Irgendwie überlebte er den Krieg, aber er kam weniger als ein Jahr später bei einem Friedens-Kunststück um, als er versuchte, mit dem Flugzeug unter dem Arc de Triomphe durchzufliegen.

Als ich sah, wie die Geschichte Severin berührte, war ich seinetwegen peinlich berührt. »Ich finde, diese Geschichte hat überhaupt nichts Komisches«, sagte er. Natürlich nicht; sogar der Humor mußte seinen Maßstäben entsprechen.

Zum Beispiel beim Thema Trancen: keiner war seiner Meinung. Utsch spekulierte gern darüber, wie Tyrone Williams seine berühmten Ausfallserscheinungen unter Kontrolle bringen könnte, aber ihre Vorschläge waren eigentlich keine Trainingsmethoden, die Severin Winter anwenden konnte. Und Edith zog Severin gern mit George James Bender auf, dem er ihrer Empfindung nach zuviel Zeit widmete.

»George James Bender ist in der allergrößten Trance«, sagte Edith. »Ich glaube, sein *Kopf* ist ständig unter der Dusche.«

»Sei kein Snob«, antwortete Severin. »Das ist eine Form von Konzentration. Sie ist anders als die Konzentration, die du zum Schreiben brauchst, aber sie ähnelt ihr in der Energie, die sie erfordert.« (Man sieht, wie ernst er das Ringen nahm.) »Klar, Bender ist ein unbedarftes Bürschchen, und sehr naiv. Er ist schüchtern und nicht sehr attraktiv – zumindest nicht für Frauen. Natürlich muß er Jungfrau sein ...«

»Jungfrau?« sagte Edith. »Sevi, ich glaube nicht, daß der Junge je einen *Ständer* gehabt hat!«

Aber sie schien ihren Scherz zu bedauern, kaum daß sie es gesagt hatte, obwohl Severin ein bißchen lachte. Severin wirkte nicht verärgert, aber Utsch und ich bemerkten, wie bemüht Edith den Rest des Abends um ihn war, als ob sie sich an ihn heranmachen würde; sie berührte und streichelte ihn noch mehr als gewöhnlich, und sie war auch diejenige, die sagte, sie sei müde und würde wirklich lieber früh Schluß machen. Utsch und ich gingen zusammen nach

Hause, und sie blieb bei Severin. Eigentlich fühlte sich niemand enttäuscht, wir bekamen einander häufig zu sehen, und alle mußten großzügig sein.

Aber im Auto sagte ich zu Utsch: »Was hältst du davon?« Ich hatte das Gefühl, daß letzthin vielleicht viel von Ständern die Rede gewesen war.

»Hm«, sagte Utsch, eine Frau, die es mit Einsilblern hatte.

Wir gingen zu Bett; auch sie sagte, sie sei müde. Ich lag auf meiner Seite des Bettes wach und wollte das Thema eigentlich nicht weiterverfolgen, aber als ich dachte, Utsch schliefe vielleicht, fragte ich: »Severin hat doch keine Schwierigkeiten, oder? Ich meine, du weißt schon, mit dir?«

Keine Antwort. Ich nahm an, daß sie schlief.

Ich schlief fast schon selber, als Utsch sagte: »Nein.«

Ich dachte darüber nach; ich war wieder wach, und ich konnte spüren, daß auch sie wach war. Ich dachte an einiges, was ich wirklich nicht fragen wollte, aber es war, als hörte sie, wie ich mich selber fragte. »Al-lerdings«, sagte sie, »habe ich den Eindruck, daß Severin *immer* einen Ständer hat.«

Das löste eine Spannung, die wie ein elektrisches Feld die kleine Fläche des Bettes zwischen uns eingenommen hatte. Ich lachte. »Na ja, ich vermute, daß er zwischendurch schon mal runtergeht, Utsch, oder ein bißchen weich wird, und du hast es bloß nicht gemerkt.«

Ich hatte witzig sein wollen, aber sie sagte: »Nein.«

Da war ich wach. Ich sagte: »Wenn er nie runter-

geht, dann kommt er nicht, meine Güte. Utsch? Er *kommt* dann zwangsläufig nicht.«

»Und du sagst, Severin fragt zuviel«, sagte Utsch.
»Du sagst, er fragt Edith zuviel.« Freilich, ich wußte, daß man nicht zuviel fragen sollte.

Aber ich blieb hartnäckig. »Utsch, kommt er?«

Sie schwieg lange. Endlich sagte sie: »Ja.«

Aus irgendeinem Grund mußte ich hinzufügen:
»Jedenfalls mit dir.«

Utsch langte herüber und hielt mich in der Hand. Im Kontext dieses Gesprächs war es mir peinlich, daß ich in diesem Augenblick selber nicht sonderlich hart war. Sie hielt mich eine Weile, dann ließ sie los; es war die Art, wie sie gute Nacht sagte. Und zusammen erreichten wir jene praktische Stille, eine Art Weisheit, die man nur nach einer Reihe von Jahren einer guten Ehe lernt. Wir taten beide so, als seien wir eingeschlafen, bis wir es waren.

Ausgangsstellungen

Anfangs war der Gedanke an Severin mit Utsch erregend. Er entfachte eine alte Begierde neu, die nicht gänzlich verflogen, aber vielleicht zu sporadisch gewesen war. Edith sagte, sie reagiere ganz genauso; das heißt, der Gedanke an ihn mit Utsch erregte auch ihre Gefühle neu. Nun ja, eine Lust anregen ist soviel wie sie alle anregen. Vielleicht. Utsch sagte, sie empfinde mir gegenüber manchmal so; zu anderen Zeiten, räumte sie ein, sei der Effekt nicht so gut. Was für einen Effekt es auf *ihn* hatte, ist typischerweise verwirrend.

Severin war zu klein, um Edith im Stehen zu lieben. Nicht daß sie es besonders gut finde, im Stehen zu lieben, beeilte sich Edith hinzuzufügen, aber ich gebe zu, daß ich dafür empfänglich war, daß er irgendwelche körperlichen Unzulänglichkeiten hatte. Edith und ich liebten uns gerne im Stehen unter der Dusche; das jeweils, ehe wir ins Bett gingen, wo wir uns oft noch einmal liebten. Es war ein durchaus unschuldiger Anfang; als nächstes wurde uns bewußt, daß es zum Ritual geworden war. (»Das erste, nächste und letzte ist immer, daß einem bewußt wird, daß es ein Ritual ist«, sagte Severin.)

Edith legte mir die Arme über die Schultern und

ließ mich ihre Brüste einseifen. Sie schlug dicken Schaum in meinem Nacken und ließ ihn mir in Klumpen den Rücken hinunter und über den ganzen Körper laufen. Ich schlug Schaum, so steif wie Eiweiß, und betupfte sie damit. Dann machten wir uns unter der Dusche naß und ließen uns zusammenschäumen; wir hatten die idealen Größenverhältnisse dafür (Severin, nehme ich an, kam einfach nicht dran). Sie schlüpfte unter meinen Armen durch und schmiegte sich eng an meine Brust, und ich schob sie an die kühlen, feuchten Kacheln, bis ich spürte, daß sie hinter mir nach der Handtuchstange griff, die etwas Hartes war, woran sie sich festhalten und gegen mich schnellen konnte.

Wir gingen sauber und nach Seife riechend und flüsternd ins Bett, berührten und betrachteten einander im Kerzenlicht, rauchten Zigaretten, nippten ein wenig kühlen Weißwein, bis wir wieder Lust hatten. Aber im Bett war es für mich nie ganz dasselbe mit ihr. Sie hatte mir gesagt, daß Severin »im Liegen« genau die richtige Größe für sie habe (»oben oder unten oder nebeneinander«). In der Dusche, das wußte ich, war ich schön neu.

Ich hörte ihn nie klopfen; es war immer Edith, die mich aufweckte. Er pochte einmal scharf, und dann sagte Edith »Einen Moment, Lieber« und weckte mich auf. Ich liebte diesen schläfrigen, angeschlafenen Geruch – als wäre der Sex zellular, und unser Duft nach Würze und Gärung wären die alten, abgestreiften Zellen. Manchmal wollte ich sie dann noch schnell

lieben, bevor ich mich anzog und ging, aber sie ließ mich nie. Sie sagte, Severin warte nicht gern darauf, daß ich ging; offenbar war das hart für ihn. Ich erbot mich oft, derjenige zu sein, der als erster ging. Ich sagte ihm, es würde mir nichts ausmachen, ihn und Utsch zu wecken; ich sagte, es würde mir nichts ausmachen zu warten. Aber er mußte derjenige sein. Nur einmal, als er damit einverstanden war, daß ich zu ihnen kam, blieben er und Utsch zusammen, bis ich nach Hause kam. Und da war ich spät dran – als ob das etwas ausmachte! Ich hatte drei oder vier Uhr gesagt, aber Edith und ich hatten verschlafen; ich kam mehr so gegen fünf nach Hause und traf ihn dabei, wie er wutschnaubend und in der Kälte zitternd den Bürgersteig vor unserem Haus auf und ab marschierte, nicht einmal bei Utsch geblieben war. Er stieg in sein Auto und fuhr heim, ehe ich auch nur den Mund aufmachen konnte.

Wenn man um drei oder vier Uhr morgens aufsteht, ist es immer kalt. Ich stolperte nach unten, nachdem ich Edith zum Abschied geküßt hatte – ihr Atem war ein wenig herb von den Zigaretten und dem Wein und dem Schlaf, aber er hatte einen reifen Duft, wie das Bett, und erregte mich immer. Unten leerte Severin Aschenbecher, schwenkte Gläser aus und füllte die Geschirrspülmaschine. Er wollte nie reden; er nickte zum Abschied. Einmal, als ich an seiner ruhelosen Geschäftigkeit um die Geschirrspülmaschine merkte, daß ich zu lange gebraucht hatte zum Anziehen, bot er mir für die Heimfahrt eine kalte Dose Bier an. »Das hilft,

die Trägheit zu vertreiben«, sagte er. Und ich ging nach Hause zu Utsch, deren Atem fruchtig und süßlich abgestanden war; unser Bett war mit ihren Kleidern übersät, die Matratze halb zu Boden geglitten. Und dann trottete *ich* durchs Haus – leerte keine Aschenbecher, sondern räumte die Apfelgehäuse und Birnenbutzen, Käserinden, Salamipellen, Traubenstiele und leeren Bierflaschen weg. Er wußte, wie Essen im Schlafzimmer mich anwiderte! »Und du weißt, wie er Ediths Raucherei haßt«, sagte Utsch. »Er sagt, ihr laßt überall im Haus wie Kamine qualmende Aschenbecher herumstehen.« Eine leichte Übertreibung. Er war auch ein Irrer, was den Umgang mit seinen Schallplatten anging, und tobte offenbar darüber, wie ich sie behandelte. Er benutzte immer diese Innenhüllen; er drehte sie seitwärts, so daß man eine Platte zweimal herausnehmen und zurückstecken mußte. »Er glaubt, daß du seine Plattensammlung absichtlich schlecht behandelst«, sagte Utsch.

»Es ist wie mit den verdamnten Eisschalen«, sagte ich zu ihr. »Er schnauzt Edith an, weil sie die Eisschalen nicht auffüllt, du lieber Himmel. Wir füllen einen Kübel, um den Wein zu kühlen, und er will alle Eisschalen in dem Augenblick aufgefüllt haben, in dem sie geleert werden.«

»Und dazu habt ihr's zu eilig?« fragte Utsch.

»Hör auf!« rief ich.

Wenn ich Utsch in diesen Stunden vor Tagesanbruch sah, hingerekelt, geil und geschändet, fühlte ich mich zu ihr und zu der Leidenschaft hingezogen, die

er in meiner Vorstellung in ihr hervorgerufen hatte. Ich ging immer zu ihr, erstaunt, daß mein Verlangen zum dritten oder vierten Mal an diesem Abend wiedergeweckt wurde. Und manchmal ging sie darauf ein, als sei auch ihre Begierde endlos – als lockte Ediths Geruch an mir sie noch einmal aus der Reserve und machte die Fremdheit unserer vertrauten Körper besonders verführerisch. Aber oft stöhnte Utsch und sagte: »O Gott, ich kann einfach nicht, bitte, ich kann's nicht nochmal machen. Holst du mir ein Glas Wasser?« Und sie lag still, als wäre sie innerlich verletzt und hätte Angst vor einer Sickerblutung, und manchmal waren ihre Augen verschreckt, und sie drückte meine Hand an ihre Brust, bis sie einschlief.

Edith sagte, sie verspüre wie ich die gleiche erregte Empfänglichkeit, wenn Severin endlich ins Bett kam; sie hielt die Stelle, die ich in ihrem Bett verlassen hatte, für ihn warm, und ihre Vorstellung von ihm mit Utsch erregte sie und hielt sie wach – obwohl er oft noch lange, nachdem ich gegangen war, im Erdgeschoß des Hauses herumwerkelt und -hantierte. Wenn er ins Bett kam, raunte und flüsterte sie ihm zu; sie roch gern an ihm. Wir waren alle in jener voll-schweren Phase, wo süße Düfte in Zersetzung übergehen. »Sex-Schnüffler« nannte uns Severin einmal.

Aber Severin Winter stieg ins Bett wie ein Soldat, der in einem feuchten Schützenloch Trost sucht; er mußte erst das Zimmer von Weingläsern, dem Eiskübel, einem weiteren Aschenbecher, der heruntergebrannten Kerze säubern – die er laut Edith alle anfaß-

te, als seien sie besudelt. Dann lag er keusch am äußersten Rand seiner Bettseite; wenn sie ihn anfaßte, schien er zusammenzuzucken. Sie rieb sich an ihm, aber es war, als würgte es ihn ob ihres Geruchs. Befangen, verletzt, rollte sie sich von ihm weg und fragte: »Hast du einen schlechten Abend gehabt?«

»Hast du einen guten gehabt?«

»Ich will wissen, wie es für dich war.«

»Nein, das willst du nicht. Das ist dir egal.«

Puh. Natürlich war er nicht immer so offenkundig düster, aber er konnte die ausgesprochen unschuldigsten erotischen Dinge ins Perverse verkehren. (»Du riechst kräftig«, sagte Edith einmal zu ihm, während sie an seinem Ohr knabberte. »Du *miefst*«, sagte er zu ihr.)

Ich weiß, daß es für ihn Zeiten gegeben haben muß, da die reine Sinnlichkeit unseres Einander-Gehörens ihn erregt und sein pubertäres Brüten unterbrochen haben muß, aber solche Zeiten waren so selten, daß ich mich höchst lebhaft an sie erinnere. Zum Beispiel verbrachten wir einmal ein Wochenende auf Cape Cod, im Haus von Ediths Mutter. Bloß wir vier waren da – keine Kinder; die hatten wir glücklich woanders untergebracht. Es war Ende September, und das große Haus am Cape war sonnig und kühl. Wie Ediths Mutter waren die meisten Sommerfrischler schon nach Boston und New York zurückgefahren.

Wir brachen so früh mit Severins Auto auf, daß wir vor dem Lunch dort waren. Edith und Severin waren natürlich mit dem Ort vertraut, aber es war Utsch, die

sich als erste zu unserer Abgeschiedenheit und Unge-
störtheit bekannte; sie war die erste, die sich unten an
dem windigen und verlassenem Strand auszog. Ich
bemerkte, wie Edith sie ansah. Ins Haus zurückge-
kehrt, schauten beide Frauen einander nackt an, wäh-
rend Severin eine riesige Paella zubereitete und ich als
ersten Gang rohe Austern öffnete. Wir berührten uns
alle ungehemmt und alle waren wir sehr laut. Severin
ging mit einer Hummerschere auf Utschs Hintern los.
In seiner weißen Kochschürze, mit nichts darunter
oder hinten drauf, stand er da, die eine Hand auf
Ediths langem, die andere auf Utschs rundem Schen-
kel. Während seine Hände nach oben glitten, sagte er
zu mir: »Die New Yorker Lende fällt magerer aus als
die mitteleuropäische Abart, aber ein guter Koch kann
bei beiden das Aroma herausbringen.«

»Ganz bestimmt unterschiedliche Aromen«, sagte
ich.

»Lang lebe der Unterschied!« sagte Edith, die unter
Severins Schürze nach etwas griff und dort Utschs
Hand berührte.

Ich gab Edith eine Auster zu essen; ich gab Utsch
eine Auster zu essen. Ich trug meine Shorts, und Edith
machte sie auf; Utsch zog sie herunter und sagte zu
Edith: »Warum verstecken sich diese Männer?«

»Ich bin der Koch«, sagte Severin. »Will mir nichts
verbrennen.«

»Ich mache Austern auf«, sagte ich. »Ein einziger
Ausrutscher mit der Hand ...«

Edith faßte Utsch plötzlich um die Hüfte. »Du bist

so kompakt, Utsch, ich kann's einfach nicht fassen!« rief sie, und Utsch erwiderte die Umarmung. »An ihr ist vergleichsweise ganz hübsch was dran«, sagte Edith zu Severin.

Der spratzelte und brutzelte am Herd; er schlug seine Schürze hoch und fächelte sich. Utsch ließ ihre eckige, breite Hand Ediths Bauch hinuntergleiten. »Du bist so *lang*«, sagte sie bewundernd; Edith lachte und zog Utsch an sich; deren Scheitel paßte an Ediths Kehle. Utsch hob Edith rasch und mit erstaunlicher Kraft hoch. »Und du wiegst überhaupt nichts!« rief sie.

»Mich kann Utsch auch hochheben«, sagte ich. Edith sah plötzlich erschrocken aus, als Utsch mich mit tiefem Stöhnen hochhob.

»Lieber Himmel, Utsch«, sagte Edith. Severin hatte seine Schürze ausgezogen und sich mit Wurstketten umwickelt. Er drückte sich an Edith, die kreischte und von ihm wegsprang, als sie die kalte, glitschige Wurst auf sich spürte. »Mein Gott, Severin ...«

»Hab 'ne ganze Kette Schwänze für dich, mein Liebes«, sagte er, während seine Paella hinter ihm dunstete und sich zusammenbraute.

Als Severin und Utsch noch einmal schwimmen gingen, liebten Edith und ich uns auf der langen, L-förmigen Kordcouch im Wohnzimmer. Hinterher lagen wir dösend da, als Severin und Utsch mit vom Ozean kalter Haut und nach Salz schmeckend zurückkamen; sie bibberten. Ihr Anblick machte mir auch Lust zum Schwimmen, aber Edith war nicht da-

nach. Ich sprang von der Couch auf und rannte, während es gerade dunkel wurde, nackt über den blaßgrünen Rasen und auf den Sand, der noch warm war von der Sonne. Das Wasser brannte; ich brüllte, so laut ich konnte, aber da waren nur Möwen und Strandläufer, die mich hören konnten. Ich sprintete zum Haus zurück, wo mich soviel Fleisch erwartete.

Als ich durch die Verandatür ins Sonnenzimmer kam, konnte ich hören, daß mich eigentlich niemand vermißt hatte, während ich weg war. Ich konnte sie im Wohnzimmer nicht sehen und ging diskret in die Küche und wärmte mich über Severins dampfender Pael-la, bis die drei fertig waren. Die drei! Utsch erzählte mir später, daß sie und Severin sich auf der Couch frierend und zitternd an Edith gekuschelt hatten, weil Edith angesichts ihres Bibberns die Arme ausgebreitet hatte oder sie davon angezogen worden waren, wie warm und klebrig sie war. Sie umfing Utsch und küßte sie, und Severin berührte und streichelte sie beide, und plötzlich war Utsch unter ihnen festgenagelt, und Severin küßte ihren Mund, und Edith küßte sie tief, bis Utsch sich kommen spürte und Severin in sich wollte. Edith hatte nichts dagegen, und Severin kam in sie; Edith hielt Utschs Kopf gegen Severins Schulter; sie war Mund an Mund mit Edith, ihre Zungen tauschten Rezepte aus, als Severin sie zum Kommen brachte. Utsch sagte, daß Edith da auch fast gekommen wäre. Dann war Edith dran, weil Severin sich zurückgehalten hatte, und sie hielt Ediths Kopf, während Severin in sie kam; er kam rasch und rollte sich

weg. Aber Edith war immer noch nicht gekommen, wie Utsch wußte, und so half ihr Utsch. Edith war so leicht, daß Utsch sie mühelos manipulieren konnte; sie hob Edith an den Hüften hoch, stemmte die Schultern gegen Ediths schlanke Hinterbacken und rührte mit der Zunge ganz leicht an Edith, wo sie feuchter und salziger war als das Meer. Als Edith schrie, verschloß Severin ihren Mund mit seinem. Ich hörte bloß einen kurzen Aufschrei, ehe das Orchester der Paella meine Aufmerksamkeit wieder gefangennahm.

Dann war Severin neben mir in der Küche, ausgeprägter riechend als Schalentiere. Er schubste mich in Richtung Wohnzimmer. »Los«, sagte er, »du hast keine Ahnung von Paella. Geh und halt die Damen ... bei Laune«, sagte er und bedachte mich mit einem verwirrten Augenrollen (das ehrlichste, besorgteste und intimste Geständnis, das er mir, glaube ich, je gemacht hat). »Los, Mann«, sagte er und schubste mich noch einmal. Er grub einen Holzlöffel tief in die Paella, brachte die unwahrscheinliche und köstliche Mischung – Huhn, Schweinefleisch, Wurst, Hummer, Mies- und Sandmuscheln – nach oben und schob sich den dampfenden Löffel in den Mund. Eine hellrote Paprikaschote hing ihm übers Kinn, und ich fand zur Couch, wo Utsch und Edith eng umschlungen, aneinandergeschmiegt dalagen; sie strichen einander über Brüste und Haar, aber als ich auftauchte, rückten sie auseinander und kuschelten mich wohligh zwischen sich ein. Ich hatte nichts dagegen, wie sie mich benutzten.

Danach hatten wir Lust zu schwimmen und rann-ten alle drei über den mittlerweile grünscharzen Rasen und sahen die Lichte auf den Kanalbojen draußen im Wasser schimmern. Und wir gingen alle drei ins Meer und sahen diese Schreckensgestalt allein vor den Lichtern aus den offenen Türen der Veranda. Er sprintete den Rasen hinunter auf uns zu und überwand die erste lange Düne wie ein Weitspringer. Mit einem Blick hätte man ihn als Gewinner eines ausgefallenen Fünfkampfes – Kochen, Essen, Trinken, Ringen und Ficken – ausgemacht. »Da bin ich, ihr Lieben!« rief er. Eine Welle wiegte uns und ließ den Horizont kippen, so daß Severin kurz verschwand, und dann brach er durch sie hindurch und umarmte uns drei; wir waren brusttief im Ozean. »Die Paella ist fertig, Leute«, sagte er, »falls wir lange genug mit Vögeln aufhören können, um sie zu essen.« Ein vulgärer Mensch.

Aber wir hörten bis nach dem Essen damit auf, als wir wohl alle lange genug Zeit hatten, uns wie schon oft gemeinsam dem normalen, vergleichsweise zivilisierten Vorgang des Essens zu widmen, wodurch das Bewußtsein, wie wir uns an diesem Nachmittag verhalten hatten, sich uns einprägte und uns alle glücklich, aber befangen machte.

Severin kritisierte seine Paella, bezweifelte die Zartheit des Schweinefleisches, schmähte das Alter des Huhns, unterstellte ein Schnellverfahren bei der Herstellung der italienischen frischen Wurst, räumte ein, daß Sandmuscheln in der Regel Sandmuscheln seien,

daß Miesmuscheln ohnehin besser seien als Sandmuscheln und daß der Hummer der ungeschlagene George James Bender des Meeres sei.

»Verdirb mir nicht den Appetit«, sagte Edith. »Mäßige dich etwas bei deinen Vergleichen.«

»Die Mäßigung hat gerade Urlaub«, sagte Severin. »Ich sehe niemand sonst, der sich mäßigt.« Er warf mir eine Hummerschere in den Schoß; ich warf sie zurück; er lachte.

»Das ist kein Urlaub«, sagte ich. »Das ist ein Anfang.« Es war ein Trinkspruch. Edith stand auf und stürzte ihren Wein so hinunter, wie ich es von Utsch zu sehen gewohnt war.

Aber Severin sagte: »Nein, es ist bloß ein freier Tag. Es ist, wie wenn man eine Auszeit nimmt.«

Utsch sagte überhaupt nichts; ich merkte, daß sie ein bißchen betrunken war. Edith verkündete, daß sie ihre Zigarettenmarke wechseln wolle. »Ich will filterlose«, sagte sie und zerknüllte ein volles Päckchen von mir; ihre waren ihr schon vor Stunden ausgegangen. »Wenn das bloß eine Auszeit ist«, sagte sie, »dann amüsier ich mich auch.«

Severin sagte, er würde ihr Zigaretten besorgen gehen. »Was ist die schlechteste Zigarette? Was ist die stärkste, scheußlichste, halszerreißendste, lungenverschleimendste Zigarette, die man kaufen kann? Davon besorge ich dir nämlich eine Stange«, sagte er zu Edith, »und damit werden wir dich das ganze Wochenende zwangsernähren. Du kannst Kette rauchen, bis sie alle weg sind. Vielleicht kuriert dich das.«

»Geh mit ihm«, sagte Edith zu mir. »Er kauft mir wahrscheinlich eine Kiste Zigarren.«

»Du solltest nicht rauchen«, sagte Utsch zu Edith. »Du weißt doch, daß es ihn aufregt.« Sie hatte ein starres Lächeln im Gesicht, und ich wußte, daß sie sich morgen an nichts, was sie sagte, erinnern würde. Ihre linke Hand lag im Salat, als habe sie es da bequem. Edith lächelte ihr zu und nahm ihre Hand aus dem Salat. Utsch zwinkerte sie an und warf ihr eine Kußhand zu.

Im Auto sagte Severin: »Lieber Himmel, wir beeilen uns besser, sonst gehen diese Frauen noch ohne uns ins Bett.«

»Stört dich das?« fragte ich. »Mir kommt es natürlich vor, daß sie diese Gefühle füreinander haben. Ich weiß nicht warum, aber mich stört's nicht.«

»Ich weiß nicht, was natürlich ist«, sagte Severin, »aber mich stört's eigentlich auch nicht. Ich will bloß nicht zurückkommen und vor verschlossenen Schlafzimmern stehen. Ich meine, ich bin nicht den ganzen Weg hergekommen, um das Wochenende mit *dir* zu verbringen.« Aber es war nur ein Scherz; er war nicht eigentlich ärgerlich.

Wir stritten uns darüber, ob wir Edith Lucky Strike, Camel oder Pall Mall kaufen sollten. Severin bestand auf den Pall Mall, weil sie länger waren und er meinte, sie würden ihr stärkeres Halsbrennen machen. Auf der Rückfahrt wollte ich ihm sagen, wie gut es mir ging – wie ich es kaum glauben könne, daß er sich hier plötzlich entspannt hatte, und wie optimistisch

ich in bezug auf uns alle sei. Ich wollte sagen, daß ich fände, unsere Zukunft sehe prima aus, aber er sagte plötzlich: »Wir sollten achtgeben, daß keiner sich zu sehr erregt.« Es war wie seine Äußerung, daß wir alle einen freien Tag hatten, und ich wußte nicht, was ich damit anfangen sollte. »Warum trinkt Utsch so viel?« fragte er mich. »Warum läßt du zu, daß sie sich so besäuft?«

Ich sagte: »Du weißt doch, eine Erregung führt zur nächsten.«

»Bei Vierjährigen schon«, sagte er.

»Hör schon auf«, sagte ich. »Ich meine, es erregt mich wirklich, wenn ich weiß, daß Utsch mit dir zusammen gewesen ist. Und mit Edith zusammen zu sein – na ja, das macht auch Utsch sehr erregend für mich.«

»Polymorph pervers«, sagte Severin. »So was Ähnliches. Es ist normalerweise eine Phase der kindlichen Sexualität.«

»Hör schon auf«, sagte ich. »Erregt es dich nicht? Findest du nicht, daß du im allgemeinen sexuell stärker erregt bist?«

»Es hat schon immer bestimmte Momente am Tag gegeben, wo ich glaubte, daß ich eine Ziege ficken könnte«, sagte Severin.

Ich war wütend auf ihn. »Ich hoffe, du meinst nicht Utsch.«

»Ich hoffe, ich habe nicht *Edith* gemeint«, sagte er.

»Weißt du, Severin, ich versuche bloß, dich kennenzulernen.«

»Das ist ein bißchen schwierig«, sagte er. »Es ist ein bißchen spät. Ich meine, es ist ja nicht so, als wären wir zuerst Freunde geworden und alles hätte sich ganz natürlich daraus ergeben. Alles hat damit angefangen, und jetzt bist du vor allen Dingen Ediths Freund.«

»Ich habe sowieso nie allzu viele männliche Freunde gehabt«, sagte ich zu ihm. »Ich weiß, du hast welche. Wir sind eben verschieden.«

»Ich habe ein paar alte Freunde«, sagte er, »aber zur Zeit keinen in meiner Nähe. Ich habe eigentlich nicht mehr Freunde als du. Ich hatte bloß mal welche.«

»Und Freundinnen?« fragte ich. »Ich meine, seit Edith und vor Utsch?«

»Nicht so viele wie du«, sagte er. Aber er mutmaßte nur; er wußte gar nichts.

»Wie viele sind ›nicht so viele‹?«

»Ziegen mitgerechnet?« fragte er, aber da war dieser gespaltene Zahn, dieser unheilstiftende Zahn, dieser Lügenbold von Zahn. »Wenn du's wissen willst, frag Edith«, sagte Severin.

»Du meinst, sie weiß es?« fragte ich.

»Alles. Wir haben keine Geheimnisse voreinander.«

»Manche Leute möchten lieber nicht alles wissen«, sagte ich. »Utsch und ich sind uns einig – nicht daß wir so häufig untreu wären, oder wie immer du das nennen willst –, daß, wenn einer von uns jemanden hat, bloß eine unbedeutende Gelegenheitsbekanntschaft, wir es nicht wissen wollen. Solange man's nicht merkt, so lange betrifft es uns beide nicht. Und wenn es ein kleines Nichts ist, warum sollten wir's dann

wissen? Wir würden uns vielleicht aufregen, wo es doch gar keinen Grund dazu gibt.«

»Ich könnte kein ›kleines Nichts‹ haben«, sagte Severin. »Was hat es für einen Sinn, nichts zu haben? Wenn ich eine Beziehung mit jemand hätte und man würde es nicht merken – und Edith könnte es nicht sehen und spüren –, dann könnte an der Beziehung nicht viel dran sein. Ich meine, wenn man *eine* gute Beziehung hat, warum sollte einem dann daran liegen, ein kleines Nichts von einer Beziehung zu haben? Wenn man eine gute Beziehung hat, dann ist das um so mehr Grund, *noch eine* gute zu haben. Und genau da liegt das Problem«, fügte er hinzu.

Ich fragte Edith einmal: »Erzählst du ihm alles von uns?«

»Wenn er fragt«, sagte sie. »Er will das so.« Dann lächelte sie. »*Fast* alles«, sagte sie. »Aber wenn er immer wüßte, was er fragen muß, würde ich's ihm immer erzählen.«

Im Auto fragte ich ihn: »Findest du nicht, daß das ein Eingriff in die Privatsphäre ist? Findest du nicht, daß es die Unabhängigkeit von jemand anderem verletzt?«

»Was für eine Unabhängigkeit?« fragte er mich. »Ich erkenne den Grad von Unabhängigkeit, den ich *nicht* habe, ehrlich an, wenn ich mit jemandem zusammenlebe«, sagte er, »und wer immer mit mir zusammenlebt, von dem erwarte ich das gleiche.« (Später, erinnere ich mich, schrie er: »Hier läuft eine ganz schöne Scheiße ab, von wegen auf zwei Hochzeiten tanzen.«)

Das Haus am Cape war dunkler, als wir es verlassen hatten. »Ich wette, die schlabbern sich da drin sozusagen geradewegs auf«, sagte Severin. Aber ich wußte, wie betrunken Utsch gewesen war, als wir gegangen waren, und war nicht überrascht, sie hingesackt auf der Couch zu sehen – vom Wein umgekippt, da war ich sicher, nicht liebestrunken von einer Runde mit Edith. Edith saß da und flocht Utsch Zöpfe, während die schnarchte. Zöpfe schmeichelten Utsch nicht gerade.

»Brünhilde ist vom Met gefällt worden, oder von den Fürsten des Rittersaals, oder von beidem«, sagte Edith. Sie hatte sich das Haar gewaschen; es war in einem großen, pfefferminzgrünen Handtuch hochgesteckt, das aus dem Badezimmer neben dem Grünen Zimmer stammte. Wie ein stattliches englisches Anwesen auf dem Lande hatte das Haus Schlafzimmer mit Namen: das Grüne Zimmer, die Grotte, das Rote des Hausherrn, das Gelbe der Hausherrin. Ich war Ediths Mutter nie begegnet, aber Severin ahmte sie perfekt nach, sagte Edith, und er hatte alle Zimmer für uns umbenannt, als er uns bei der Ankunft das Haus zeigte. Da gab es das Feuchte-Träume-Zimmer – es hatte ein einschläfriges Bett – und das Heiße-und-kalte-Schauer-Zimmer (das Zimmer von Ediths Mutter; sie klagte über solche Symptome) und das Komm-wenn-du-kannst-Zimmer, so benannt wegen seiner Lage neben dem Zimmer von Ediths Mutter (und eine Schicksalsprüfung in den frühen Tagen ihrer Ehe, behauptete Severin; Edith lachte), und das Große grüne

Schrauborgasmus-Zimmer – das privateste der oberen Zimmer, das abgelegenste und, wenn das Haus voll war, am begehrtesten. »Es hat die beste Orgasmus-Bilanz«, behauptete Severin. »Töchter haben Schwierigkeiten, im Haus ihrer Mütter Orgasmen zu haben.« Es hatte ein Messingbett, das dafür berüchtigt war, zusammenzubrechen. An dem glänzenden Fußteil hing, an eine Seidenschnur gebunden, ein Schraubenschlüssel für Notreparaturen.

Durch ihre Wahl des pfefferminzgrünen Handtuchs hatte Edith zu verstehen gegeben, daß das Große grüne Schrauborgasmus-Zimmer für uns sein würde. »Lieber?« sagte sie und berührte Severin sanft. »Ihr nehmt das Komm-wenn-du-kannst, okay? Ich meine, wenn Mutter nicht da ist, verdient das Zimmer seinen Namen nicht, oder?«

Aber später erzählte mir Edith, daß Severin, als ich pinkeln ging, mit einer abfälligen Kopfbewegung zu der schnarchenden Utsch hin gesagt habe: »Du meinst wohl Komm-wenn-sie-kann? Was ist der übliche Preis fürs Babysitten? Warum soll er's umsonst kriegen?«

Ich merkte, daß da etwas war zwischen ihnen, als ich zurückkam, deshalb erbot ich mich, Utsch zu Bett zu bringen; Severin scheuchte mich weg. »Sie schläft es normalerweise aus«, sagte ich ihm.

»Irgendwelche besonderen Instruktionen?« fragte er. Ich dachte, er mache Witze; da war sein Zahn. Aber Edith verließ uns und ging zu Bett. *Wessen* Bett, fragte ich mich. »Sie ist im Grünen Zimmer«, sagte

mir Severin. »Ich kümmere mich um Utsch; mach dir bloß keine Sorgen.«

Ich ging hinauf in das Große grüne Schrauborgasmus-Zimmer, wo Edith noch auf war, im Bett rauchte und sich über Severin aufregte. »Der wird mir dieses Wochenende nicht verderben«, sagte sie. »Oder sonst einem von uns, obwohl er's zweifellos versucht.« Ich erinnerte sie daran, was am Nachmittag zwischen uns allen geschehen war; wir hatten uns schließlich amüsiert, und das war erstaunlich gewesen. Sie lächelte; ich argwöhnte, daß sie mit ihm schmollte, wenn er sie aufregte, aber mit mir hatte sie das nie gemacht.

»Sprich weiter«, sagte sie müde, »red einfach mit mir.« Aber dann wollte sie auf Zehenspitzen den Flur hinuntergehen und Severin gute Nacht sagen. Ich wußte nicht, was ihr Beweggrund war, aber ich ließ sie gehen. Ich betrachtete die grünen Wände, die grünen Vorhänge, das berüchtigte Messingbett, den am Fußteil baumelnden Schraubenschlüssel. Ich lauschte auf Edith im Flur, wie sie an die Tür des Komm-wenn-du-kannst-Zimmers klopfte. »Schlaf schön!« rief sie Severin heiter zu. »Komm, wenn du kannst!«

Als sie zurückkam, wurde ich wütend auf sie; ich sagte ihr, daß die schnellste Art, unsere Beziehung zu beenden, darin bestehe, unser Zusammensein als eine Art Provokation von Severin zu mißbrauchen. Da schmollte sie mit mir. Ich wollte in diesem Augenblick sehr gern mit Edith schlafen, weil ich wußte, daß Utsch und Severin *nicht konnten*, aber ich erkannte, daß ihre Wut auf ihn sie wütend auf alles gemacht hat-

te und daß es unwahrscheinlich war, heute mit ihr zu schlafen.

Als ich dachte, sie schlafe, flüsterte sie: »Es hat manchmal nichts mit dir zu tun. Es ist bloß zwischen uns. Mach dir keine Sorgen. Weißt du, er weiß nicht, was er will; die meiste Zeit ärgert er sich über sich selber.« Ein paar Minuten später murmelte sie: »Er denkt nur an sich.«

Wir schliefen beide, als Severin klopfte und uns dadurch weckte. »Gute Nacht!« rief er. »Paßt auf, wofür ihr den Schraubenschlüssel benutzt! Er ist nur dazu da, das *Bett* zu reparieren! Gute Nacht, gute Nacht ...«

Aber Edith fing an zu schnauben, zu stöhnen, zu keuchen und sich hin und her zu werfen, packte die Stangen am Kopfteil des alten Messingbettes und wuchtete auf und ab – hörte sich an, wie sie sich nie anhörte, wenn sie tatsächlich tat, was sie nun seinetwegen zu tun vorgab. »Ooooh!« schrie sie auf; das Bett wogte. »Uuuuh!« ächzte sie, und die Laufrollen trugen uns durch das grüne Zimmer wie ein Boot auf bewegter See. »Gott!« schrie sie auf, die langen dünnen Arme so starr wie die Messingstangen. Als das Bett unter uns zusammenbrach, war Severin wahrscheinlich schon wieder auf dem Weg zu Utsch, aber er hörte es. Edith saß lachend auf dem Fußboden; zumindest glaube ich, daß sie lachte – es war ein seltsames Lachen. Das Bett, das sich vollständig vom Kopfende gelöst hatte und noch am rechten Pfosten des Fußendes festhing, hatte die Matratze und uns auf

den Vorleger gekippt und das Nachtschränkchen auf die Chaiselongue geschleudert.

»Alles in Ordnung?« fragte Severin an der Tür. Edith lachte.

»Ja. Danke«, sagte ich. Dann überlegte ich, wie ich es reparieren konnte. Ich hatte keine Ahnung, was man mit diesem verdammt Schraubenschlüssel tun sollte.

Mit einem irren Blick auf mich rollte sich Edith auf der Chaiselongue zusammen und sagte: »Wenn du es reparieren kannst, fick ich dich richtig.« Ich hatte sie nie so grob reden hören. Aber das Bett war ein hoffnungsloser Fall; in technischer Hinsicht habe ich noch nie gewußt, was wohin gehört. Ich wollte gerade vorschlagen, daß wir in ein anderes Zimmer umziehen, als wir hörten, wie Utsch sich hinten im Flur erbrach.

»Ist schon gut«, sagte Severin tröstend. »Laß alles rauskommen, dann geht's dir besser.« Wir hörten Utschs schrecklichem Würgen zu. Ich mußte natürlich zu ihr gehen; Edith küßte mich hastig, und ich ging den Flur hinunter.

Severin hielt ihren Kopf über die Toilette im Badezimmer neben dem Komm-wenn-du-kannst-Zimmer. »Es tut mir leid«, sagte Utsch schwächlich zu ihm, dann übergab sie sich wieder.

»Ich bin da, Utsch«, sagte ich.

»Ist mir egal«, sagte sie. Sie erbrach noch etwas, und dann ließ Severin uns beide allein. Wir erbten das Komm-wenn-du-kannst-Zimmer, und ich hörte ihn mit Edith ins Heiße-und-kalte-Schauer-Zimmer um-

ziehen. Offensichtlich hatte Severin keine Lust, das Messingbett zu so später Stunde zu reparieren, obwohl er es schon oft repariert hatte, wie ich wußte.

Utsch und ich umarmten uns im Komm-wenn-du-kannst-Zimmer, während Severin und Edith im Zimmer nebenan offenbar keine Schwierigkeiten hatten zu kommen. Wahrlich heiße und kalte Schauer. Ich lauschte Edith, die sich so anhörte, wie sie sich, das wußte ich, in Wirklichkeit anhörte. Utschs kräftige Hand senkte sich auf meine Rückgratwurzel. Wir wußten beide, was der andere dachte: Wir alle hatten von diesem Wochenende als von einer Gelegenheit gesprochen, den 3-Uhr-morgens-Ankunfts-und-Abfahrts-Plan zu durchbrechen. Wir hatten gedacht, es wäre schön, echte Liebende zu sein, die gelegentlich auch einmal morgens zusammen aufwachten.

Aber ich erwachte neben Utsch, deren Atem noch von Erbrochenem durchsetzt war. Edith machte beim Frühstück Witze darüber, aber Severin sagte: »Ach, ich weiß nicht, für *uns* war es trotzdem was Neues, Edith. Ich wollte dich schon immer mal im Zimmer deiner Mutter auf die Matte pinnen.«

»Arme Mami«, sagte Edith.

Der Tag klarte auf; mittags zog Utsch ihr Jersey aus. Severin, der gerade Brote belegte, tupfte einen Klecks seiner selbstgemachten Mayonnaise auf eine ihrer verfügbaren Brustwarzen, aber niemand erbot sich, ihn abzulecken, und Utsch mußte eine Serviette benutzen. Edith behielt ihre Bluse an. Severin kündigte an, er werde schwimmen gehen, und Utsch ging mit

ihm. Edith und ich unterhielten uns über Djuna Barnes. Wir waren uns einig, daß ›Nightwood‹ eine Art blutloser Immoralität an sich habe; es war Kunst, aber war es nicht klinisch? Edith sagte plötzlich: »Ich nehme an, sie tun's unten am Strand. Ich frage mich, ob sie je über irgend etwas *reden*.«

»Warum hast du was dagegen, falls sie's tun?« fragte ich.

»Hab ich eigentlich gar nicht«, sagte sie. »Es ist nur, daß Severin der Ansicht ist, daß wir die Zeiten nacheinander richten sollten oder sowas, und der Gedanke ist ansteckend. Und er weiß, daß du und ich es letzte Nacht nicht getan haben.«

»Ich glaube, Utsch meint, daß doch«, sagte ich. »Ich glaube, sie findet, sie ist leer ausgegangen.«

»Du hast ihr nicht gesagt, was passiert ist?«

»Nein«, sagte ich. Sie dachte darüber nach, dann zuckte sie die Achseln.

Als sie zurückkamen, fragte Edith leichthin: »Na, was habt ihr beide gemacht?« Sie fuhr mit der Hand Severins Badehose hinunter und drückte zu. Utsch hatte ihr Jersey wieder angezogen.

Severin zuckte zusammen; seine Augen wurden naß; Edith ließ ihn los. »Na ja«, sagte er, »wir haben unseren freien Tag genossen.« Schon wieder dieses Wort!

»Wovon ist es ein freier Tag?« fragte Edith.

»Von den Kindern und der Wirklichkeit«, sagte er. »Aber hauptsächlich von den Kindern.« Damals wußte ich nicht, wieviel er mit den »Kindern« andeutete.

Über seinem Kopf, über dem Messergestell, hing ein erbärmliches Bild von enthaupteten Fischen mit Schuppen, die an Gustav Klimts kleine, viereckige Farbformen erinnerten. Es war natürlich ein Original von Kurt Winter; das Museum of Modern Art hatte es nicht gewollt. Ediths Mutter hatte sich über die Jahre eine Menge unbedeutender Gemälde aufhalsen lassen. Der Nachlaß von van Gogh ließ sie kalt, aber wenn die einen Haringa, einen Bodler oder einen Kurt Winter ablehnten, *dann* berührte sie das schon. Am Ende kaufte sie eine Menge Bilder, die das Modern ablehnte.

»Sie ist so ein lieber Mensch«, sagte Edith. »Schlechte Bilder bewegen sie besonders, weil sie so verlegen ist für den Maler, selbst wenn er schon tot ist.« Das stimmt. Es gab nicht ein anständiges Bild in dem Haufen von Kurt Winter; sie hatte seine allerschlechtesten gekauft.

Edith stellte sich kaum geschickter an. In Wien hatte sie sich wie geplant in der Galerie des Zwanzigsten Jahrhunderts des Belvedere mit Severin getroffen. Obwohl er sein Buchstaben-Jackett trug und damit ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigte, machten sie trotzdem zusammen eine Art Streifzug durch die Kunstgeschichte. Als sie bei dem großen, quadratischen Gemälde von Gustav Klimt – »Allee im Park von Schloß Kammer am Attersee«, ca. 1912 – stehenblieben, sagte Severin: »Sehen Sie dieses Grün? Das konnte mein Vater einfach nicht. Bei meinem Vater waren Bäume Bäume, und Grün war Grün.«

»Sie sollten wissen, daß ich nicht im offiziellen Auftrag ...«, hob Edith an.

»Das ist Klimts ›Judith mit dem Haupt des Holofernes‹, 1901«, sagte Severin. »Sein Bruder Georg hat den Rahmen mit der Inschrift angefertigt.«

»Das Museum of Modern Art hat sich nicht auf einen Preis festgelegt«, fuhr Edith stur fort. »Sie wollen vielleicht nur ein Bild. Wieviel Geld brauchen Sie? Gehen Sie direkt nach Amerika? Gedenken Sie, zuerst herumzureisen?«

»Schieles ›Sonnenblumen‹, 1911«, sagte Severin. »Nicht das, was man sich unter einem Schiele allgemein vorstellt.«

»Meine Mutter und ich wären vielleicht in der Lage, selbst ein oder zwei Bilder zu kaufen, aber was genau werden Sie mit dem Geld anfangen? Ich meine, werden Sie irgendeinem Beruf nachgehen? Sie machen doch einen Doktor? Worin?«

»Gefällt Ihnen ›Der Kuß‹?« fragte Severin.

»Was?«

»›Der Kuß‹, 1908. Es ist einer meiner Lieblings-Klimts.«

»Oh, meiner auch«, sagte Edith. Sie betrachteten das Bild eine Weile, aber es war ›Judith mit dem Haupt des Holofernes‹, das Edith zu der Frage veranlaßte: »Meinen Sie, Klimt mochte die Frauen?«

»Nein«, sagte Severin. »Aber ich glaube, er begehrte die Frauen, war von ihnen gepeinigt, gefesselt, zu ihnen hingezogen.« Sie betrachteten Judiths kräftiges Kinn, ihren offenen Mund, ihre feuchten Zähne, ihr

erschreckendes, dunkles Haar. Ihr Fleisch war durchscheinend, vielleicht in Zersetzung begriffen, und ihre langen Finger waren in Holofernes' Haar; sie hielt sich seinen abgeschlagenen Kopf sachlich vor den Bauch, ihr schattenhafter Nabel fast auf einer Höhe mit seinem geschlossenen Auge. Ihre Brüste waren hoch, vorspringend, mädchenhaft, aber weich. Eine war nackt, die andere von einer hauchdünnen Bluse bedeckt; die Vergoldung war so behutsam aufgelegt, daß sie die Brustwarze nicht verbarg. Früchte, Vegetation, möglicherweise ein Wald und ein Garten, wuchsen Judith über die Schulter und umrahmten ihr kaltes, elegantes Gesicht. Aber das tote Haupt des Holofernes war nachlässig aus dem Gemälde ausgespart; sein eines, geschlossenes Auge und ein Teil einer Wange waren alles von ihm, was auf dem Bild war.

»Sagen Sie mir, was es für Sie bedeutet«, sagte Edith zu Severin.

»Sie ist eine Frau, bei der man nichts dagegen hätte, sich von ihr köpfen zu lassen. Sie hätte auch nichts dagegen, es zu tun.«

»Es zu tun? Sie meinen das Köpfen?«

»Beides.«

Sie lachten. Edith kam sich erstaunlich verrückt vor. »Sie hat ihn mit sich schlafen lassen, bevor sie ihn geköpft hat«, sagte Edith. »Man erkennt es an ihrem Lächeln.« Aber das Gemälde hatte etwas Wollüstiges, das mehr, oder Schlimmeres, andeutete, und sie hatte Lust, Severin Winter zu schockieren. »Oder vielleicht hat sie es versucht, nachdem sie ihn geköpft hat.« Se-

verin starrte bloß das Gemälde an, und sie fragte ihn:
»Was, meinen Sie, war ihr lieber?«

Aber es war Severin, der sie schockierte, als er sagte:
»Während.«

Als nächstes führte er sie ins Museum des Zwanzigsten Jahrhunderts. Auch dort sprachen sie nicht über Kurt Winters Gemälde.

»Geht Frau Reiner mit Ihnen nach Amerika?« fragte Edith.

»Wozu sind alte Freunde da?« fragte Severin. »Alte Freunde fahren nicht mit einem. Alte Freunde bleiben da, wenn man weggeht.«

»Also fahren Sie allein?«

»Na ja, ich werde vielleicht sechzig bis siebzig Kurt Winters mitnehmen müssen.«

»Meine Mutter hat keine sehr offizielle Position«, sagte Edith. (Sie hatte nie bemerkt, daß Turnschuhe bei einem Mann so wirken, als würde er hüpfen.)

»Lebt Frau Reiner mit Ihnen zusammen?« fragte sie.

Sie betrachteten gerade Gerstls ›Die Familie Schönberg‹, ca. 1908. »Ein unbedeutender Maler, der es geschafft hat«, sagte Severin. »Natürlich hat er zuerst sterben müssen. Nicht eines seiner Bilder wurde zu seinen Lebzeiten ausgestellt. Meinem Vater war es natürlich nicht vergönnt, sich nach 1938 groß weiterzuentwickeln ...«

»Behalten Sie die Wohnung Ihrer Mutter, vielleicht für Ferien?« fragte Edith.

»Ferien?« echote Severin. »Wenn man so lebt, wie man will, dann wird die Vorstellung von Ferien obso-

let. Einmal haben Mutter und ich eine Griechenland-reise gemacht. Wir waren gerade am Packen, als Vaso oder Zivan sie fragte, ob sie dort auch Modell stehen würde. ›Natürlich‹, sagte Mutter, ›wenn jemand malen will, will ich ihm sitzen.‹ Wir sind bloß nach Griechenland gefahren, verstehen Sie, aber meine Mutter mochte, was sie tat; sie machte nicht *von* etwas Ferien.«

»Und was mögen Sie?« fragte Edith.

»Sprachen«, sagte er. »Ich wünschte, jeder spräche zwei oder drei Sprachen und benützte sie – alle zusammen. Es gibt nur soundso viele Arten, in einer Sprache etwas zu sagen. Wenn wir nur noch mehr reden könnten, mehr schildern, mehr Verwirrung stiften – aber es wäre letztlich keine Verwirrung; es wäre bloß wunderbar kompliziert. Ich liebe Komplexität«, sagte er. »Nehmen Sie zum Beispiel Essen. Ich wäre gern ein großer Koch. Ich will lernen, wie man Sachen immer besser kocht – raffinierte Sachen, überwältigende Sachen, köstliche und gehaltvolle Sachen, *alle* Sachen! Ich liebe das Essen.«

»Würden Sie gern Ihr eigenes Restaurant betreiben?«

»Was?« sagte er. »Gott, nein. Ich will für mich selber kochen, und natürlich für enge Freunde.«

»Aber wie wollen Sie sich Ihren Lebensunterhalt verdienen?« fragte Edith.

»Auf die leichtestmögliche Art. Ich kann Deutsch unterrichten. Ich würde lieber Kochen unterrichten, aber das bringt nicht viel Geld. Und ich würde

schrecklich gern Ringer trainieren, aber ich habe kein Trainerdiplom. Jedenfalls«, sagte er, »kommt es mehr darauf an, wie ich lebe, als darauf, was ich tue. Ich habe Ambitionen auf die *Qualität* meiner Lebensweise; ich habe keine Ambitionen aufs Geldmachen. Im Idealfall heirate ich eine reiche Frau und koche für sie! Ich würde jeden Tag trainieren – natürlich zu unser beider Nutzen –, und ich hätte Zeit, genug zu lesen, um eine ständige Quelle von Informationen, Ideen und Sprache zu sein. Ah, Sprache! Es stünde mir frei, mich den Grundlagen zu widmen. Mir wäre es lieber, für mein Einkommen würde gesorgt, und ich würde als Gegenleistung für Qualitätsgespräche, Qualitätsessen und Qualitätssex sorgen! Oh, Verzeihung ...«

»Weiter«, sagte Edith. Sie wollte Schriftstellerin werden, und ihr kam es mehr darauf an, was sie tat, als wie sie lebte, dachte sie. Sie wollte nie etwas kochen, aber sie aß fürs Leben gern. Dieser Mann sagte zu ihr, daß er die Ambition hatte, *Ehefrau* zu werden! »Bitte, weiter«, sagte sie zu ihm.

»Ich fürchte, Sie haben alles von meinem Vater gesehen, was hier ist«, sagte Severin. »Alles andere ist in Privatbesitz. Wir könnten zuerst zu Mittag essen.«

»Ich liebe Essen«, sagte Edith.

»Wir könnten bei mir zu Mittag essen«, sagte Severin. »Ich habe zufällig gerade eine Gulaschsuppe gekocht, und ich probiere gerade eine neue Vinaigrette für Spargel aus.«

»Und in Ihrer Wohnung gibt's noch mehr Kurt Winter zu sehen«, sagte Edith hilfreich.

»Aber manche von denen sind nicht verkäuflich«, sagte Severin.

»Ich dachte, alles wäre verkäuflich.«

»Bloß die Kunstwerke«, sagte Severin. »Alle Kunstwerke sind verkäuflich.«

Die pornographischen Zeichnungen und Gemälde von Katrina Marek waren natürlich keine Kunstwerke; sie waren seine Mutter und seine Geschichte; sie waren seine *Grundlagen* – was Edith an ihm vielleicht von Anfang an begriff. Die von Katrina Marek waren im Schlafzimmer; die Kunstwerke waren im Wohnzimmer.

»Sehen Sie sich um«, sagte Severin, während er die Gulaschsuppe wärmte. Den wahren Jakob fand sie natürlich in seinem Schlafzimmer: ein Reigen von Positionen und erotischen Posen umgab sein ordentlich gemachtes Bett. Sie wäre vielleicht beunruhigt gewesen, wenn sie nicht gewußt hätte, daß das Modell seine Mutter war. Aber als sie darüber nachdachte, fragte sie sich, ob das eigentlich nicht noch beunruhigender war. Ich glaube, Edith muß Katrina Marek als Konkurrentin empfunden haben. Sie setzte sich auf das Bett. An dessen Fuß war ein Satz Hanteln, die so unverrückbar wirkten wie ihre Erinnerung an Frau Reiners Gebrauch der Zunge.

Als er ins Schlafzimmer kam, um ihr zu sagen, daß die Gulaschsuppe heiß war, hatte er endlich sein Buchstaben-Jackett ausgezogen, und Edith wurde voller Bestürzung klar, daß, wenn er sie anfassen würde, sie ihn machen ließe. Er machte auf der anderen Seite

des Bettes ein Fenster auf. Na, großartig, dachte Edith, und jetzt wird er ...

»Ausgezeichnet«, sagte er; aus dem Blumenkasten draußen hob er eine hölzerne Salatschüssel, die den Spargel enthielt. »Hält ihn kühl«, erklärte er, »ich habe nie genug Platz im Kühlschrank.« Er ließ eine schlaffe Spargelstange vor ihr baumeln; sie glänzte von Essig und Öl. »Wollen Sie probieren?« fragte er. Sie machte den Mund auf und schloß die Augen; er faßte ihr unters Kinn, kippte ihren Kopf nach hinten und fütterte ihr die Spargelstange. Sie war köstlich. Als sie die Augen aufmachte, klapperte er hinten in der Küche herum und rief: »Wein oder Bier?«

Edith wollte nicht aufstehen. In manchen Posen schien Katrina Marek zu masturbieren; Edith wurde klar, daß sie sich noch nie auf manche der von Severins Mutter angeregten Arten selbst berührt hatte.

»Wein oder Bier?« rief Severin wieder. Sie legte sich aufs Bett zurück, und als sie ihn kommen hörte, schloß sie die Augen.

»Fühlen Sie sich auch wohl?« fragte er.

»Ich habe Sie angelogen«, sagte sie ihm. Sie wartete auf sein Gewicht neben ihr auf dem Bett, aber er blieb stehen. »Ich habe keine offizielle Ermächtigung, irgendein Gemälde Ihres Vaters zu kaufen, und sogar meine Mutter ist so ungefähr die inoffiziellste Mitarbeiterin im Museum of Modern Art. Ich weiß wirklich rein gar nichts über das Museum, außer daß eigentlich niemand dort die Malerei Ihres Vaters mag. Und *die da*«, sagte sie, die Augen immer noch geschlossen, mit

einer Armbewegung zu den Schlafzimmerwänden hin, »mein Gott, die sind entsetzlich.«

Sie spürte, wie er sich neben sie aufs Bett setzte, aber sie hielt die Augen geschlossen. »Die sind nicht verkäuflich«, sagte er ruhig.

»Die sollten Ihr Schlafzimmer nie verlassen«, sagte sie.

»Die *werden* mein Schlafzimmer auch nie verlassen«, sagte Severin.

Edith machte die Augen auf. »Sind Sie nicht wütend auf mich?« fragte sie ihn. »Es tut mir leid wegen des Modern.«

»Ich hab's sowieso nie geglaubt«, sagte er, was sie ein bißchen wütend machte. Er saß einfach da, wandte ihr sein Profil zu, schaute höchst schicklich nicht auf eine Frau, die auf dem Rücken lag. »Aber da bleiben ja auch noch Sie und Ihre Mutter«, sagte er. »Sie haben gesagt, Sie würden vielleicht welche kaufen.«

Edith setzte sich auf. Sie war überzeugt, daß er sie nie anfassen würde, selbst wenn sie sich auszöge. »Was würden Sie überhaupt machen, wenn Sie eine Menge Geld bekämen?« fragte sie.

»Ich will nicht 'ne Menge«, sagte er. »Ich will bloß genug, um die Bilder, die ich nicht verkaufen kann, mitnehmen zu können.« Er wandte sich ihr zu und lächelte; sie liebte sein Lächeln. »Das ist eine Menge«, sagte er. »Und ich will genug Geld, um mich in Amerika nach einem Job umsehen zu können, ohne einen schlechten annehmen zu müssen. Und«, sagte er grinsend, »ich hätte gern genug, um zuerst nach Griechen-

land fahren zu können, bevor ich irgend so was tue. Ich würde gern gleich jetzt abreisen«, sagte er, legte sich aufs Bett zurück und schloß die Augen. »Ich möchte in sauberen kleinen Hotels wohnen; ich will am Meer sein. Dort ist es jetzt warm, aber es ist keine Touristensaison. Nichts Verschwenderisches, aber sich nichts versagen! Gut essen, gut trinken, ein paar gute Bücher mitnehmen, in der Sonne lesen, schwimmen. Und wenn die Touristen langsam eintrudelten, würde ich hierher zurückkommen, packen und nach Amerika gehen ...«

»Frau Reiner auf Wiedersehen sagen?« fragte Edith.

»Und Vaso und Zivan«, sagte Severin. »Ihnen sagen, daß ich bald zurück bin, was soviel heißt wie«, sagte er und machte die Augen auf, »daß ich zurückkomme, bevor sie sterben. Aber wahrscheinlich tu ich das nicht.« Er schloß die Augen wieder. »Griechenland geht vor«, sagte er. »Da will ich hin.«

»Und wie viele Bilder muß jemand kaufen, damit Sie nach Griechenland fahren können?« fragte Edith. Er machte die Augen auf. Edith mochte seine Augen, wenn sie offen waren, aber sie mochte es, seinen Mund anstarren zu können, wenn seine Augen zu waren. »Machen Sie die Augen zu und antworten Sie mir«, sagte Edith. »Wie viele Bilder?« Er schien nachzudenken, und sie glitt vom Bettrand, ging in die Küche und drehte die Flamme unter der Gulaschsuppe ab. Sie brachte den Wein und zwei Gläser mit ins Schlafzimmer. Seine Augen waren immer noch zu, und sie streifte sich die Schuhe ab; sie goß ihnen beiden Wein ein

und schob sich wieder neben ihn aufs Bett. Sie wollte rauchen, aber seine Zähne wirkten zu weiß und seine Brust zu breit, als daß er es billigen würde. Er hatte so schmale Hüften, so kurze Schenkel.

»Vielleicht fünf von den großen Gemälden«, sagte er. »Aber von den fünf, an die ich denke, haben Sie keine zwei gesehen.«

»Das glaube ich Ihnen unbesehen«, sagte sie, »aber ich will aussuchen können, für meine Mutter und mich.« Er machte die Augen auf, und sie reichte ihm Wein; er nippte daran; sie nahm ihm das Glas weg und bedeutete ihm, sich wieder zurückzulegen und die Augen zu schließen. Er tat wie geheißen. »Zwei Bedingungen«, sagte sie, als er ganz still lag; er machte ein Auge auf, aber sie strich es mit der Hand zu. Beinahe hätte sie die Hand auf seinen Augen behalten, besann sich aber eines Besseren und stützte die Hand dicht neben seinem Gesicht aufs Bett. Sie wußte, daß er das Parfüm auf ihrem Handgelenk riechen konnte; sie konnte seinen langsamen Atem an ihren Fingern spüren. »Erste Bedingung«, sagte sie und hielt inne, »ist, daß eines von den fünf Gemälden eines von *denen* ist – Sie brauchen nicht zu schauen, Sie wissen, was ich meine. Ich verspreche, daß es nie in der Öffentlichkeit gezeigt wird; ich werde es nie verkaufen oder an ein Museum ausleihen. Offen gestanden will ich es für mein Schlafzimmer.«

»Welches?« fragte er.

Edith betrachtete das, das sie wollte. »Sie liegt auf dem Rücken, ein Bein flach ausgestreckt, das andere

im Knie angewinkelt. Sie berührt sich ganz leicht, glaube ich, aber ihr Gesicht ist uns zugewandt, und sie führt die Fingerspitzen an die Lippen – als ob sie uns zum Abschied eine Kußhand zuwirft oder vielleicht bloß die Hand vor den Mund hält, damit sie nicht losheult.«

»Sie *kostet* sich«, sagte Severin. Plötzlich sah Edith das Bild. »Hat sie einen orangefarbenen Strumpf an?« fragte er. »Hängt der Strumpf so halb von ihrem rechten Fuß runter? Ihre Augen sind zu? Meinen Sie das?«

»Ja«, sagte Edith, beinahe flüsternd. »Das ist mein Lieblingsbild.«

»Also das können Sie nicht haben«, sagte er ihr. »Es ist auch mein Lieblingsbild.« Er machte nicht die Augen auf, um zu verhandeln. Edith war überrascht, aber sie redete weiter drauflos, als seien ihre Gefühle unerschüttert. Ich hab mich völlig verrannt, dachte sie; ich kenne mich nicht mehr.

»Zweite Bedingung«, sagte sie, »Sie müssen eine Frage beantworten, entweder mit Ja oder Nein. Beides genügt der Bedingung. Sie müssen sich nicht verpflichtet fühlen – seien Sie einfach ehrlich: sagen Sie ja oder nein.«

»Ja«, sagte Severin. Als sie ihn ansah, waren seine Augen offen. Sie versuchte, die Hand darüber zu legen, aber er packte sie und hielt sie sich leicht an die Brust. »Ja«, sagte er noch einmal.

»Aber ich habe die Frage noch gar nicht gestellt«, sagte sie und sah von ihm weg. Er wollte weder die Augen zumachen noch ihre Hand loslassen.

»Trotzdem ja«, sagte er. Er weiß die Frage schon, dachte sie und fühlte sich gedemütigt. Sie zog die Hand weg und beschloß, ihn nichts mehr zu fragen. Er war grausam; er wußte nicht, wann er mit der Neckerei aufhören mußte.

Aber er sagte: »Jetzt habe ich eine Bedingung.« Sie sah ihn an. »Sie müssen mit mir nach Griechenland kommen.« Das war ihre Frage gewesen: ob er wollte, daß sie mitkam.

Sie zuckte die Achseln. »Warum sollte ich das tun?« sagte sie. »Ich hab sowieso keine Zeit.« Sie stand vom Bett auf, fand ihre Handtasche und zündete sich eine Zigarette an. »Ist die Gulaschsuppe heiß?« fragte sie.

»Wenn Sie die Flamme nicht abgedreht haben«, sagte er, rollte sich weg und lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Bett.

Edith ging in die Küche, drehte das Gas unter der Gulaschsuppe an und klapperte mit ein paar Töpfen herum, aber Severin ließ sich nicht blicken. Sie betrachtete ein Foto von seiner Mutter mit Frau Reiner und den beiden jugoslawischen Ringern. Sie alberten für den Fotografen, der, dachte Edith verschwommen, Severin gewesen sein mochte. Edith erkannte, daß Frau Reiner zumindest früher einen Körper gehabt hatte, denn alle auf dem Foto waren nackt. Sie standen vor einem erlesen zubereiteten, in mehreren Gängen auf dem Tisch angerichteten Essen; sie hatten alle Messer und Gabel in den Händen. Vaso oder Zivan trug eine Serviette auf dem Kopf, und zwischen Frau Reiners üppigen Brüsten kippelte gefährlich ein volles

Glas Wein. Severins Mutter, die älter und würdevoller aussah als die anderen, lächelte scheu in die Kamera, die Hände spröde über dem Schritt gefaltet. Sie war alles andere als die Katrina Marek im Schlafzimmer; obgleich nackt, sah sie voll bekleidet aus.

»Haben Sie dieses Foto gemacht?« rief Edith in Richtung Schlafzimmer. Jetzt mußte er sagen: »Welches Foto?«, und sie würde sagen: »Das da«, und er würde von diesem gefährlichen Bett aufstehen und herauskommen müssen. Aber er gab keine Antwort. »Die Suppe ist heiß!« rief sie. Als sie nichts hörte, ging sie zurück; er hatte sich nicht gerührt, seit sie das Zimmer verlassen hatte.

»Sie müssen gar keins von den Bildern kaufen, wenn Sie nicht wirklich wollen«, sagte er, in die Matratze hinein. »Und wenn Sie das da« – seine Hand wedelte zur Wand hin – »wirklich wollen, dann können Sie es haben.«

»Ich will mit Ihnen nach Griechenland«, gab Edith zu. Er rührte sich immer noch nicht.

»Ich will *dich*«, sagte er. Edith beschloß, also gut, er hat genug gesagt. Sie ließ ihren Rock auf die Füße fallen und stieg heraus, dann zog sie sich die Bluse über den Kopf, so daß ihr Haar knisterte. In jenen Tagen trug sie einen Büstenhalter, und sie hakte ihn auf und hängte ihn über die Rückenlehne eines Stuhls. Dann warf sie ihr Höschen auf Severin, der immer noch quer überm Bett lag wie ein gefällter Ochse. (»Das Höschen flatterte ihm über ein Ohr und blieb dort liegen wie ein gelandeter Fallschirm«, schrieb sie in einem ihrer

eher gekünstelten Stücke.) Sie wollte ihm eben in die Augen sehen, als er sich aufsetzte und sie anstarrte; er sprang ganz plötzlich vom Bett auf, reichte ihr verlegen das Höschen zurück und stürzte aus dem Zimmer. Sie dachte, sie würde vor Scham sterben, aber er rief: »Lieber Himmel, die Gulaschsuppe – riechen Sie das nicht?« Übergekocht und angebrannt, nahm sie an. »Mein Gott, was habe ich mir da eingebrockt?« flüsterte sie vor sich hin. Als sie unter die Decken schlüpfte, erkannte sie ihr Parfüm wieder – das heißt, Frau Reiners Parfüm –, das schon auf seinen Kissen war. Er hat mich nicht mal angeschaut, dachte sie.

Aber er ließ sie nicht lange allein; er kam Kleider abstreifend zurück. Sie hatte noch nicht genügend Männer gekannt, um zu wissen, daß Sportler, wie Frauen, das Umziehen gewohnt sind und sich deshalb gewandt und achtlos ausziehen. Er stand nackt neben dem Bett und ließ sich von ihr anschauen; sie hatte gedacht, daß nur Frauen das täten, und schlug die Decken für ihn zurück, damit er sie anschaute. Er musterte sie für ihr Gefühl etwas zu flüchtig, aber er berührte sie einfach fantastisch und schlüpfte sehr anmutig zu ihr unter die Decke. Na ja, dachte sie, Nacktheit ist bei ihm fast eine Familientradition; vielleicht schaut er später länger hin. Ehe er sie küßte und nicht mehr damit aufhörte, hatte sie kaum Zeit zu sagen: »Ich glaube, ich werde dich mögen.« Sie hatte natürlich recht.

Fünf Tage später reisten sie nach Griechenland ab; sie wären schon früher gefahren, aber Edith brauchte

so lange, um Dias von Kurt Winters besten Arbeiten machen zu lassen und ihrer Mutter zu schicken. »Mutter«, schrieb sie, »ich hoffe, das Modern wird ein oder zwei davon kaufen. Du und ich haben bereits Nummer eins bis vier und ein fünftes, das nicht beiliegt, gekauft. Ich fahre nach Griechenland; ich muß mich wieder ans Schreiben machen.«

An dem Vormittag, an dem sie abreisen sollten, verabschiedeten Frau Reiner und die jugoslawischen Ringer sie feierlich. Edith und Severin waren im Bett, wo man sie in diesen fünf Tagen regelmäßig hätte antreffen können, als Edith Frau Reiner und die Četnici im Wohnzimmer tuscheln und herumpoltern hörte, gerade als sie und Severin aufwachten. »Frau Reiner hat immer noch einen Wohnungsschlüssel«, sagte Severin Edith, die finster blickte. »Mutter hat ihn ihr gegeben«, flüsterte Severin. »Und Vaso und Zivan haben sich über die Jahre wahrscheinlich sowieso je ungefähr vier Schlüssel angeeignet.« Was die da draußen vorhätten, fragte Edith. Severin lauschte. Die Geräusche, die sie machten, waren ihm offenbar vertraut; er verdrehte die Augen. »Es ist so eine Art Familienscherz«, sagte er ihr.

»Was ist?« flüsterte sie.

»Du wirst schon sehen«, sagte er; er sah besorgt aus. »Es ist wirklich fast schon Tradition. Du mußt es als Zeichen großer Achtung auffassen.« Vor der Schlafzimmertür hörte sie Gerumse und Gekicher. »Es reicht weit zurück«, sagte er nervös; er legte den Arm um sie und lächelte zur Schlafzimmertür hin. Die

öffnete sich, und ins Zimmer wehte Frau Reiner, so rosig und fleischig und nackt wie ein Rubens. Vaso und Zivan trugen sie, unter gewissen Schwierigkeiten, auch sie waren nackt. Am Fuße des Bettes nahmen sie rasch zu einer Gruppenpose Aufstellung, die Edith als die von dem alten Foto erkannte. Nur Severins Mutter fehlte; ein Platz für sie trennte Vaso von Zivan. Sie hatten alle Messer und Gabel in den Händen, und Vaso oder Zivan hatte eine Serviette auf dem Kopf. Aber Frau Reiner hatte das Weinglas weggelassen; ihre Brüste hätten es in dem Spalt dazwischen nicht mehr fest einklemmen können. Es muß traurig für Severin gewesen sein, so viel sackendes Fleisch zu sehen. »*Gute Reise!*« krächzte Frau Reiner, und die alten Ringer brachen in Tränen aus.

»Sie wünschen uns eine gute Reise«, sagte Severin Edith. Später erfuhr sie, daß das Foto ebenfalls bei einer Abschiedsparty für Severin gemacht worden war, als er nach Iowa und in eine möglicherweise leuchtende Ringerzukunft abreiste.

Dann umstanden sie alle das Bett, weinten und tätschelten und küßten jeden. Edith bemerkte, daß die Decken heruntergestreift waren und sie ebenso nackt war wie die anderen. Die alten Ringer schienen sie kaum zu bemerken – eine berufsbedingte Stumpfheit vielleicht –, aber sie erkannte, daß Frau Reiners eingehende Musterung ihres jungen Körpers sowohl die Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung als auch die Qual ihres Neides widerspiegelte. Plötzlich umarmte Frau Reiner sie mit erschreckender Leidenschaft; um ihre Wirk-

lichkeit im Griff zu behalten, hielt Edith sich an Severins Schenkel fest, während er von den herumbrüllenden alten Olympioniken gepufft und geknufft wurde.

An Frau Reiners Busen, einen Tummelplatz der Geschichte, gequetscht, erinnerte sich Edith an den Brief ihrer Mutter, in dem stand: »Er hat keine lebenden Familienangehörigen.« Frau Reiner drückte sie in die Kissen; ihre Tränen – ihr Schweiß? – näßten Ediths Gesicht. Edith klammerte sich fester an Severins Schenkel, der bei dem Gewühl ums Bett auch Vasos oder Zivans hätte sein können, und hoffte, Frau Reiner würde sie nicht ersticken. Und er sollte keine Familienangehörigen haben? Ihre Mutter war im Irrtum. Edith wußte, daß Severins Familiensinn verbissener war als bei den meisten. Das hätte uns allen eine Warnung sein sollen.

Ich gebe zu, daß mein eigener Familiensinn unter unserem Vierer litt. An die Kinder erinnere ich mich am allerwenigsten, und das beunruhigt mich. Natürlich hatten wir alle auch andere Freunde und unser Leben mit unseren Kindern. Aber ich weiß nicht mehr, wo die Kinder waren. Einmal, als ich bei Edith war, klopfte Dorabella zaghaft an die Schlafzimmertür. Ich fuhr zusammen; ich dachte, es sei Severin, der früh nach Hause kam, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, daß er so sanft klopfte. Es gab ein hastiges Gewühle von Knien und anderen Gliedmaßen, und ich weiß, daß Edith sich Sorgen machte, daß Severin sie gehört hatte.

»Mami?« sagte Dorabella. Ich kroch unter die Decken, und Edith ließ sie ins Zimmer.

Sie hatte geträumt; das Kind schilderte den Traum mit tonloser, gleichförmiger Stimme, und seine Hand zupfte und tappte nervös an dem Klumpen neben ihrer Mutter, der ich war. »Pscht«, sagte Edith leise, »weck Daddy nicht auf.«

Das Kind stieß mich an. »Warum schläft Daddy so?« Sie machte Anstalten, die Decke zu lüften, aber Edith hielt sie zurück.

»Weil er friert«, sagte Edith.

In dem Traum des Kindes kamen heulende Hunde und ein Schwein vor, das unter einem Auto quiekte, dessen Räder »eingeklappt sind«, sagte sie, »wie die Räder bei einem Flugzeug«. Das Schwein war zerquetscht, aber nicht tot; die Hunde heulten, weil das Gequieke des Schweins ihnen in den Ohren weh tat. Dorabella rannte immer wieder um das Auto herum, aber sie konnte dem Schwein nicht helfen. »Und dann war *ich* auf einmal unter dem Auto«, sagte das Kind, und seine Stimme zitterte ob dieser Ungerechtigkeit. »Und dann war's *mein* Geschrei, was ich gehört hab und warum die Hunde geheult haben.« Sie knetete mein Hinterteil wie Teig, ihre kleinen Fäuste rollten die Knöchel auf mir ab.

»Arme Fiordiligi«, sagte Edith.

»Ich bin Dorabella, Mami!« schrie das Kind.

Edith machte das Licht an. »Ach so, Dorabella«, sagte sie. »Was für ein schrecklicher Traum.«

»Das ist doch nicht Daddys Hemd, oder?« fragte

Dorabella, und ich wußte, wessen Kleider sie anstarrte.

»Na ja, Daddy hat was dafür eingetauscht«, sagte Edith. Sie war sehr fix; es gab kein Zögern.

»Was hat er dafür eingetauscht?« fragte Dorabella, und ich erinnere mich noch an das Schweigen.

Fiordiligi und Dorabella waren allerdings die Kinder der Winters. An meine eigenen Kinder erinnere ich mich kaum, dabei habe ich sie einmal sehr gut gekannt.

»Was hat er dafür eingetauscht?« fragte Dorabella noch einmal. Von den Kindern weiß ich nichts mehr, aber an dieses Schweigen erinnere ich mich noch.

Wer ist oben? Wo ist unten?

Einmal, als wir alle zusammen waren, schaute ich meine Jungen an und verkündete: »Seht euch diesen Jack an« (meinen Älteren, schlank und rank, mit einem noch hübscheren Gesicht als Edith). »Seht euch seinen Rücken an; seht ihr seinen eleganten Schwung? Das ist nicht das, was man ein ›Hohlkreuz‹ nennt, oder? Er sieht aus wie ein Renaissancedruck von einem Bogenschützen, den ich mal gesehen habe; er war geschwungen wie sein Bogen. Jack ist der zartere. Er mag Musik. Ich hoffe, er wird Maler.«

Und Severin antwortete: »Wenn er je etwas Kraft in den Armen entwickelt, wird er vielleicht mal ein 64-Kilo-Mann.« Severin mochte Bart, meinen Jüngeren. Der war gebaut wie ein Backstein, und alles, was er von Utsch geerbt hatte, waren ihre breiten Wangen und ihre Kleinheit. Ja, wenn wir die Winters damals schon gekannt hätten, hätte ich vielleicht Severin verdächtigt, Bart gezeugt zu haben, denn der Körper des Jungen ähnelte eher Severins als meinem. Und was den Ursprung von Barts Genen anging, die ihm die Schmerzschwelle einer Schildkröte verliehen, konnte ich nur raten. »Von Utsch, natürlich«, sagte Severin. »Sie hat eine Schmerzschwelle wie ein Plattwurm.« Woher wußte er das? Was meinte er damit?

Jack war der ältere, aber der letzte im Wasser; er war größer, aber im Nahkampf grub Bart immer die Zähne in ihn und biß sich fest. Wenn Bart auf eine Tür zurannte, rannte er darauf zu, als ob die Tür für ihn aufgehen würde. Ich zuckte zusammen, wenn ich sah, wie das Kind drauflosging; ein potentieller Zusammenprall schien ihm vorauszuweichen wie ein Schiffsbug. Der ordentliche, anmutige Jack war neugierig, achtsam und schüchtern. Er wachte langsam auf. Er sagte zu mir: »Bist du auch manchmal traurig, und dir ist zum Heulen, auch wenn dir gar nichts Schlimmes passiert ist?« Ja, natürlich! Er war mein Sohn; ich kannte ihn gut. Er konnte wegen des Spiegels eine Stunde damit zubringen, sich die Zähne zu putzen – sich anzusehen, als würde ihm das helfen, sich eine Seinsweise zurechtzulegen.

Aber Bart war der geborene Klotz, mit den Knöcheln und Handgelenken und der gefühllosen Heiterkeit der gutmütigen Bauern in den Obstgärten von Eichbüchl. Er wachte tief atmend auf und blökte nach seinem Frühstück.

Wenn wir die Kinder in die Stadt mitnahmen, schaute Jack nach oben, suchte Dächer ab, machte Jagd auf Wasserspeier, aus Fenstern winkende Mädchen, Luftgeister. Bart schlurfte dahin und sah im Rinnstein nach, was dort weggeworfen worden war.

Severins Mädchen machten sich fein für Jack, schrieben ihm schlüpfrige Briefchen und sagten: »Setz dich hin, Jack, wir spielen ›Was können wir dir besorgen?‹.« Sie rangen mit Bart, spielten mit ihm, wie sie

es mit einem Schoßtier tun würden. Dorabella erzählte Edith, sie würde Jack heiraten; Fiordiligi lachte und sagte: »Dann werd ich seine Geliebte!«

»Seine Geliebte?« sagte Edith. »Du weißt ja gar nicht, was eine Geliebte ist.«

»Doch, weiß ich«, sagte Fiordiligi. »Da kriegt man die Geschenke.«

Severin sagte: »Dieser Bart, das ist mein Fall. Der wird mal ein großer Koch; der wird alles essen.«

»Er ist gebaut wie ein Buchrücken«, sagte ich, »aber nicht wie ein Schriftsteller.«

»Der wird mindestens ein 80-Kilo-Mann«, sagte Severin. »Schau dir bloß mal den Brustkasten von dem Jungen an!«

»Er ist ja so gutmütig«, sagte Utsch. Bart war ein Junge, den nur eine Mutter oder ein Ringer lieben konnten.

»Dieser Jack«, sagte Edith. »Der wird mal mehr Frauen ins Verderben stürzen als die Pest.« Ich hoffte, er würde ein guter Sohn sein und mir ein paar davon zeigen. Seine Wimpern waren länger als die von Utsch und Edith zusammen.

»Warum hast du deinen Kindern solche amerikanischen Namen gegeben?« fragte Edith Utsch.

»Sie sind einfacher«, sagte Utsch, »und die Jungen mögen sie. Welches Kind in Amerika will einen Namen wie Helmut oder Florian?«

»Ich liebe italienische Namen«, sagte Edith. »Nachdem ich mein erstes Fiordiligi genannt habe, mußte ich das zweite einfach Dorabella nennen.«

»Es hätte Dante geheißen, wenn es ein Junge gewesen wäre«, sagte Severin. »Aber ich bin froh, daß es Mädchen sind. Jungen sind solche Scheißegoisten.« Er versuchte ständig, die Mädchen zum Lesen zu bewegen. »Ihr müßt gescheit sein«, sagte er ihnen, »und ihr müßt lieb sein. Aber wenn ihr lieb seid und nicht gescheit, dann machen euch die andern unglücklich.«

»Ich liebe alles Italienische«, sagte Edith.

»Du bist nie dort gewesen«, erinnerte Severin sie. Und zu uns: »Edith wird am meisten von Dingen angezogen, die ihr nicht vertraut sind.«

»Stimmt nicht!« sagte Edith. »Und wenn ich mit etwas vertraut bin, werfe ich es dann etwa weg?«

»Wart's ab«, sagte Severin. Natürlich sah er dabei mich an, aber ich hielt den Blick auf Jack und Bart gerichtet. Mich beeindruckte, daß zwei Menschen, die ich so sehr liebte, so verschieden sein konnten.

»Wen wundert's?« sagte Edith.

»Nein«, wandte Utsch ein. »Es gibt immer einen, den du mehr liebst.«

»Siehe da«, sagte Severin Winter, »wir stolpern mal wieder auf geistige Tiefen zu.«

Nun ja, er konnte witzig sein. Aber auf wessen Kosten?

»Er *ist* gar nicht grausam«, sagte Edith einmal; sie war wütend. »Du solltest einfach aufhören zu versuchen, ihn zu verstehen. Ich versuch es nicht mehr, und jetzt genieß ich es viel mehr mit ihm. Ich hasse es, daß Männer das Gefühl haben, sie müßten alles verste-

hen.« Es deprimiere sie, sagte sie, daß Severin und ich nie Freunde sein würden.

Auch ihre Schriftstellerei ging neue Wege. Abwege, wie ich fand, aber sie verteidigte sich mit erstaunlicher Ruhe. Anfangs war sie auf meine Kritik eingegangen; jetzt schien sie selbständig loszugehen, und ich hatte das Gefühl, das sei seiner Gehirnwäsche zuzuschreiben – seinem Fliegengewichts-Theoretisieren, seinen abfälligen Bemerkungen über sogenannte historische Romane.

Ich hörte Severin oft seinen Ringern sagen: »Wenn ihr nicht aus der Unterlage kommt, könnt ihr nicht gewinnen.« Aber das ist eine andere Geschichte.

Ich erinnere mich an einmal, als wir vier bei den Winters übernachteten – auch alle Kinder. Wir zerrten Matratzen ins Fernsehzimmer und deponierten die Kinder dort, wo sie die ganze Nacht über von diversen Spätfilm-Schrecken hypnotisiert sein würden; sie aßen die ganze Nacht Kartoffelchips. Am anderen Morgen konnten wir Severin nicht finden. Ich war allein in einem der Kinderzimmer; ich war aus irgend jemandes Bett gekrochen, um allein zu schlafen.

Wir suchten und suchten. Schließlich entdeckte Edith Severin im Fernsehzimmer, alle vier Kinder schlafend um ihn gedrängt, an ihn gezwängt, auf ihn geflätzt. Er war in den frühen Dämmerstunden dort aufgetaucht, als irgendein Spätfilm-Ghul meinen jüngeren Sohn von einer anderen Wirklichkeit überzeugt und sein Geheul die anderen Kinder überzeugt hatte. Severin war von einer der warmen Frauen weggestol-

pert, hatte sich das nächstbeste Kleidungsstück geschnappt, sich zwischen sie plumpsen lassen und versprochen, bis zum Tagesanbruch nicht wegzugehen. Das Kleidungsstück war Ediths malvenfarbiger Morgenrock, so ein durchsichtiges, geblümtes, knöchellanges Ding. Edith rief uns alle, uns das anzusehen. Die Kinder wachten langsam auf; sie kuschelten und schmiegt sich an ihn, als sei er ein großes Kissen oder ein gutmütiger Hund – und Severin Winter lag in Ediths Morgenrock zwischen ihnen und sah aus wie ein transvestitischer Gewichtheber, der wie eine gutartige Bombe durch das Dach einer Grundschule gefallen ist.

Wir fuhren unsere Söhne heim, Utsch in Ediths langem Wickelrock, weil sie ihren eigenen nicht hatte finden können.

»Ich bin sicher, er taucht wieder auf«, sagte ich.

»Ich weiß noch, wo ich ihn ausgezogen habe«, sagte Utsch, »aber da ist er nicht.«

Ich fuhr mit einer Hand auf Utschs Bein beziehungsweise Ediths Rock. Vergleiche gefielen mir in jeder Beziehung! Aber das war ein andermal.

Wir kehrten in einer unsere Gesichter badenden Scheinwerferflut anderer Wochenendurlauber von Cape Cod zurück. Edith und ich saßen auf dem Rücksitz; unter meinem Hemd lagen ihre Finger kühl auf meinem Bauch. Es herrschte ein behagliches Geräusch, Reifensummen und Motorbrummen, so daß ich in normaler Lautstärke mit ihr reden konnte, ohne daß Utsch und Severin es hörten. Nicht daß ich irgend

etwas hätte sagen wollen, das nicht für ihre Ohren bestimmt gewesen wäre; der springende Punkt ist, daß es intim war, nachts so zu fahren. Durch das Unpersönliche der flackernden Scheinwerfer, die uns anleuchteten und hinter sich im Dunkeln ließen, kam ich mir isoliert, übersehen, besonders vor. Auf dem Vordersitz saßen Utsch und Severin keusch für sich – eher aufgrund der Konstruktion seines Autos als aus eigenem Entschluß, da war ich sicher; es hatte Einzelsitze. Außerdem bestand Severin darauf, daß alle sich anschnallten. Hinten hatten Edith und ich unsere Gurte abgestreift, damit wir dichter beieinander sitzen konnten; er muß es gewußt haben. Ich konnte den Singsang seiner Stimme hören, die sich bisweilen über den Motor, die Reifen und meine eigene Stimme hob, aber als ich mich anstregte, um ihn zu verstehen, stellte ich fest, daß er deutsch sprach. Eine Geschichte? Eine weitere Erzählung aus dem alten Wien? Worüber redeten sie?

»Über nichts«, sagte mir Utsch einmal. Ich fand, sie klang verbittert. »Was immer Severin und ich gemeinsam haben, ist deine Vorstellung. Wenn du einen anderen Amerikaner kennenlernen würdest und du lebstest sagen wir mal in Wien und der andere Amerikaner käme aus Cambridge, Massachusetts, würdest du dann annehmen, du hättest viel mehr mit ihm gemeinsam als die englische Sprache und ein paar regionale Eigenheiten?« Puh. Da stellt man eine einfache Frage und kriegt gleich einen ganzen Sermon zu hören.

Aber ich sah unser Schlafzimmer, nachdem er es

verlassen hatte; ich sah meine Frau, nachdem er sie verlassen hatte. Ich sah ihre Verbindung in den einander entsprechenden Apfelbutzen, leeren Flaschen, angeknabberten Käse- und Brotbrocken, den abgegesessenen Traubenstielen, den Laken, verknäuelte wie eine große, geballte Faust, die ich mir vorstelle, wie sie die Matratze schief schlägt! Ich habe Kissen in entfernten Zimmerecken gefunden, und einmal fand ich den wackligen Stuhl, auf den ich gewöhnlich meine Hosen werfe, verkehrtherum in den Wäschekorb gestopft. An jedem Stuhlbein baumelte ein Schuh (meine Schuhe), so daß er einem vierbeinigen Geschöpf mit Menschenfüßen ähnelte, das vielleicht gewaltsam ermordet und umgedreht worden war, um auf unserer schmutzigen Wäsche auszubluten.

»Es sieht so aus, als ob ihr zwei eine tolle Beziehung habt«, sagte ich zu Utsch.

Sie lachte. »Ich denke«, sagte sie und gab mir einen sanften Nasenstüber, »daß du denken solltest, was du denken willst« – unterbrochen von einem leichten Puff auf den Arm – »denn das tust du eh.« Sie hatte nie diesen verdammten Sportler-Zudringlichkeiten, diesen Kinnstupsern und Rippenstößen und Ohrenknüffen, gefrönt, ehe sie ihn kennenlernte.

Hinter Boston lichtete sich der Verkehr, und wir fuhren größtenteils im Dunkeln. Ich hörte zu reden auf. Severins Deutsch war Musik. Ich merkte, daß wir beide zuhörten, obwohl Edith die Sprache auch nicht besser verstand als ich. Utsch antwortete nicht; er redete einfach immer weiter. Ich konnte mich nicht er-

innern, wann er das Radio abgestellt hatte (um mitzubekommen, was ich zu Edith sagte? Damit wir ihm zuhörten?), aber Edith bat ihn, es wieder anzustellen. Sie mußte sich vorbeugen, damit er sie hörte, und gab ihm einen Kuß in den Nacken.

»Schnall dich an«, sagte er ihr.

»Können wir da hinten ein bißchen Musik haben?« fragte Edith, seine Worte überhörend.

»Nein«, sagte er. »Nicht, ehe du dich nicht anschnallst.«

Utsch rührte sich nicht auf ihrem Sitz.

Nach einer Weile drehte Severin das Radio an; Edith hatte gewartet, als ob sie wüßte, daß er es tun würde, aber sie lehnte sich erst wieder an mich, als die Musik spielte. Sie schnallte sich nicht an. Severin hörte endlich zu reden auf. Ich berührte ganz sanft Ediths Brüste, zwickte ihre Brustwarzen; ich versuchte, sie zum Lachen zu bringen, aber sie saß steif an mich gelehnt, als wartete sie immer noch auf das Radio. Die Musik war fürchterlich, und der Sender kam nicht gut herein. Schließlich stellte ihn Utsch richtig ein. Sie mußte ihren Gurt losmachen, um an den Knöpfen herumzuspielen, und als sie ihn wieder anlegen wollte, sagte Severin etwas auf deutsch zu ihr. Sie antwortete, und er stritt mit ihr; sie ließ ihren Gurt auf, und er machte seinen auch auf. Edith drückte meine Hand; sie war starr. Severin sagte wieder etwas zu Utsch. »Nein«, sagte sie.

Wir fuhren schneller. Ich schaute zwischen ihren Schultern hindurch auf die länger werdende Zunge auf

dem Tachometer. Als er die Armaturenbeleuchtung abblendete, spürte ich Edith sich an mir straffen und hörte Utsch ruhig etwas auf deutsch sagen. Ich mußte plötzlich an Severins psychologische Trainingsmethode denken, an seinen Tunnelgang in der selbstauferlegten Dunkelheit. Ich spürte, daß wir uns mit großer Geschwindigkeit bewegten und jeden Moment ins grelle Licht der Öffentlichkeit und ins Gebrüll einer Menge hineinplatzen würden. Utsch wiederholte, was immer sie auf deutsch gesagt hatte. Ich spürte, daß Edith drauf und dran war, nach vorn zu langen – und was zu tun? Ihm auf die Schulter klopfen, ihm einen Kuß in den Nacken geben, Utsch anschnallen?

Als Severin Winter wieder sprach, sagte Utsch diesmal nicht »Nein«. Sie legte sich quer über die Vordersitze und bettete den Kopf in seinen Schoß. Ich sah ihren weichen, grünen Pullover an dem Zwischenraum zwischen den Sitzen vorbeifließen wie Wasser. Das Armaturenbrett war nicht auszumachen. Die Geschwindigkeit kam einem genauso vor. Edith rückte von mir ab, fand ihren Sicherheitsgurt und zurrte ihn um ihre Hüften fest; das metallische Einrasten wirkte übertrieben. Hatte Utsch ihn im Mund? Ausgeschlossen! Nicht, wo Edith und ich direkt dabeisaßen. Aber wollte Severin, daß wir das dachten?

Ich konnte das nicht weitergehen lassen. Aber ich weiß, was Unaufrichtigkeit wert ist. Ich sagte: »Was meinst du, wie geht's den Kindern?« Edith lächelte; ich wußte, ich hatte ihn. »Stört es dich, sie über Nacht allein zu lassen, so weit weg von ihnen zu sein? Es

wird einfacher, je älter sie werden, aber machst du dir nicht trotzdem Sorgen?« Die Fragen waren für Severin; Edith gab mir natürlich keine Antwort. Utschlitt auf ihren Sitz zurück und setzte sich auf. (Später sagte sie: »Ich hätte gleich nach dem Aufsetzen das Fenster runterdrehen und ausspucken sollen. Das hätte dich geschafft. Das war's doch, was dir im Kopf rumspukte, oder? Wenn du das gedacht hast, hätte ich's dich *wirklich* denken lassen sollen.«

Ich brüllte: »Warum hat er dich dann gebeten, es zu tun?«

»Er hat mich bloß gebeten, den Kopf in seinen Schoß zu legen.«

»Was wollte er denn, daß wir denken?«

»Denk, was du denken willst«, sagte sie.

Lieber Himmel! Es geschieht ihm recht – die Art, wie er Edith so oft die Kinder vorwarf, als seien sie Heiligtümer, die sie nicht angemessen verehrte. Seine Vorstellung von Liebe war immer mit seiner Vorstellung von Schuld verstrickt.

Im Auto sagte er steinern: »Ich meine, daß es den Kindern gutgeht. Aber natürlich mache ich mir Sorgen um sie, ich mache mir immer Sorgen um sie.« Das Armaturenbrett leuchtete wieder; die rote Zunge des Tachometers schrumpfte.

»Ich hab bloß gefragt, weil ich weiß, daß du zuerst nicht in dieses Wochenende fahren wolltest – du wolltest die Kinder nicht allein lassen«, sagte ich. »Und ich hab mich gefragt, vorausgesetzt, sie sind okay – und ich bin sicher, das sind sie –, ob es dir

jetzt leichterfiele, so was öfter zu machen. Ich meine, ich find's gut, mal wegzukommen. Es war doch ein tolles Wochenende, meinst du nicht?» Edith und Utsch sagten kein Wort, und Severin muß sich bereits über die neuen Gesetze im klaren gewesen sein – beziehungsweise seine neue Auslegung derselben alten Gesetze, die er Edith gegenüber aufstellen würde, sobald sie allein waren. Er muß es bereits geprobt haben. Daß er nicht wolle, daß sie Zeit mit mir verbringe, sofern er nicht gleichzeitig mit Utsch genausoviel Zeit verbringe. Und daß wir uns stets im voraus absprechen würden – damit er darauf »vorbereitet« sei (er mochte keine Überraschungen). Und daß das Getrenntsein von den Kindern über einen so langen Zeitraum keine Erfahrung sei, die zu wiederholen er Lust habe. Ohne die Kinder fehle uns eine gewisse Perspektive, wie er es auszudrücken beliebte. Aber worum hatte er Angst? Ja, ich weiß: um die Kinder. Aber worum *noch*?

Er fuhr Edith in einem 1954er Zorn-Witwer von Wien nach Griechenland, wobei sie die jugoslawische Grenze bei Jezersko überquerten, weil, so sagte er ihr, der Ort ihm vom Namen her gefalle und er ihn sehen wolle. Kein anderer Grund; ich habe auf einer Karte nachgeschaut, und Jezersko ist bestimmt nicht der beste Grenzübergang, wenn man nach Griechenland unterwegs ist. Das entscheidende ist, er hat nicht *immer* alles planen müssen. Als sie nach Griechenland fuhren, fuhren sie einfach.

Ich habe versucht, sie mir als junge Liebende vorzustellen, und natürlich hat mir Edith viel von ihrer Romanze erzählt, aber Winters Auto entzieht sich mir. Ein 1954er Zorn-Witwer? Edith sagte, die Gangschaltung sei auf dem Armaturenbrett raus- und rein-gerutscht wie die Saugpumpe eines Klempners. Von so was hab ich noch nie gehört. Es gab Stellen, wo der Boden durchgerostet war und man die Straße unter sich wegflitzen sah. Es war eine Art primitives Kabrio; es hatte ein aufklappbares Leinwandverdeck, das leckte. Das letzte Jahr, in dem das Auto noch hergestellt wurde, war 1954. Severin hatte mir erzählt, Zorn sei eine Rüstungsfirma, die sich nach dem Krieg auf landwirtschaftliche und Straßenbaumaschinen verlegt habe. Witwer, behauptet er, sei eine pleite gegangene Motorradfirma. Nebenher stellten sie zweifellos noch Einräder her. Kann man überhaupt noch jemandem glauben? Wer, zum Teufel, hat je von einem Zorn-Witwer gehört? Edith hatte keine Ahnung von Autos. Severin Winter ist zuweit gegangen; sie fuhren in irgendeinem mythischen Auto nach Griechenland.

Das Wetter wurde wärmer. Winter hatte eine Nase für Wasser; er wußte, wo er von der Hauptstraße abbiegen und einen See finden konnte. Er fand Dörfer, kaum daß sie Hunger bekamen. Wenn sie auf Volkskunst zu sprechen kamen, fand er für sie ein Zimmer mit geschnitztem Kleiderschrank und großem Federbett – eins, dessen Bettdecken und Kissenbezüge mit Bauernhoftieren bestickt waren. In einer winzigen Pension in Thrakien zeigte er Edith eine Rarität von

Volksklosett: der Griff der Spülung war ein vollendet geschnitzter Penis.

Sie entdeckten den Sex in der Wiege der Demokratie. Sie merkten sich die Abfolge der diversen Betten. Für eine Weile favorisierte Edith das Bett in Ljubljana, aber Severin mochte das in Piräus – es war so warm dort, und sie waren in Sicht- und Hörweite des Hafens; die ganze Nacht hörten sie die Boote auf dem Wasser flappen »wie zusammenflappende Schenkel«, erzählte Severin Utsch. Morgens öffnete unter ihrem Fenster ein Fischmarkt. Edith lag im Bett und hörte die Fischmesser hacken und schlitzen, die feilschenden Zungen. Das schlürfende Geräusch des Ausnehmens schien verstärkt; das zeternde Gezanke schwoll an und ebte ab. Sie wußte, daß die Fischhändler einen Fisch gern genau in dem Moment köpften, in dem sie auf einem Preis bestanden. Tock!, zur Betonung. Wer konnte danach noch Einwände haben?

Sie liebten sich morgens, zuweilen zweimal, bevor sie aufstanden. Sie gingen bald nach dem Abendessen zu Bett, und wenn die Liebe sie zu hellwach gemacht hatte, was häufig der Fall war, standen sie noch einmal auf, gingen aus und aßen noch einmal zu Abend. Dann liebten sie sich noch einmal. Auf dem Land pflegten sie oft mitten am Tage »an ein Wasser zu kommen«. Offenbar war das ein Euphemismus, den sie mochten.

Ediths erste Kurzgeschichte war eine kaum verbräunte Version ihres Aufbruchs von Piräus zu einer

Fahrt aufs Land. (Das war, ehe sie von Insel zu Insel hüpfen.)

Die Geschichte beginnt mit dem Fischmarkt in Piräus.

Ich wußte, als ich sie zum erstenmal die Fische zerschneiden hörte, daß sie ausverkauft und verschwunden sein würden, bis ich die Pflastersteine zu Gesicht bekam. Am Morgen machte ich Liebe und stand spät auf. Die Fischhändler hatten zusammengepackt, aber der Hotelangestellte mit dem Schlauch hatte die Pflastersteine noch nicht abgespritzt, die von Fischblut und Schleim feucht, von Schuppen phosphoreszierend und von Innereien blau gesprenkelt waren. Es ging nicht an, sagte uns unser Oberkellner, die Schweinerei bis zum Abend liegen zu lassen, wenn etwaige Gäste sich über das geronnene Blut beunruhigen und glauben könnten, dieser Matsch seien die Überreste eines unglücklichen Selbstmörders aus dem vierten Stock oder des Ritualmordes an einem getäuschten Liebhaber, den man erwischt und am Schauplatz seiner Indiskretion in Stücke gerissen hatte.

Ich selbst war diskret und ließ mich von ihm aufs Land fahren, obwohl unser steinernes Zimmer tagsüber kühl war, denn die Zimmermädchen pflegten an unserer Tür zu lauschen. In der Nacht und am Morgen konnten wir das Zimmer gut benutzen, aber mittags waren wir schon unterwegs. Es war offenbar ein untermotorisiertes Auto. Wir hingen oft hinter einem langsamen Fahrzeug fest – sogar hinter Pferdefuhr-

werken –, weil es nicht den nötigen Saft hatte. Die Straßen waren kurvig, seine Arme und sein Nacken waren ganz braun. Wir fuhren zum Fährhafen in Patras. Wo es eine Fähre gab, das wußten wir, gab es auch Wasser, und wir suchten Wasser. Obwohl ich irgendwo gelesen habe, daß ein Mädchen vom Lieben unter Wasser mit schweren Krämpfen auf schnellstem Wege ins Krankenhaus geschafft werden mußte – eine Luftblase in einem ihrer Eileiter. Ist das überhaupt möglich? Ich glaubte es nicht.

Es schien, daß wir in die Sonne fuhren, wo immer wir in Griechenland hinfuhren. Er hatte sein Hemd ausgezogen, ich hatte meine Bluse aufgeknöpft, sie unter den Brüsten zusammengefaßt und verknötet. Meine Brüste waren klein, aber hoch; mein Bauch war ganz braun. Es war eine altmodische, nicht abgeschrägte Glaswindschutzscheibe, die alles ein wenig vergrößerte. Hinten, auf dem Boden hinter meinem Sitz, wo es etwas Schatten gab, hielten wir in einem Eimer Wasser, das eiskalt gewesen war, als wir ihn gefüllt hatten, eine Wassermelone kühl; jetzt wurde es langsam lauwarm. Ich schnitt auf meinem Schoß Melonenstücke ab; die Melone war kühl und feucht und fühlte sich herrlich an auf meinem Bauch. Ich besprengte seine Schultern mit Wasser, als wollte ich ihn taufen. Wir waren im Wassermelonenland; in den Dörfern und auf den Ständen am Straßenrand wetteiferten Melonen und Auberginen miteinander. Er sagte, die Wassermelonen seien Sieger in der Größe, aber die Auberginen gewannen den Farbenpreis.

In einer abweisenden, trocken aussehenden Landschaft mit niedrigen, olivenbaumgespickten Hügeln redeten wir darüber, wie weit das Meer weg sei und ob wir es riechen würden, bevor wir es sahen, dann schlossen wir zu einem großen, schwankenden Lastwagen voller Wassermelonen auf. Wir mußten rasch abbremsen. Hinten auf dem Lastwagen saß auf einem Melonenhaufen ein halbwüchsiger Griechenjunge mit einem Grinsen im Gesicht, das darauf schließen ließ, daß sein geistiges Alter vier war. Von seinem günstigen Ausguck aus müssen meine Brüste und mein Bauch wunderbar für ihn ausgesehen haben, und als wir zum Überholen ausscherten, wollte er seine Aussicht nicht verlieren. Er sprang auf und wog eine riesige Melone über dem Kopf; wenn unser armseliges Auto zu überholen versuchte, gab das schwachsinnige Grinsen des Jungen zu verstehen, würden wir es bereuen.

Vierunddreißig Kilometer lang, bis zur Fähre in Patras, saß dieser Junge auf dem Haufen Wassermelonen und stellte sich mir zur Schau. Wir konnten nichts machen. Außer seinem verstörten Gesicht war er ein interessanter Anblick. Ich schnitt weiter Melonenstücke. Wir erwogen, anzuhalten und den Lastwagen Vorsprung gewinnen zu lassen, aber ich gab zu, daß ich sehen wollte, was der Junge tun würde.

Kurz bevor die Straße vierspurig wurde, um den Fährverkehr zu bewältigen, fiel der Junge auf dem Wassermelonenhaufen auf den Rücken und lag sich windend zwischen den grünen Kugeln, bis er in die

Luft ejakulierte. Sein Zeug traf unsere starre Windschutzscheibe wie Vogeldreck, ein dickes *Patsch!* gegen das Glas auf der Beifahrerseite. Mein Kopf zuckte zurück, als wurde ich geohrfeigt.

Dann verbreiterte sich die Straße, die Straße vor uns war frei, und wir scherten zum Überholen aus. Der Junge versuchte nicht einmal, uns zu bedrohen; er hockte dumpf auf seinem Melonenhaufen und machte sich nicht mal die Mühe, uns beim Überholen zuzusehen. Ich hatte erwartet, daß er zumindest ausspucken würde. Ich wandte den Kopf und sah den Fahrer des Lastwagens: ein alter Mann mit dem gleichen schockierenden Gesicht wie der Junge, der mich obszön angrinste, sich auf dem Fahrersitz krümmte und versuchte, seinen Schoß auf Fensterhöhe zu heben, um mir *seinen* zu zeigen! »Wie der Vater, so der Sohn«, sagte ich, aber die Arme *meines* Fahrers waren gespannt, seine Finger weiß um das Lenkrad, sein Gesicht in sich gekehrt, als habe er plötzlich eine so entsetzliche Gier auf der Welt gesehen, daß er sich schämte, sie zu reflektieren.

Er hatte keine Lust zum Schwimmen. Um eine Beschäftigung zu haben, nahmen wir die über den Golf von Korinth hin- und herfahrende Fähre, standen zusammen an Deck, lehnten uns über die Reling, hingen Geschichte und Kultur nach. Ich sagte ihm, es habe mich erregt, aber er sagte, er habe sich in diesem Augenblick so allein gefühlt, wie er sich immer fühlte, wenn *er* masturbierte. Ich habe nie verstanden, warum Männer solche Probleme damit haben.

Zum erstenmal in meinem Leben war ich über mich selbst schockiert. Ich wußte, lieben könnte ich *überall*. Wir glitten hin und her über den Golf von Korinth. Mein Verlangen war unerträglich. Ich berührte ihn, soviel er mich ließ, und flüsterte, sobald wir wieder im Hotel wären, würde ich ihn zum Kommen bringen, bevor er noch in mir wäre.

Natürlich kriegte er sich dann irgendwann wieder ein. Er fing sich.

Aber sicher! Das tat er immer. Er schmolte immer, wenn wir vier zusammen waren, versuchte Edith und mir Schuldgefühle beizubringen, versuchte Utsch dazu zu provozieren, der ganzen Sache ein Ende zu machen. Utsch bat ihn, ihr zu sagen, was er wolle. Also gut, sagte sie manchmal zu ihm, wir machen Schluß, wenn es das ist, was du willst, aber du mußt etwas *sagen*. Aber er war wie ein Stein, und sie wußte, was sie tun mußte, um ihn da herauszureißen. Natürlich; das *wollte* er ja gerade! Warum erkannte sie das nicht? Wie schaffte er es bloß, Selbstmitleid so anziehend zu machen.

»Wenn er eine seiner Launen hat«, sagte Utsch, »ist das einzige, was ich tun kann, ihn da rauszuvögeln.«

Ich beklagte mich bei Edith, aber sie sagte: »Was ist daran falsch? Du kannst dir keine Gedanken darum machen, was richtig ist, ehe du nicht weißt, was funktioniert.« Aber Sex ist nur ein vorübergehendes Heilmittel.

Wir waren noch eine Stunde von zu Hause weg,

beide Frauen schliefen, als Severin anhielt, weil er pinkeln mußte. Utsch wachte auf, als er ausstieg und sich zwischen die kurzen, dunklen, wie Soldaten an den Straßenrand geklotzten Bäume schlug.

Mittlerweile waren wir allein auf der Straße; es war, als ob niemand sonst aus dem Wochenende zurückkäme, als ob man in dieser Gegend kein Wochenende freinähme. Ich weiß nicht genau, wo wir waren.

Als Utsch aufwachte, bat ich sie, sich nach hinten zu Edith zu setzen; ich wollte mit Severin reden. Ich saß schweigend neben ihm, bis ich sicher war, daß sowohl Edith als auch Utsch schliefen.

Jede Kleinstadt hatte eine Kirche, jede Kirche einen erleuchteten Spitzturm. Schließlich sagte ich: »Ich finde, du bestimmst ständig, wo's langgeht. Immer muß sich alles nach dir richten. Wir sind aber zu viert.«

»Ach, *du* bist's?« sagte er. »Ich dachte schon, Utschs Stimme hätte sich verändert.«

Haha. »Wir treffen einander, als hätten wir uns für einen Kurs eingeschrieben – gleiche Zeit, gleicher Ort. So wie du dir's vorstellst. Wenn du's so haben willst, schön für dich, aber ein bißchen sollte sich's auch nach uns richten, meinst du nicht?«

»Ich habe einen Traum, der kehrt immer wieder«, sagte er. »Willst du ihn hören?«

Ach du heilige Scheiße, dachte ich, aber ich sagte: »Klar, Severin, nur zu.« Ich weiß, daß es in sexuellen Dingen schwierig ist, etwas direkt zu sagen.

»Er dreht sich um meine Kinder«, sagte er. Ich hatte ihn schon hundertmal von ihnen reden hören, fast

immer in Ringerbegriffen; er nannte sie seine Schwäche, seine Unausgeglichenheit, seine blinde Seite, sein Hintertürchen, den Mangel in seiner Fußarbeit, die Fehler, die er wieder und wieder machen würde, seine eine falsche Bewegung. Trotzdem konnte er sich nicht vorstellen, keine Kinder zu haben. Er sagte, sie seien sein Ersatz für ein abenteuerliches, entdeckungsreiches Leben. Mit Kindern würde sein Leben immer gefährlich sein; er war dankbar dafür, der perverse Mistkerl! Er sagte, seine Liebe zu Edith sei beinahe rational (eine Definitionsfrage, nehme ich an), aber es habe nichts Vernünftiges, wie er seine Kinder liebe. Er sagte, Menschen, die keine Kinder hätten, seien naiv, was die Kontrolle angehe, die sie über ihr Leben hätten. Sie dächten ständig, sie hätten die Kontrolle darüber oder könnten sie erlangen.

Ich beklagte mich darüber, wieviel ihm »Kontrolle« bedeutete; ich wandte ein, daß Leute ohne Kinder einfach andere Sachen fänden, worüber sie die Kontrolle verlieren könnten. »Tatsächlich«, sagte ich, »glaube ich, die Menschen finden, daß Kontrolle in den meisten Fällen eine Last ist. Wenn man die Kontrolle an jemand oder etwas abtreten kann, geht es einem besser.«

Ich habe gesehen, wie seine Ringer ihre Gegner mit kaltem, analytisch forschendem Blick, aus toten Augen, mustern. Einen solchen Blick warf mir Winter zu. Obwohl er gegen die Lächerlichkeit seines kontrollierten Verhaltens nicht blind gewesen sein konnte, stilisierte er es hoch.

»Gott bewahre uns vor Idealisten, vor allen wahren Gläubigen«, sagte Edith einmal.

»Gott bewahre uns vor Severin Winter!« dachte ich.

Sein Traum, wie er es nannte, war nicht gänzlich fiktiv. Wieder und wieder hing er hinter dem Lastwagen mit den Wassermelonen fest, unfähig zu überholen, sein Leben kontrolliert und manipuliert von dem eigenwilligen, masturbierenden Griechen auf dem Melonenhaufen – der ihn bedrohte, ihn für immer in Schach hielt, seinen ekelhaften Samen und immer mehr von seiner Art in die Luft, auf seine Windschutzscheibe, überallhin spritzte –, bis die unbekümmerte Verderbtheit des Ganzen Severin in seinem Traum zwang, zum Überholen auszuscheren. Aber die Wassermelonen, die der Junge über das überholende Auto hielt, wurden plötzlich zu Severins Kindern, und Severin Winter sah – zu spät, um folgsam wieder in die Spur hinter dem Lastwagen einzuscheren –, wie seine Kinder auf ihn herabgeschleudert wurden und an der Windschutzscheibe zerplatzten.

»Wie ist das als Traum?« fragte er.

»Wie ist das als Hintertürchen?« dachte ich. »Wie ist das als Mangel in der Fußarbeit? Wie ist das als falsche Bewegung?«

»Gott bewahre uns alle«, murmelte ich. Er hatte die Armaturenbeleuchtung wieder ausgemacht, aber ich wußte, daß er lachte. Eigentlich wollte ich sagen, erspar mir die Allegorie, halt dich einfach an die Fakten. Wer kontrolliert *das hier*? Wir alle oder bloß du?

Das Auto hielt; wir waren zu Hause.

»Ich würde dir ja die Wahl lassen, wen du gern vom Rücksitz nehmen möchtest«, sagte Severin, »aber da ist die Peinlichkeit mit der Babysitterin, und ich will so schnell wie möglich die Kinder sehen.«

»Wir müssen uns wirklich mal zusammensetzen und reden«, sagte ich.

»Klar, jederzeit«, sagte er mir.

Ich kroch hinten hinein, um Utsch zu wecken, aber sie war wach. Ich sah sofort, daß sie unser ganzes Gespräch über wach gewesen war; sie sah erschrocken aus. Ich stupste Edith sanft, als ich rückwärts vom Sitz rutschte, und küßte sie über dem Ohr aufs Haar, aber sie schlief fest.

Als Utsch zu Severin hinging, schüttelte er ihr die Hand – seine Art zu untertreiben? Utsch wollte geküßt werden. Er sagte: »Schlaft euch ordentlich aus. Wir können den ganzen Kram später auseinanderklammüsern.«

Ich wußte, daß der Wirrwarr mit unseren Sachen – Ediths Kleider in meinem Koffer, Utsch, die ihre Handschuhe bei ihnen liegenließ – ihn wirklich auf die Palme brachte. Eines Morgens, erzählte mir Edith, habe er seine Schublade aufgemacht und eine meiner Unterhosen hervorgezogen. »Das sind nicht meine«, sagte er entrüstet.

»Ich heb halt auf, was ich rumliegen sehe«, sagte Edith fröhlich.

»Das sind *seine*!« röhnte er. »Kann er seine Scheißunterhosen nicht im Auge behalten? Muß er seine gottverdammte Wäsche hier rumliegen lassen?«

Er dehnte meine Unterhose, spannte den Gummizug so weit, daß wir beide hineingepaßt hätten, zerknüllte sie dann zu einem Knäuel und kickte sie in eine Ecke. »Die lassen ihre Sachen absichtlich liegen, damit sie einen Vorwand haben, um wiederzukommen. Sie macht das auch«, grollte er.

Edith wurde einfach nicht schlau aus ihm. Sie brachte die Unterhose an diesem Morgen – Utsch – zurück. Sie und Utsch fanden es sehr komisch. Nicht lange danach zog ich an, was ebendiese Unterhose gewesen sein muß. Etwas stimmte nicht; der Zwickel war mit einer Rasierklinge durchgeschlitzt, so daß ich darin aussah wie in einem grotesk kurzen Rock. Ich schlackerte sozusagen ungehindert.

»Utsch?« sagte ich. »Was ist mit meiner Unterhose passiert?« Sie sagte mir, es sei die, die Edith zurückgebracht habe. Später fragte ich Edith, ob sie sie zerschnitten habe – vielleicht aus Jux? Aber das hatte sie natürlich nicht. Es war kein Jux; das war *er*. Er gehörte nicht zu denen, die es mit subtilen Symbolen haben.

»Zum Teufel mit ihm!« schrie ich Utsch an. »Was will er? Wenn er Schluß machen will, warum sagt er's dann nicht? Wenn er so gottverdammte viel leidet, warum macht er dann weiter? Ist er gerne ein Märtyrer?«

»Bitte«, sagte Utsch sanft. »Wenn jemand Schluß macht, das wissen wir doch, dann er.«

»Er nimmt uns auf den Arm«, sagte ich. »Und er testet Edith und mich – das ist es. Er ist so eifersüchtig, daß er annimmt, wir *können* gar nicht Schluß machen,

also schaut er, wieviel wir uns gefallen lassen. Wenn Edith und ich das Ganze abblasen, sieht er vielleicht, daß niemand jemand anderen verletzt. Dann kommt er besser damit zurecht und will wieder.«

Aber Utsch schüttelte den Kopf. »Nein, bitte tu gar nichts«, sagte sie. »Laß ihn einfach zufrieden, laß ihm einfach seinen Willen.«

»Seinen Willen!« brüllte ich. »Dir gefällt es auch nicht, daß es nach seinem Willen geht – das weiß ich doch.«

»Das stimmt«, sagte sie. »Aber es ist besser, als daß es überhaupt nicht geht.«

»Ich weiß nicht recht«, sagte ich. »Edith und ich sollten wohl auf der Stelle Schluß machen, vielleicht überzeugt ihn das.«

»Bitte«, sagte Utsch. Sie war kurz davor zu weinen. »Dann macht er vielleicht wirklich Schluß«, sagte sie und brach in Tränen aus.

Ich hatte Angst um sie. Ich nahm sie in die Arme und strich ihr übers Haar, aber sie schluchzte weiter. »Utsch?« fragte ich. Ich erkannte meine eigene Stimme nicht wieder. »Utsch, glaubst du nicht, du könntest Schluß machen, wenn du müßtest? Glaubst du nicht?«

Sie drückte mich an sich; sie preßte ihr Gesicht an meinen Bauch und wand sich auf meinem Schoß. »Nein«, flüsterte sie. »Ich glaube nicht, daß ich's kann. Ich glaube, ich könnte es nicht ertragen, wenn es vorbei wäre.«

»Na ja, wenn wir *müßten*«, sagte ich, »könntest

du's bestimmt, Utsch.« Aber sie sagte nichts und weinte weiter; ich hielt sie fest, bis sie einschlief. Die ganze Zeit hatte ich gedacht, Edith und ich hätten die Beziehung, die Severin bedrohte, nicht jedoch Utsch. Die ganze Zeit hatte ich gemeint, Severin sei verstimmt, weil er meinte, daß alles ungleich sei, daß Edith und ich zuviel gemeinsam hatten – was implizierte, daß er und Utsch zuwenig hatten. Woran lag's also?

Wochen zuvor, auf einer großen, öffentlichen Party, konnte ich spüren, daß Severin über die Aufmerksamkeit, die Utsch ihm und die Edith und ich einander schenkten, verärgert war – obwohl wir immer weit diskreter waren als sie. Ein wenig betrunken, hing Utsch an Severin, forderte ihn zum Tanzen auf und brachte ihn in Verlegenheit. Viel später an diesem Abend, als er nach Hause kam und Edith und mich weckte, sagte er, als ich ging: »Paß auf deine Frau auf.« Ich ärgerte mich über seinen anmaßenden Ton und ging nach Hause, ohne ein Wort zu sagen. Ich dachte, er meinte, ich solle sie nicht so viel trinken lassen, oder sie habe ihm anvertraut, ich würde sie in irgendeiner Beziehung vernachlässigen. Aber als ich Utsch deswegen zur Rede stellte, schüttelte sie den Kopf und sagte: »Ich kann mir nicht denken, wovon er redet.«

Jetzt wußte ich nicht recht. Warnte er mich vor der Tiefe von Utschs Gefühlen für ihn? Seine Eitelkeit kannte keine Grenzen!

Es war spät nachts, als ich Utsch ins Bett trug und

sie in ihren Kleidern weiterschlafen ließ; ich wußte, ich würde sie aufwecken, wenn ich sie auszog. Ich rief Edith an. Ich tat das nicht oft, aber wir hatten ein Signal. Ich wählte, dann legte ich nach nur einem halben Klingeln auf, wartete und wählte wieder. Wenn sie wach war und das erste Klingeln hörte, wartete sie, um den Hörer beim nächstenmal sofort hochzureißen. Wenn das Klingeln auch nur einen ganzen Ton andauerte, wußte ich, daß sie schlief oder nicht reden konnte, und legte auf. Severin verschlief das immer.

Als sie nun abhob, sagte sie: »Was ist los?« Sie klang mürrisch.

»Ich habe gerade an dich gedacht.«

»Hör mal, ich bin müde«, sagte sie. Hatten sie sich gestritten?

»Ich mache mir Sorgen«, bekannte ich.

»Wir reden ein andermal«, sagte Edith.

»Ist er wach?«

»Nein. Was ist los?«

»Wenn er mit der ganzen Sache Schluß machen will«, sagte ich, »warum tut er's dann nicht?«

Es kam keine Antwort. »Edith?« sagte ich.

»Ja?« sagte sie, aber sie wollte meine Frage nicht beantworten.

»Will er Schluß machen?« fragte ich. »Und wenn ja – und er verhält sich weiß Gott so –, warum tut er's dann nicht?«

»Ich habe angeboten, Schluß zu machen«, sagte sie mir. Ich wußte, daß das stimmte, aber es verletzte mich immer ein bißchen, es zu hören.

»Aber er nimmt dein Angebot nicht an«, sagte ich.

»Nein.«

»Warum?«

»Er mag es wohl«, sagte sie, aber auch ohne ihr Gesicht vor mir zu haben, wußte ich, daß sie log.

»Er hat eine komische Art, Sachen zu mögen«, sagte ich.

»Er meint, ich habe einen Hebel gegen ihn«, sagte sie.

»Einen Hebel?«

»Er meint, er schuldet mir etwas.«

»Das hast du mir nicht erzählt«, sagte ich. Das mit dem Hebel und den Schulden gefiel mir überhaupt nicht. Es schien eine wichtige Unterschlagung zu sein, und ich hatte immer geglaubt, Edith erzähle mir alles, was für Liebende wichtig war zu wissen.

»Nein, das habe ich dir nie erzählt«, gab sie zu. Ihrem Ton nach zu urteilen, würde sie es auch jetzt nicht tun.

»Meinst du nicht, ich sollte darüber Bescheid wissen?« fragte ich.

»Es gibt viele Dinge, von denen du glaubst, man soll sie nicht erzählen«, sagte sie, »und ich habe das immer für eine attraktive Philosophie gehalten. Severin glaubt, du erzählst Ehefrauen und Liebhaberinnen alles, aber du glaubst das nicht, also warum sollte ich?«

»Ich erzähle wichtige Dinge«, sagte ich.

»Ach ja?«

»Edith ...«

»Frag Utsch«, sagte Edith.

»Utsch?« sagte ich. »Was weiß Utsch davon?«

»Severin erzählt alles«, sagte Edith.

»Ich liebe dich.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte sie. »Was auch immer passiert, es kommt alles in Ordnung.«

Das war nicht das, was ich hören wollte. Sie schien sich mit etwas abgefunden zu haben, wovon ich nichts wußte.

»Gute Nacht«, sagte ich. Sie legte auf.

Ich versuchte, Utsch zu wecken, aber sie lag so hart und rund und schwer wie eine Wassermelone im Bett. Ich hatte Lust, sie zu beißen. Ich küßte sie überall, aber sie lächelte bloß. Hebel? Schon wieder so ein Ringerausdruck. Seine Anwendung auf Paare gefiel mir nicht.

Am anderen Morgen fragte ich Utsch, was Edith gegen Severin in der Hand habe oder was er *meine*, daß sie gegen ihn in der Hand habe.

»Wenn Edith damit zurechtkäme«, sagte Utsch, »hätte sie es dir selbst erzählt.«

»Aber du weißt es. Und ich will es auch wissen.«

»Es hat mir überhaupt nichts geholfen«, sagte Utsch. »Severin wollte, daß ich es weiß; wenn er gewollt hätte, daß du es weißt, hätte er es dir erzählt. Und wenn Edith wollte, daß du es weißt, würde sie es dir erzählen.«

»Wenn sie nicht wollte, daß ich es weiß«, wandte ich ein, »hätte sie mir nicht gesagt, daß ich es von dir erfahren kann.«

»Kannst du aber nicht«, sagte Utsch. »Ich habe Severin versprochen, es nie zu erzählen. Geh doch Edith um ihre Version an.« Sie drehte sich weg; ich kannte ihre Position – Knie angezogen, Ellbogen rein, das Gesicht unter Haaren verborgen. »Paß auf«, sagte sie; ich wußte, was jetzt kam. »Wir spielen nach deinen Regeln. Du bist derjenige, der sagt: ›Wenn du jemand anderen siehst, will ich's nicht wissen. Wenn ich jemand anderen sehe, mußt du's nicht wissen.« Stimmt's?«

»Stimmt«, sagte ich. Ich wühlte mein Gesicht in ihr Haar. »Und ich glaube, ich weiß, daß es in all den Jahren niemand anders für dich gegeben hat, stimmt's?«

»Frag nicht«, sagte sie. Sie bluffte, da war ich sicher. »Und ich glaube, ich weiß, daß es für dich ein paar gegeben hat«, fügte sie hinzu.

»Stimmt«, sagte ich.

»Ich habe nicht gefragt.«

»Ich frage aber, Utsch.«

»Du änderst die Regeln«, sagte sie. »Ich finde, du solltest es ein Weilchen vorher ankündigen, wenn du die Regeln änderst.« Sie drückte ihre Hüften in mich und zog meine Hand zwischen ihre Schenkel. »Eine Regel lautet, greif zu, wenn's dir geboten wird.«

Sie war schon feucht; sie rieb sich an meiner Hand. »An wen von uns denkst du?« fragte ich sie. War das grausam?

Aber sie sagte: »An jeden von euch«, und lachte. »An zwei und drei und vier gleichzeitig«, sagte sie. Ich war sehr rasch in ihrem Mund, und sie verschloß mir

mit ihren Schenkeln die Ohren. Utsch schmeckte wie Muskat, wie Vanille, wie eine Avocado; sie war vorsichtig mit den Zähnen. Fehlte es Edith in dieser Position nur mit mir an Kontrolle? Hatte Severin wirklich zu ihr gesagt: »Ihr beide habt's wirklich gut erwischt. Utsch und ich sollen einander beschäftigen, während ihr eine perfekte, schuldfreie Affäre habt. Es ginge nicht, daß Utsch und ich uns nutzlos und armselig vorkommen, was?« Wie konnte er Utsch so betrachten? Sie schmeckte süßer als Lammbraten, wie die Pfannensäfte; ihr Mund war groß genug für Illusionen.

Ich fragte sie: »Kommt ihr euch manipuliert vor? Kommt Severin sich so vor? Und ich *weiß*, daß du vor Severin nie einen anderen Liebhaber gehabt hast, stimmt's?«

Sie drückte sich fester an mich. »Ich hab dich nie nach Sally Frottsch gefragt«, sagte sie, »obwohl du's dir wegen einer Babysitterin noch nie über Nacht anders überlegt hast.« Ich war bald in, bald aus ihrem Mund, deshalb waren ihre Sätze kurz. Ich war verblüfft, was sie alles wußte. »Oder diese Gretchen wie hieß-sie-gleich? Eine Gasthörerin in *was*?« Ich konnte es nicht glauben. »Und diese arme, geschiedene Mrs. Stewart. Ich hab nie gewußt, daß du so ein Talent hast, Heißwasserboiler zu reparieren.« Sie steckte mich wieder fein säuberlich in den Mund und behielt mich dort.

Wußte sie von den anderen? Nicht daß es da viele gegeben hätte, und es war nie etwas Ernstes. Ich

konnte mich an keine Zeit erinnern, wo es wahrscheinlich war, daß sie einen Liebhaber gehabt hatte; es hatte nie einen Mann gegeben, den ich im Verdacht hatte. Aber wer konnte schon sicher sein? Zumindest wußte ich, daß Edith bis zu mir nie etwas gehabt hatte. Ich griff in Utschs Mund, um sie zu fragen, aber sie brachte mir mit ihren Schenkeln die Ohren zum Klingen. Was ihre Schenkel sagten, war: »Frag lieber Edith noch mal.« Ich widerstand, aber ihr Rhythmus machte es schwer, mich zurückzuhalten. Und Severin? Dieser moralische Absolutist hatte ganz bestimmt noch nie eine Liebelei gehabt, ehe er und Utsch zusammen auf die Matte gingen.

»Frag Utsch«, hatte Edith gesagt. Ich versuchte es. Als ich kam, wurde ihr Mund so weich wie eine Blume mit zurückgeschobenen Blütenblättern. Aber obwohl ich gespürt hatte, daß sie mindestens zweimal kurz davor gewesen war, wußte ich, daß sie selbst nicht gekommen war. »Ist schon gut«, flüsterte sie. »Ich krieg meinen später.« Von ihm oder von mir? fragte ich mich. Ich ging ins Badezimmer und trank drei Gläser Wasser.

Als ich ins Schlafzimmer zurückkam, war sie dabei, sich selbst dazu zu verhelfen. Gelegentlich wurde sie überstimuliert und konnte nur allein fertig werden. Es war heikel, denn manchmal konnte ich ihr helfen, dann wieder störte ich. Es kam darauf an, sich nicht zu sehr einzumischen. Ich legte mich neben sie, berührte sie aber nicht. Ich sah zu, wie sie sich selbst berührte, die Augen fest geschlossen, ein Wunder an

Konzentration. Manchmal, wenn ich sie dann berührte, war es genau das, was sie brauchte; ein anderes Mal verdarb es das. Ich erkannte ihren Rhythmus; ich wußte, sie war dicht dran. Ihr Atem setzte aus, wurde dann schneller; ihre Lippen machten eine vertraute, kreisförmige Bewegung. Manchmal brachte ein Wort sie soweit; jedes Wort tat es; es war der Klang meiner Stimme, auf den es ankam. Aber als ich ihre zusammengekniffenen Augen und ihr verzerrtes Gesicht ansah, wußte ich plötzlich, daß ich keine Ahnung hatte, wen von uns sie sah – oder ob es überhaupt einer von uns war! Ich wollte sie anschreien: »Ist es er oder ich?«, aber ich wußte, das würde sie ablenken. Und dann kam sie, ihre Stimme hob in ihrer Kehle an und reichte tiefer, ihr ganzes Zwerchfell war in Bewegung wie beim Brüllen eines Löwen. Sie kam, und nichts würde es aufhalten; ich könnte alles tun – schreien, beißen, sogar in sie gleiten. Jetzt war es geschafft, aber ich tat nichts. Ich suchte in ihrem Gesicht nach einem Hinweis. Ich lauschte auf seinen Namen – oder meinen, oder den von jemand anders.

Aber was sie sagte, war nicht einmal Englisch. »*Noch einen!*« schrie sie. Sich windend, sich ins Bett mahlend. »*Noch einen!*«

Sogar ich konnte es verstehen; dazu war ich genug in Kneipen gewesen. Es ist das, was man sagt, wenn man seinen Schnaps leergetrunken hat und noch einen will. »*Noch einen!*« ruft man, und der Kellner bringt einem noch einen.

Entspannt lag Utsch da, sich mit einer Hand noch

berührend und die andere an den Lippen. Sie kostete sich, wie ich wußte; sie schmeckte sich, hatte sie mir gesagt. In dieser Pose sah sie aus wie Kurt Winters Zeichnung von Katrina Marek.

Uns Verfassern historischer Romane fallen häufig bedeutungslose Zufälle auf, aber ich fragte mich, ob ich Utsch überhaupt kannte – und ob es klug von uns vieren war, mehr über uns herausfinden zu wollen, als wir bereits wußten.

Ich lag neben meiner Frau, die *noch einen* wollte. Für mich sah sie zufrieden aus.

Karnevals Streit mit dem Fasten

Dann nahm Severin Utsch eines Nachts mit in die Ringerhalle. Das ganze Dinner hindurch hatten wir alle bemerkt, daß er nicht so mürrisch war wie sonst – nicht so bissig, nicht so bewußt darauf aus, uns wegen seines großen, namenlosen *Schmerzes* Schuldgefühle einzuimpfen. Als er Utsch in den Mantel half, zwinkerte er Edith zu. Ich konnte sehen, daß sie überrascht war. Sie war es gewohnt, einen Märtyrerblick von ihm zu bekommen – dieser Saukerl, als ob er sagen würde: »Na, dann gehe ich mal wieder meine Pflicht tun.« Er erweckte den Eindruck, daß Sex mit Utsch eben auch zu den Pflichten eines guten Ehemanns gehörte, als ob er uns allen einen Gefallen täte.

Doch in dieser Nacht berührte er Utsch häufig beim Essen und sprach ruhig deutsch mit ihr. Sowohl Edith als auch mir fiel auf, wie aufmerksam er war; ich bemerkte, daß Edith sie mehr als sonst beobachtete. Versuchte er, sie eifersüchtig zu machen? Sie hatte ihm wiederholt gesagt, daß sie kein bißchen eifersüchtig sei. »Natürlich bist du das nicht«, sagte er. »Es ist ein perfektes Arrangement. Du hast dir einen Liebhaber nach eigener Wahl genommen, und mich hast du mit einem armen Trampel getröstet, auf den du nicht eifersüchtig zu sein brauchst – und das weißt du

auch.« Aber Utsch war kein »armer Trampel«. Dieser schweinische, aufgeblasene, selbstgefällige *Mösenjäger!* Ich habe mein Schlafzimmer gesehen, nachdem er gegangen war; dort gab es wenig Anzeichen von Herablassung.

Er war also – eines Nachts – herzlich, übermütig und auf komische Weise anzüglich. Er piekste Edith zum Abschied, und als er Utsch dann in den Mantel half, unterfaßte er ihre Brüste.

»Ich glaube, er fängt sich so langsam«, sagte ich zu Edith, nachdem sie gegangen waren. Sie sah zu, wie ihre Scheinwerfer über die Decke des Wohnzimmers strichen, sagte aber nichts. »Siehst du nicht, was er tut?« beharrte ich. »Er versucht, dich eifersüchtig zu machen. Er versucht, seine Reaktion auf dich zu übertragen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Er verhält sich nicht natürlich«, sagte sie. »Er ist nicht mehr der alte, seit die ganze Sache angefangen hat.«

Ich versuchte, sie zu beruhigen. »Ich glaube, er stellt sich langsam darauf ein. Er entspannt sich mehr mit Utsch.« Edith schloß die Augen; sie glaubte mir nicht, aber sie wollte nicht weiter darauf eingehen. »Na ja, alles ist besser, als daß er vor sich hin stiert«, sagte ich, »und darauf wartet, daß einer von uns ihn fragt: ›Was hast du?‹, damit er sagen kann: ›Nichts.‹« Edith sah nicht überzeugt aus.

Wir nahmen unsere Liebesdusche und gingen ins Bett, aber sie war unruhig. Sie wollte bei mir zu Hause anrufen und Severin etwas fragen, aber sie wollte mir

nicht sagen was. Ich sprach mich dagegen aus. Sie könnten mitten in irgendwas sein, und er könnte denken, der Anruf komme absichtlich zu dieser Zeit ...

»Quatsch«, sagte Edith; sie war böse auf mich.

Severin kam später als sonst zurück. Ich war zum Pinkeln aufgestanden, und als ich zurückkam, stellte ich fest, daß er meinen Platz eingenommen hatte. Er kicherte, lag voll bekleidet neben Edith im Bett. Ich hatte das Gefühl, er habe vor der Tür gewartet, bis ich aufstand, bloß damit er seine Nummer abziehen konnte. Er zog sich unter der Decke aus, zerwühlte dabei das Bett und störte Edith, die aufwachte, hochschreckte, uns beide anstarrte, den Kopf schüttelte und sich herumdrehte.

»Na, du bist ja prächtiger Laune«, sagte ich; es war peinlich, sich vor ihm anzuziehen, aber er genoß es offensichtlich.

»Nimm den blöden Aschenbecher mit, wenn du gehst, okay?« bat er.

Ich beschloß, auf sein Spielchen einzugehen; ich sagte: »Ich wollte schon immer mit dir über die Apfelbutzen reden, Severin. Ich hab nichts gegen die Brösel im Bett, wirklich, aber die Apfelbutzen und Käserinden sind ein bißchen viel.«

Er lachte. »Also heute nacht findest du bestimmt keine Unordnung«, sagte er. »Wir waren picobello sauber.« Seine Zähne, ich schwöre es, leuchteten in der Dunkelheit. Ich wollte Edith einen Gutenachtkuß geben. Schief sie? War sie wütend? Ich blies die Kerze auf dem Toilettentisch aus.

»Blah-*ur*f!« sagte Edith, als hätte er sie plötzlich angefaßt.

»Gute Nacht, Edith«, sagte ich im Dunkeln. Seine Hand streckte sich aus und packte mein Handgelenk, als ich an ihrem Bett vorbeiging. Sein Zupacken erschreckte mich; es tat nicht weh, aber ich wußte, daß er den ganzen Tag festhalten konnte. Vielleicht war es bloß ein liebevoller Gutenacht-Griff. »Gute Nacht, Severin«, sagte ich. Er lachte und ließ mich los.

Im Auto fröstelte es mich. Ich hatte eine flüchtige Vision, schrecklich und klar, nach Hause zu kommen und Utsch ermordet in unserem Bett zu finden, ihre Gliedmaßen verrenkt und zu einer kunstvollen Ringerfesselung verknötet; der Rest des Hauses wäre »picobello sauber«.

Ich rammte die Tür auf und fand sie am Küchentisch sitzen, voll bekleidet, wie sie Tee trank und in den Überresten eines eindrucksvoll aussehenden Frühstücks stocherte. Es dämmerte beinah schon. Sie lächelte, als ich hereinkam; sie sah schläfrig, aber glücklich aus. »Was ist los?« fragte sie.

»Ich dachte, mit *dir* wäre vielleicht was los.«

Sie lachte. Heute nacht waren sie wirklich freigebig mit ihrem Gegiggel und Gekicher, dachte ich.

»Was habt ihr gemacht?« fragte ich, überrascht, sie angezogen zu sehen. Als ich die Schlafzimmertür aufmachte, war das Bett ordentlich gemacht, eingeschlagen wie zur Mittagszeit, die Kissen unzerknautscht.

»Wir sind in die Ringerhalle gegangen«, sagte

Utsch. Sie brach in Gelächter aus und errötete. Dann erzählte sie es mir.

Severin hatte das Auto auf der Rückseite der neuen Sporthalle geparkt und die Scheinwerfer auf- und ab-, auf- und abgeblendet. Als ein Nachtwächter aus dem Eingang zum Versorgungsbereich kam, rief Severin: »Ich bin's, Harvey. Ich geh heute nacht in die Halle rauf.«

»Okay, Trainer«, sagte der Nachtwächter. Utsch wurde klar, daß er das nicht zum erstenmal machte.

Es war Mitternacht, als er sie durch die dunklen Korridore führte; er kannte jede Biegung. Im Umkleideraum zogen sie sich aus. Nur Utsch fröstelte. Sie zogen saubere Ringermäntel an, die karminrot-weißen mit den ominösen Kapuzen. Wie Mönche, in einen mitternächtlichen Ritus versenkt, gingen sie durch den legendären Tunnel; er küßte sie; er betastete sie unter ihrem Mantel.

In der Schwärze des Tunnels streifte Severin nicht eine einzige Wand. Utsch spürte seinen Arm nach der Tür greifen, gerade als sie dort anlangten. Mondlicht glasierte den Aschenboden des alten Käfigs, und die Oberlichtkuppel war mit dunklen Efeuranken geätzt. Die alte Holzbahn quietschte, als sie drum herum gingen. Die Tauben unter den Dachrinnen wurden aufgestört und zeterten wie Großmütter. Irgendwo scheperte eine Hochsprunglatte; Utsch erstarrte, aber er ging gleichmäßig, rhythmisch weiter. Severin Winter war mit diesem Ort bei Nacht vertraut.

In der Ringerhalle kräuselte das Mondlicht die Mat-

ten wie einen blutgefärbten Teich. Utsch sagte, sie sei erregt, aber ein wenig eingeschüchtert gewesen. Er nahm ihr den Mantel ab; die Matten hatten die perfekte Temperatur für ihre Haut. Sie hätten sich »rumgekugelt«, sagte sie; sie hätten sich »aufgelockert«. Sie probierte ein paar Joga-Positionen; er zeigte ihr ein paar Dehnübungen. Der Thermostat hielt den Raum gleichbleibend warm, und bald schwitzten sie beide. Utsch sagte, sie habe sich noch nie so gelenkig gefühlt. Dann bewegte sich Severin zu dem geisterhaft weißen Rand des Startrings auf der mittleren Matte, seine bloßen Zehen reihten sich hinter der Linie auf. Er wartete auf sie; er lächelte nicht. Utsch sagte, sie habe sich unsicher gefühlt, aber sie habe ihm vertraut. Sie stand ihm hinter dem Kreis gegenüber und atmete tief; sie ließ den Kopf pendeln, dehnte den Nacken. Seine Hände bewegten sich rastlos auf seinen mond hellen Schenkeln. Sie ließ die Finger tanzen, wie es Tyrone Williams vor dem Anpfiff tat.

»Wie geht's?« fragte Severin mit seiner Tunnelstimme.

»Gut«, sagte Utsch – heiser, aber laut.

Jetzt hörte Severin in seinem Kopf eine Pfeife und ging durch den Kreis auf sie los – ohne Eile, ohne sie direkt anzugreifen. Wieder verspürte sie ein wenig Angst, aber als seine Hand nach vorn schoß und ihren Nacken umfaßte, wurde sie lebendig; sie tauchte unter seiner Brust weg und traf ihn wuchtig zustoßend an den Knien. Er glitt weg, schwebte dann wieder auf sie zu; sie wischte nach seinem Kopf – ein Fehler, merkte

sie –, und er hatte sie. Er schlüpfte so tief unter ihr durch, daß sie überrascht wurde; er traf sie mit Wucht, aber sauber; nichts tat weh. Er hatte sie so eng, daß nichts sich bewegte. Das runde Gewicht seiner Schulter war in ihrem Schritt, sein Arm schlängelte sich durch ihre Beine, seine Handfläche lag flach auf ihrem Rückgrat. Sie langte nach hinten, um ihren Fall abzufangen, und stellte fest, daß sie schon auf der Matte lag; sie wand sich aus der Rückenlage (er ließ sie), stemmte sich gegen ihn an, kam auf die Knie und versuchte aufzustehen. Er umfing sie dichter als ein Mantel. Er war alles andere als grob; er gab ihr das Gefühl, sie habe zwei Körper, die sich im Gleichtakt miteinander bewegten. Es ging ohne Anstrengung, aber sein Gewicht erschöpfte sie. Ihre Arme wurden schwer vom Heben seiner Arme; ihr Rücken höhlt sich unter dem Gewicht seiner Brust. Sie ließ den Kopf hängen und spürte seinen Mund auf ihrem Nacken. Sie sank zurück auf die Matte. Ihre Körper glänzten im Mondlicht – ja schienen zu phosphoreszieren. Die Matte verströmte Hitze. Ihre Körper rutschten. Sich beugen war nie leichter. Überall war Glätte, aber ihre Hacken fanden einen Weg, auf der Matte Halt zu finden. Über seine angeschmiegte Schulter sah sie den Mond durch ein Gewirr von Ranken schweben. Entweder die Tauben plapperten aufgeregt, oder sie erkannte ihre eigene Stimme nicht; sie schwor, sie habe gespürt, wie deren Flügelschlag sie leicht von der Matte hob. Sie war am Kommen, sie kam, sie wartete auf ihn; als er kam, erwartete sie, daß die Hand eines unsichtbaren Schieds-

richters hart und flach auf die Matte klatschte, um einen Schultersieg anzuzeigen. Statt dessen war da ein erdrückendes Gewicht, eine fremdartige Stille; die großen Ventilatoren der Heizlüfter surrten weiter, ein zu gleichmäßiges Geräusch, um es als Lärm zu bezeichnen. Sie rollten auseinander, aber ihre Finger berührten sich noch. Sie weiß nicht mehr, wer als erster zu lachen anfang, als er ein Handtuch holte und aufwischte, was sie auf die Matte vergossen hatten. Er warf das Handtuch in die Ecke zurück, wo es, so habe Utsch sich vorgestellt, die ganze Nacht Handtücher zeugen würde. Am nächsten Tag würde sich dort ein großer Stapel Handtücher auftürmen, die schockierten Ringer zu begrüßen.

Ihr Gelächter schepperte um die alte Holzbahn; es hallte in den Höhlen unter dem Schwimmbecken wider. Sie schwammen; sie gingen in die Sauna; sie schwammen noch einmal. Ich stellte sie mir vor, wie sie neues Territorium eroberten, wie Hunde Spuren und Keime zurücklassend.

»Lieber Himmel, habt ihr denn geredet?« fragte ich. Utsch lächelte. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie viele Eier sie gegessen hatten, die Spüle schien voller Schalen.

»Ja, wir haben ein bißchen geredet.«

»Worüber?«

»Er hat mich dauernd gefragt, wie's mir geht: ›Wie geht's? Wie geht's?‹ Und ich hab ihm dauernd gesagt: ›Gut! Gut!‹«

Wie gut? wollte ich fragen, so sarkastisch wie ein

Stein, aber Utschs Gelassenheit zwischen den Toast-rinden und Dotterflecken machte mich stumm.

Über unserem Küchentisch hängt ein Druck von Pieter Bruegels ›*Der Streit des Karnevals mit dem Fasten*‹; ich verlor mich in einer Vorstellung von vor Jahren. Ich versetzte mich in Bruegels Gemälde. Ich beging seinen Kosmos; ich schrumpfte, zog Holzbotten an, durchstreifte das alte niederländische Städtchen.

»Geht's dir gut?« fragte Utsch, aber es war 1559; ich roch die backenden Waffeln (es war kurz vor Aschermittwoch; überall sah man Fastnachtsbräuche). Ich wand mich in meiner Strumpfhose. Mein Hosenbeutel juckte.

In dem großen Gemälde schubste ich mich gegen Herden der untergeordneten Massen, dunkel und in Mäntel gehüllt. Sie drängen sich um die Kirche, aber ihre Andacht ist stumpf. Frauen verkaufen Fisch. Das Fasten und seine Gefolgsleute bereiten sich auf einen Zweikampf vor – eine magere Frau, von einer Nonne und einem Mönch in den Kampf gezogen. Rittlings auf einem Faß, wahrscheinlich nach Bier stinkend, streckt eine fette Verkörperung des Karnevals ein Ferkel am Spieß nach vorn; seine maskierten Zecher umgeben ihn, komisch und lüstern mit ihren Instrumenten. Kinder überall, die sie hänseln oder so tun, als gäbe es sie nicht; überall wird so getan, als gäbe es die Krüppel gar nicht. Das Wirtshaus ist belebter als die Kirche. Ich sehe mir eine Aufführung der Komödie ›*Die schmutzige Braut*‹ an. Ich stelle mir vor, ich werde berührt – unter meinem Hosenlatz gezwickt –, aber

das Lächeln beinahe jeder Frau ist verrückt. Ich schiebe mich weiter, ich werde angefleht, ich habe Mühe, nicht auf die Verstümmelten und Mißgestalteten zu treten – die Bettler, die Blinden, die Zwergwüchsigen, bucklig, verkrümmt und bizarr. Körper nehmen allen verfügbaren Platz ein. Eine Frau mit einem Pilgeremblem am Hut beschwört mich: »Gnädiger Herr, nehmt Euch dieses beinlosen, stummelarmigen Dings vor mir an.« Sein nach oben gerichteter Mund ist ein Loch.

Aus dem zwanzigsten Jahrhundert ruft Utsch mir zu: »Kommst du ins Bett?«

Wie sollte ich das wissen? Ich spiele mein Leben bloß, nach Gehör. Aber in der Gemälde-Phantasie erkenne ich mich immer: ich bin der Gutgekleidete. Ein wohlhabender Bürger? Möglicherweise ein Patrizier? Ich habe meine Stellung nie genau bestimmt. Ich trage eine schwarze Schaubе, pelzverbrämt, teuer; mein Haar ist geschnitten wie das eines Gelehrten; eine reichgefüllte Börse hängt auf meiner Brust, ein reich gebundenes Gebetbuch ragt aus meiner Tasche; meine Mütze ist aus weichem Leder. Ich gehe an einem Blinden vorbei, aber er ist mehr als blind; entsetzlicherweise ist er ohne Augen! Sein Gesicht ist unvollendet – grausame Absicht des Malers; wo die Augenhöhlen sein sollten, spannt sich blasses, durchscheinendes Narbengewebe über leichte Vertiefungen. Ohne ihn anzusehen, gebe ich ihm eine Münze. Ein einträchtiges Lächeln von Nonnen folgt mir. Bin ich ein großer Almosengeber? Wünschen sie etwas von mir? Mich

verfolgt, oder mir folgt vielleicht einfach nur ein Junge oder Zwerg, der etwas trägt, das entweder eine Staffelei oder ein Klavierhocker zu sein scheint. Für *mich*? Bin ich Maler? Werde ich mich irgendwo hinsetzen, um zu spielen? Tatsächlich bin ich der einzige auf dem Gemälde, der eindeutig kein Bauer ist, der einzige, der einen Diener hat. Der Gegenstand, den mein Diener trägt, sieht aus wie einer dieser Golfsitze, aber es ist wahrscheinlich mein Kirchenstuhl. Andere – Bauern, die grobe Bauernmöbel schleppen – bringen auch ihre eigenen Stühle in die Kirche mit; nur ich habe einen Diener, der meinen trägt. Ich glaube, ich muß Anwalt oder vielleicht der Bürgermeister sein.

Ich habe mir nie die Mühe gemacht, es herauszufinden. Es sagt mir mehr zu, über meine Identität und meine Absichten zu rätseln. Ich bewege mich von der Kirche zum Wirtshaus; das scheint klug. Einmal erfand ich eine Geschichte über meinen Tag auf dem alten niederländischen Platz. Es sollte mein zweiter historischer Roman werden, aber ich zog ihn nie durch. Ich ging nicht viel weiter, als meinen Vater um ein Darlehen anzugehen. Das war 1963. Ich hatte meine Ausbildung abgeschlossen und war ein junger, verfügbarer Dr. phil. der noch nicht gleich verfügbar sein wollte. Ich wollte nach Wien gehen, den Original-Bruegel sehen, die Rolle meiner Hauptfigur entdecken und aus der Fastnachtsmenge meine Nebenfiguren auswählen. Das auf Bruegels Gemälde basierende Buch hätte ›Karnevals Streit mit dem Fasten‹ geheißen. An einem Punkt in dem Roman sollten meine Fi-

guren alle zusammenkommen und genau das tun, was sie auf dem Gemälde tun. Ich hatte bereits den wohlhabenden Mann mit dem Gebetbuch dazu ausersehen, ich zu sein, der Erzähler des Buches zu sein.

»Ich weiß nicht, wie du auf solche akademischen und hochgestochenen Ideen kommst«, sagte mein Vater.

»Ich sehe mich nächstes Jahr nach einem Dozentenjob um«, sagte ich. »Ich hätte bloß gern dieses Jahr frei, damit ich richtig mit dem Buch anfangen kann.«

»Warum vergißt du das Buch nicht? Hat das erste nicht gereicht?« fragte er. »Ich würde lieber einen Urlaub finanzieren – etwas, was dir guttut.« Ich schwieg; ich wußte, was er von historischen Romanen hielt. »Warum findest du nicht alles über das Bild heraus, ehe du den ganzen Weg nach Wien fährst, um es zu sehen?« fragte er. »Vielleicht findest du ja heraus, daß deine Hauptfigur der städtische Steuereintreiber oder ein flämischer Stutzer ist! Zu jedem Bild, das Pieter Bruegel je gemalt hat, sind Bildbeschreibungen verfügbar. Warum bist du nicht *professionell*, lieber Himmel, und findest heraus, worauf du dich einläßt, ehe du damit anfängst?«

Er verstand das nicht; er dachte, alles sei der Entwurf einer akademischen Arbeit, der entweder zu akzeptieren oder abzulehnen sei. Ich hatte ihm schon hundertmal gesagt, daß es mir auf die geschichtlichen Tatsachen hinter allem nicht so sehr ankam wie darauf, was es in mir hervorrief. Aber er war hoffnungslos, ein bis zum Ende hartnäckiger *Tatsachenmensch*!

Er gab mir das Geld; am Ende tat er das immer.

»Offensichtlich ist das alles, was ich dir zu geben habe und was du annimmst«, sagte er. »Mein Gott, Wien!« fügte er angewidert hinzu. »Warum nicht Paris oder London oder Rom? Hör auf mich und amüsier dich, ehe du anfängst, dich so ernst zu nehmen. Als nächstes wirst du noch heiraten. O Gott, ich sehe es vor mir: irgendeine Gräfin, nur dem Namen nach. Ohne einen Pfennig, aber an die feineren Sachen gewöhnt. Ihre gesamte Familie von schwärmerischen Blutern will von Wien nach New York umziehen, kann es aber nicht ertragen, die Pferde zurückzulassen.

Hör auf mich«, sagte mein Vater von seinem Sessel aus. »Wenn du schon jemand anbuffen mußt, dann buff lieber eine Bäuerin an. Die geben gute Ehefrauen ab; die sind die Crème der Weiblichkeit.« Bücher, Zeitschriften, Karteikarten rutschten auf seinem Schoß durcheinander; meine Mutter stand überrascht neben ihm. Ich dachte an Bruegels Bild und an meinen Vater, wie er darauf vorkommen könnte: Schriftrollen in beiden Händen, beinlos dasitzend, amputiert wie ein Bettler, seinen Becher schlechten Wein zwischen seinen Stumpen eingeklemmt.

»Aus einem Bild aus dem sechzehnten Jahrhundert willst du einen Roman machen!« rief mein Vater. »Eine eindeutig vergeudete Bildung – zumindest eine amokgelaufene. Warum versuchst du's nicht mit dem Orient? Die geben ausgezeichnete Ehefrauen ab.«

Völlig verstört reiste ich nach Europa ab. Auf dem Flughafen verabschiedete ich mich von meiner Mutter (mein Vater weigerte sich zu fahren).

»Gott sei Dank hast du genug Geld in der Tasche, damit du tun kannst, was du tun willst«, sagte sie zu mir.

»Ja, hab ich.«

»Ich bete darum, daß du dich an deinen Vater in besseren Stimmungen erinnerst.«

»Ja, ja.« Ich versuchte, mich an ein paar zu erinnern.

»Danke Gott für deine Bildung, trotz allem, was dein Vater sagt.«

»Mach ich.«

»Er ist in letzter Zeit nicht gut beisammen«, sagte meine Mutter.

»Gott?« sagte ich, aber ich wußte, sie meinte meinen Vater.

»Mach dich nicht lustig.«

»Ja, ja.«

»Er liest zuviel. Das deprimiert ihn.«

»Ich schicke euch Bilder von Wien«, versprach ich.

»Die schönsten Postkarten, die ich finden kann.«

»Schreib uns bloß das Positive«, sagte meine Mutter. »Und versuch nicht, etwas hinten auf die Postkarten zu schreiben. Dazu ist nie genug Platz.«

»Ja, ja«, sagte ich und erinnerte mich an noch etwas, was meinen Vater deprimierte: Leute, die hinten auf Postkarten schrieben. »Glauben die etwa, sie sagen irgendwas?« pflegte er zu brüllen.

Er gab mir einen Brief, als ich ihm zum Abschied die Hand schüttelte. Ich sah ihn erst an, als das Flugzeug auf dem Flughafen Schwechat landete. Plötzlich, mitten in unser Abwärtsschlingern und -rollen, spiel-

ten die Stewardessen eine alte Aufnahme von Strauß' »An der schönen blauen Donau«. Die aus dem Nichts plärrende, grausige, schmierige Musik schreckte fast alle auf, und die Stewardessen lächelten über ihren kleinen Trick. Ein Mann neben mir bekam einen Wutanfall. »*Aaach*«, schrie er mir zu; er wußte, daß ich Amerikaner war. »Ich bin Wiener«, sagte er mir, »und ich liebe Wien, aber es ist mir so *peinlich*, wenn sie diesen elenden Strauß spielen. Warum machen Sie diese fürchterliche Platte nicht kaputt?« blaffte er die Stewardessen an, die weiterlächelten.

Der Mann erinnerte mich an meinen Vater, und mir fiel der Brief ein. Als das Flugzeug aufsetzte, las ich ihn.

Sag Schmalz von mir hallo.

Grüß Kitsch City von mir.

Alles Liebe, der liebe alte Dad.

Und der Rest ist Geschichte. Edith Fuller und ich kamen nach Wien und verliebten uns in unsere Fremdenführer. In ihrem Fall entschloß sich Severin, ihr Führer zu sein, aber in meinem wurde Utsch regelrechter engagiert.

Ich begegnete ihr, als ich mir die Bruegels im Kunsthistorischen Museum ansehen ging. Ich erkundigte mich nach der Standardführung auf englisch. Ich sagte, ich interessierte mich besonders für die Bruegel-Räume und hätte nichts dagegen, die Rubens und all das auszulassen. Es war November, steingrau und barock-kalt. Die Touristensaison war vorbei; Wien zog

sich in die Häuser zurück. Ein Fremdenführer würde gleich zur Verfügung stehen; man sagte mir, ich könne eine besondere Bruegel-Führung bekommen. (»Er ist einer der Gefragtesten.«) Ich kam mir vor, als wartete ich in einem Delikatessengeschäft auf eines der beliebteren Gerichte. Alles kam einem billig vor. Ich erinnerte mich, was mein Vater gesagt hatte, und wünschte, ich hätte mich vorbereitet und könnte als Autorität für die Renaissance des Nordens die Bruegel-Räume durchschreiten. Ich fragte mich, ob ich vom Standpunkt eines Touristen aus einen historischen Roman konzipiert hatte. Als mir meine Führerin vorgestellt wurde, überraschte mich ihr russischer Name – und außerdem die Schräglage ihres auf ihrer hohen Brust sitzenden Namensschildchens.

»Fräulein Kudaschwili?« sagte ich. »Ist das nicht russisch?«

»Georgisch«, sagte sie, »aber ich bin Österreicherin. Ich wurde nach dem Krieg adoptiert.«

»Wie ist Ihr Vorname?«

»Mein Name ist Utschka«, sagte sie. »Amerikaner sind mir fremd.«

»Utschka?«

»Ja, das ist Slang. Das finden Sie nicht im Wörterbuch.«

Auch hat man ganz gewiß keine Worte für all die Dinge, die Utsch und ich in diesen ersten paar Wochen des Novembers 1963 in Wien taten. Hat man zum Beispiel Worte für die Gesichter von Utschs Ex-

Zimmergenossen in ihrem Studentenheim in der Krügerstraße? Über einer Reihe schimmernder Waschbecken rasierten wir drei uns jeden Morgen im Herrenzimmer. Willi hatte einen Spitzbart, den er umkurvte wie seine Drosselader; Heinrich hatte einen Schnurrbart, nicht dicker als die Arterie an seinem Handgelenk. Ich beobachtete ihre Rasiergeräte und pfiff. Nach der dritten Nacht, die ich mit Utsch verbrachte, rasierte sich Willi mit Tränen in den Augen seinen Spitzbart ab. Nach der vierten Nacht kastrierte Heinrich seinen Schnurrbart. Dann leerte Willi eine Dose Rasiercreme in sein gekräuselter, blondes Haar und grinste mir tückisch über die Schulter, während mein eigener Rasierer zittrig über meine Kehle schabte. Nach der ersten Woche mit Utsch fragte ich: »Diese Kerle hinten im Gang, die, die ich jeden Morgen im Herrenzimmer treffe – kennst du die?«

»Ja.«

»Äh, wie haben die mit dir gestanden?« fragte ich.

Und Utsch schwatzte und schwatzte über ihren Vormund, Hauptmann Kudaschwili, über Frau Drexha Neffs Bügelzimmer und über ihre Teilnahme an der Gedenkfeier für Stalin. Und jeden Morgen, während ich mich rasierte, entfernten Willi und Heinrich mehr Haar. Es war in meiner zweiten Woche im Studentenheim, als Willi den flaumigen Streifen auf seinem Bauch abrasierte und mit kräftigen Zügen durch das blonde Büschel fuhr, das seinen Nabel verbarg.

»Ihre Demonstrationen werden schlimmer«, sagte ich Utsch. »Ich glaube nicht, daß die mich mögen.«

Also erzählte mir Utsch von der Benno-Blum-Bande – besonders von dem Mann mit dem Loch in der Wange, ihrem letzten Leibwächter. Am nächsten Morgen dräute Heinrich im Spiegel über meiner Schulter, rasierte eine rasche Schneise durch den dunklen Wald auf seiner Brust und schlitzte dabei eine verborgene Brustwarze. Sein Blut färbte den Rasierschaum rosa; er tupfte ihn sich auf die Augenbrauen und schnitt mir Grimassen.

»Ich glaube, ich lasse mir einen Bart wachsen«, sagte ich zu Utsch. »Magst du Bärte?«

Wir gingen in die Oper und in den Tiergarten; wie die Opernfans, so blieben auch die Tiere unter sich. Sie zeigte mir die kleinen Gassen, den berühmten Prater, die Parks mit ihren Stadtteil-Orchestern, die Gärten, Kudaschwilis altes Etagenhaus, die sowjetische Botschaft. Aber es war November; zu Hause war es schöner. Ihr Zimmer im Studentenheim war beinahe anti-mädchenhaft; sie war schließlich fünfundzwanzig und hatte keine Erinnerungsstücke von ihrer Mutter geerbt. Sie war bei einem Offizier der sowjetischen Armee und, in jüngerer Zeit, mit Wörterbüchern und Kunstgeschichte aufgewachsen. Sie war auch ein bißchen mit Willi und Heinrich aufgewachsen, obwohl ich das erst später erfahren sollte. Sie hatte ein schmales Einzelbett, fast so fest und kompakt wie Utsch selbst, aber sie erlaubte mir, den Kopf zwischen ihre Brüste zu legen.

»Hast du's bequem?« fragte ich sie ständig. »Geht's dir gut?«

»Natürlich!« sagte sie. »Haben es Amerikaner nie bequem?«

Morgens mußte ich mir immer noch die Zähne putzen; ich konnte das Herrenzimmer nicht gänzlich meiden. Während mein Bart wuchs, wurden Willi und Heinrich kahler, und ich sagte zu Utsch: »Es ist, als ob sie symbolisch anzudeuten versuchen, daß meine Gegenwart ihnen irgend etwas geraubt hat.«

Ich hörte mehr über den Mann mit dem Loch in der Wange, auch so ein Symbol. Utsch hatte ihn zu all ihren Leibwächtern, zu ihrer ganzen Jugend während der Besatzung verdichtet. Der Mann war Benno Blum geworden; sie träumte von ihm; sie schwor mir, daß sie ihn selbst heute noch gelegentlich halluziniere; er erschien in den Fenstern vorbeifahrender Autos oder im Mittelgang schwankender Straßenbahnen, zweifellos hinter einer vorgehaltenen Zeitung lauend. Einmal sah sie ihn, als sie eine Führung im Kunsthistorischen machte. Er erschien in der unteren Ecke eines riesigen Tizian, als sei er aus dem Bild herausgefallen und warte, völlig in Ungnade, darauf, entdeckt zu werden.

Zwei Wochen lang behielt Utsch ihren Job, und ich mußte hinter ihren Führungen herhinken. Aber es war November; die Touristen zogen nach Süden oder nach Hause; die Führer wurden entlassen. Sie sagte, sie möge den Job, weil er unpolitisch sei. Im Winter stand sie oft in den Diensten von M. Maiskij von der Sowjetischen Botschaft. Sie war Dolmetscherin für eine Ballettruppe, ein Streicherensemble, einen Mystiker, ei-

nen Oberst mit vorschriftswidriger Uniform und mehrere »Diplomaten« mit ungenanntem Rang und Auftrag gewesen. Die meisten von ihnen hatten ihr auf russisch Anträge gemacht. Sie hatte ihre Zukunft immer für beschränkt gehalten. »Ich kann entweder Kommunistin in Wien sein«, sagte sie mir, »oder ich kann Kommunistin in der Sowjetunion sein.«

»Oder du kannst mit mir nach Amerika kommen«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß Amerika ein sehr guter Ort ist, um Kommunistin zu sein«, sagte Utsch.

»Aber warum bist du Kommunistin?«

»Warum nicht?« sagte sie. »Wer hat sich denn sonst um mich gekümmert?«

»Ich kümmere mich um dich.«

»Aber ich kenne überhaupt keine anderen Amerikaner«, sagte sie.

Ihr Zimmer war voller Pflanzen; sie mochte die Farbe Grün. Wir konnten darin die ganze Nacht reden und schwer atmen und hatten immer frischen Sauerstoff. Aber es war November; auch manche von den Pflanzen starben langsam.

Im Herrenzimmer rasierte sich Heinrich eines Morgens den Kopf. Mein Bart war fast auf einen Zentimeter gewachsen. Heinrichs Schädel schimmerte mir zu. »Ich glaube, Utschka und ich werden in Amerika leben«, sagte ich ihm. Er schien kein Englisch zu verstehen; er starrte mich an, füllte sich den Mund mit Rasierschaum und spuckte ins Waschbecken. Seine Meinung war ziemlich klar. Ich wandte mich wieder

meinem Waschbecken zu; ich schickte mich gerade an, mir die Zähne zu putzen, als Heinrichs glänzender Schädel mich ablenkte. Als ich meine Zahnbürste hob, waren alle Stoppeln abrasiert; Willi hatte die Tat vollbracht, während ich mit Heinrich geredet hatte. Ich sah Willi an, der an dem Waschbecken neben meinem stand; er grinste mich an, während er die Rasierklinge wechselte. Er schien auch kein Englisch zu verstehen.

»Das ist komisch«, sagte Utsch. »Willi und Heinrich haben in der Schule ungefähr sieben Jahre Englisch gehabt. Manchmal sprechen sie mit mir Englisch.«

»Stell dir vor«, sagte ich.

Und so gingen wir zu dem goldgeränderten, rot-brokatenen Büro von M. Maiskij in der sowjetischen Botschaft. M. Maiskij sah faltig und alt aus; er starrte Utsch so an, wie ein kränklicher Onkel eine robuste Nichte mit Zuneigung und Bitterkeit überhäuft.

»Ach, Utschka, Utschka«, sagte er. Er redete und redete auf russisch, aber sie bat ihn, englisch zu sprechen, damit ich ihn auch verstehen konnte. Er betrachtete mich traurig. »Sie wollen sie uns wegnehmen, lieber Junge?« fragte er. »Ach, Utschka, Utschka, was würde der arme Kudaschwili sagen? Amerika! Hemmungslos er würde weinen!« rief Maiskij.

»Er würde hemmungslos weinen«, verbesserte Utsch.

»Ja«, sagte Maiskij, die alten grauen Augen in Tränen schwimmend. »Ach, Utschka, Utschka, wenn ich an all die Jahre denke, die ich habe dich aufwachsen sehen! Und jetzt das ...«

»Ich bin verliebt«, sagte Utsch.

»Ja«, sagte ich dümmlich. »Ich auch.«

»Wie konnte das passieren?« verwunderte sich Maiskij. Sein Anzug war von einem schreienden Grau, wenn das überhaupt möglich ist; seine Krawatte, eine Art glänzende Pappe, war ebenfalls grau, desgleichen sein Haar, sein einstmals weißes Hemd, die getönten Gläser seiner Brille und sogar die Farbe in seinen Wangen.

»Sir«, sagte ich, »ich glaube, es wird nötig sein, daß Utsch sagt, sie sei keine Kommunistin mehr – oder sogar, sie sei es nie wirklich gewesen –, damit mein Land ihre Einreisebewilligung nicht verzögert. Aber wir hoffen, Sie wissen, daß das nicht persönlich gemeint ist. Sie hat mir erzählt, wie Sie ihr geholfen haben.«

»Uns abschwören, meinen Sie?« schrie Maiskij.
»Ach, Utschka, Utschka ...«

»Ich habe gehofft, Sie würden das verstehen«, sagte Utsch, von dem armen, alten Maiskij ungerührt. Mich rührte er eigentlich ziemlich.

»Utschka!« brüllte Maiskij. »Wenn du nach Amerika gehst, kann es keinen Gott geben!«

»Es gibt sowieso keinen Gott«, sagte Utsch, aber Maiskij starrte himmelwärts, als wolle er Ihn anrufen. Vielleicht wendet er sich an die Proletarier aller Länder, dachte ich, aber er schüttelte bloß den Kopf.

Draußen war es ganz November; Maiskij betrachtete das Wetter. »Von allem ich bin so entmutigt«, sagte er. »Dieses Wetter, wieviel alles kostet, die Ost-West-

Beziehungen – und jetzt das.« Er seufzte. »Von der sich verschlechternden Lebensqualität überall ich bin entmutigt, obwohl es vielleicht dort, wo du hingehst, aufregend ist, weil sich dort drüben alles ein bißchen schneller verschlechtert.« Er krümmte den steifen Rücken und gab einen grauen Seufzer von sich. »Von den Werten, die ich sehe die jungen Leute aufgeben, ich bin entmutigt. Die sexuellen Freiheiten, die man sich herausnimmt, die schreckliche Selbstgerechtigkeit der Kinder, die Wahrscheinlichkeit weiterer Kriege, der Luxus, so viele Babys zu haben. Ich nehme an, ihr wollt auch Babys haben?«

Ich fühlte mich schuldig für alles, was Maiskij entmutigte, aber Utsch sagte: »Natürlich werden wir Babies haben. Sie sind einfach alt geworden.« Ich zuckte zusammen. Wer war diese hartherzige junge Frau, die ich mit nach Hause nehmen wollte? Sie war nicht zartfühlend; ich sah vor mir, wie sie meiner Mutter blankes Entsetzen einflößte. Aber vielleicht würde sie dem Pessimismus meines Vater schmeicheln.

Später sagte Utsch: »Einiges an Amerika stört mich allerdings.«

»Was?«

»Die schreckliche Armut, die Autounfälle, die Rassenunruhen, die Sexualverbrechen ...«

»Was?«

»Kocht jeder auf einem – wie heißt das gleich? – Gartengrill?« fragte sie. Ich versuchte, mir ihre Vision von Amerika vorzustellen: ein Land als ein einziges riesiges, qualmendes Grillfest – und als Dreingabe

Vergewaltigungen und Polizeischarmützel, Autounfälle und verhungernde Negerkinder.

Wir bekamen die erforderlichen Papiere für Utsch auf dem amerikanischen Konsulat. Der Mann, mit dem wir sprachen, war von vielen derselben Dinge entmutigt, die M. Maiskij entmutigten, aber Utsch und ich blieben guten Mutes. Wir kehrten in das Studentenheim in der Krügerstraße zurück, wo Utsch ihre Abschwörungsrede probte. Als ich ins Herrenzimmer ging, rasierte sich Willi gerade die Augenbrauen ab. »In diesem Moment«, sagte ich ihm, »probt Utsch, wie sie in die Vereinigten Staaten reinkommt.«

»Prob doch selber, wie du reinkommst«, sagte er.

Heinrich kam mit entblößter Brust ins Herrenzimmer, stellte sich vor den Spiegel und zielte mit der Rasiercremedose auf sich, als sei sie ein Deospray; er füllte beide Achselhöhlen mit steifem Schaum, wandte sich vom Spiegel ab und schlug mit den Armen in seine Weichen wie ein ungestümer, unbeholfener Vogel. Schaum spritzte auf die Wände, troff über seine Rippen, tüpfelte seine Schuhe. »Ich glaube, du heiratest sie besser, ehe du sie irgendwohin mitnimmst«, sagte Heinrich.

»Ja«, sagte Willi, brauenlos, so erschreckend wie eine neugeborene Eule. »Das ist das einzig Anständige.«

Ich ging zurück in Utschs Zimmer, um sie zu fragen, ob sie einverstanden sei. Wir verglichen unsere Ehephilosophien. Wir sprachen von Treue als der einzigen Basis. Wir hielten konventionelle »Affären« für doppelte Täuschungen, erniedrigend für alle Beteilig-

ten. Wir betrachteten »Arrangements« als gefühllos – die Art von Vorausplanung, die das Gegenteil von echter Leidenschaft ist. Wie Leute sich dergleichen vorstellen konnten, ging über unseren Horizont. Wir spekulierten über die Klugheit des »Partnertausches«; er schien kaum klug zu sein. Ja, er schien das Eingeständnis einer unverzeihlichen Langeweile zu sein, völlig dekadent und eine grobe Verschwendung des erotischen Verlangens. (Philosophie ist ein ziemlich einfältiges Fach, wenn man sich gerade in jemanden verliebt hat.)

Vom amerikanischen Konsulat wurden weitere Genehmigungen benötigt und erteilt, ehe wir heiraten konnten. Da Österreich ein katholisches Land ist, ich kein Katholik und Utsch schon lange abgefallen war, war es am einfachsten, in einer nichtkonfessionellen Kirche zu heiraten. Der amerikanische Konsul sagte uns, daß diese Kirche von den meisten Amerikanern, die in Wien heirateten, bevorzugt werde. Sie hieß American Church of Christ und war in einem modernen Gebäude; der Geistliche war ein Amerikaner aus Sandusky, Ohio, der sagte, er sei als Unitarier aufgezogen worden. »Aber das macht nichts«, sagte er uns; er lächelte viel. Er sagte zu Utsch: »In den Staaten werden sie Ihren Akzent lieben, Schätzchen.«

Die Kirche selbst lag im vierten Stock, und wir fuhren mit dem Fahrstuhl hinauf. »Manche jungen Leute nehmen gern die Treppe«, sagte uns der Geistliche. »Da haben sie mehr Zeit, darüber nachzudenken. Letztes Jahr hat sich's ein Paar auf der Treppe anders

überlegt, aber im Fahrstuhl hat sich's noch nie jemand anders überlegt.«

»Wieso ›anders überlegt?‹ fragte Utsch.

»Ist sie nicht reizend?« sagte der Geistliche. »Die wird sie zu Hause umhauen, ganz bestimmt.«

Das Formular für das amerikanische Konsulat erforderte die Unterschrift eines Trauzeugen – in unserem Fall des Kirchenpförtners, eines Griechen namens Golfo, der noch nicht gelernt hatte, seinen Nachnamen zu schreiben. Er unterschrieb das Formular mit Golfo X.

»Sie sollten ihm ein Trinkgeld geben«, sagte mir der Geistliche; ich gab Golfo zwanzig Schilling. »Er möchte Ihnen ein Geschenk geben«, sagte der Geistliche. »Golfo ist bei vielen unserer Hochzeiten Trauzeuge, und er macht immer ein Geschenk.« Golfo gab uns einen Löffel. Es war kein Silberlöffel, aber auf dem Griff war ein winziges, farbiges Bild des Stephansdoms eingraviert. Vielleicht sollten wir so tun, als wären wir dort getraut worden.

Der Geistliche begleitete uns um den Block. »Ihr solltet damit rechnen, daß ihr eure kleinen Differenzen habt«, sagte er uns. »Ihr könnt sogar damit rechnen, daß ihr manchmal ziemlich unglücklich seid«, sagte er. »Aber ich bin selber verheiratet, und es ist einfach großartig. Sie ist auch Wienerin«, flüsterte er mir zu. »Ich finde, die geben die besten Ehefrauen der Welt ab.« Ich nickte. Wir kamen plötzlich alle zum Stehen, da der Geistliche zu gehen aufhörte. »Um diese Ecke kann ich nicht gehen«, sagte er uns. »Ihr müßt

allein weitergehen. Jetzt seid ihr auf euch allein gestellt!«

»Was ist um die Ecke?« fragte ich ihn. Ich nahm an, er habe metaphorisch gesprochen, aber er meinte die wirkliche Ecke Rennweg/Metternichgasse.

»Da gibt es eine Konditorei«, sagte er. »Ich halte Diät, aber der Haselnußtorte kann ich nicht widerstehen, wenn ich sie im Schaufenster sehe.«

»Ich will eine Mokka-crème-torte«, beschloß Utsch; sie zerrte mich weiter.

»Es gibt zuviel Torte in dieser Stadt«, bekannte der Geistliche, »aber wissen Sie, was mir am meisten fehlt?«

»Was denn?«

»Hamburger«, sagte er. »Es ist einfach nicht dasselbe wie zu Hause.«

»Hamburger wird auf dem Gartengrill gemacht, stimmt's?« fragte Utsch.

»Also, hören Sie sich die an!« rief unser Geistlicher. »Also, da haben Sie das große Los gezogen!« sagte er mir.

Auf dem Rückweg zum Studentenheim zog Utsch plötzlich den Atem ein, grub die Fingernägel in mein Handgelenk und schrie – aber die Erscheinung, die sie zu sehen geglaubt hatte, war die Rolltreppe hinunter verschwunden, die den Opernring unterquert. Sie glaubte, sie habe den Mann mit dem Loch in der Wange gesehen. Wir Verfasser historischer Romane wissen, daß die Vergangenheit lebendig sein kann; sie kann sogar wirklich erscheinen. »Aber es ist so wirk-

lich«, sagte mir Utsch. »Er scheint zwischen den Zeiten, wo ich ihn sehe, richtig zu altern; ich meine, er wirkt jetzt so, wie er wohl aussehen würde, wenn er zehn Jahre älter wäre als beim Abzug der Russen. Er ist grauer, er ist ein bißchen gebeugt – weißt du.«

»Und das Loch selbst?« fragte ich. »Verändert sich das je?«

»Das Loch ist ein Loch«, sagte Utsch. »Es ist ein fürchterliches Ding. Zuerst denkt man, es ist ein Schatten, aber es bewegt sich nicht. Man denkt, es ist irgendein Schmutzfleck, aber es geht nach *innen* – wie eine Tür, die offensteht. Und das Auge ist leicht zu dem Loch hin verzogen, und der Wangenknochen ist komisch auf dieser Seite seines Gesichts.«

»Ein Alptraum«, sagte ich.

Wir sprachen über die Häufigkeit und die Anlässe der Erscheinung. Tauchte er, so wie jetzt, zu Zeiten auf, wo sie sich von ihrer Vergangenheit losriß – wo sie sich, sagen wir, von ihrer Geschichte befreite –, als sei die Erscheinung der psychische Teil ihres Selbst, dem es widerstrebte, ihre Vergangenheit aufzugeben?

Nein, nicht unbedingt; sie glaubte nicht, daß es einem bestimmten Muster folgte. Sie zuckte die Achseln; sie gab sich keine große Mühe, solche Sachen herauszufinden. Ich gab zu verstehen, daß der Mann ein Vaterersatz sei. Schließlich war er von Kudaschwili zu ihrem Schutz abgestellt worden; da sie nicht so tun konnte, als sei Kudaschwili nicht tot, hatte sie ihn durch das lebendigste Schutzsymbol ihres Lebens ersetzt. Jahrelang hatte sie die schrittweise Verhaftung

der Blum-Bande in den Zeitungen verfolgt, und ich sagte ihr, daß sie, falls sie je ein Foto des Mannes mit dem Loch in der Wange gesehen hätte – endlich gefaßt oder getötet –, vermutlich das Gefühl eines großen Verlustes gehabt hätte.

»Ich doch nicht«, sagte Utsch. (Jahre später sagte sie in solchen Fällen: »Psychologie ist eher etwas für Pflanzen.«)

Sie machte Gymnastikübungen wie ein Mann – Rumpfbeugen und Liegestütze und andere. Natürlich hatte Hauptmann Kudaschwili sie gemacht. Ich sah ihr wirklich gerne dabei zu.

»Was heißt ›We're married‹ auf deutsch?« fragte ich.

»Wir sind verheiratet«, sagte sie.

Ich ging den Gang hinunter ins Herrenzimmer, aber Heinrich und Willi waren nicht an ihren Waschbecken; es war keine Rasierzeit. Einer von ihnen hatte eine Dose Rasierschaum auf dem Glassims liegenlassen. Ich schüttelte den Inhalt durch, denn ich stellte mir vor, über die ganze Länge des Spiegels mit Schaum WIR SIND VERHEIRATET! zu schreiben, aber es schien nicht mehr genug da zu sein. Als der Mann mit dem Loch in der Wange aus dem Klo hinter mir trat, ging die Rasierschaumdose in meiner Hand los.

Er war ziemlich alt, und das Loch war genau so, wie Utsch es beschrieben hatte. Ich konnte nicht erkennen, ob es schwarz war, weil es bodenlos oder weil sein Fleisch irgendwie verkohlt geblieben war. Dieses schreckliche, wunde Loch zog den Blick an, aber man konnte es nicht ertragen, es anzusehen.

»Wir sind verheiratet«, sagte ich auf deutsch zu ihm, denn diesen Satz hatte ich vorbereitet.

»Ja, ja, ich weiß«, sagte er müde, ungeduldig. Er ging langsam zu der Reihe von Waschbecken, lehnte sich an eines und starrte sich im Spiegel an. »Also«, sagte er nach kurzem Schweigen, »erzählt sie dir von mir – ich seh's an deinem Blick.«

»Ja«, sagte ich, »aber sie glaubt, Sie sind ein Hirnge-spinst. Hab ich auch geglaubt.«

»Gut, gut«, sagte er. »Um so besser. Der Job ist vorbei. Du nimmst sie mit, und ich bin zu alt und zu arm, um ihr weiter zu folgen. Amerika!« schrie er plötzlich auf, als täte ihm etwas weh. »Ich wünschte, jemand nimmt *mich* mit nach Amerika!«

Er sah mich an. Er sah nicht mehr wie ein Gangster aus oder wie ein gedungener Killer oder Leibwächter oder Spion; er sah aus wie ein heruntergekommener Juwelier, der nichts für seine Gesundheit oder seine Kleidung, sondern alles für teure Ringe und Colliers für Frauen ausgab, die ihn stets verließen. Er hätte sein Geld besser für eine kunstvolle Brosche ausgegeben, die sein Loch verdeckte; was er brauchte, war eine Art Wangen-Nadel. Natürlich wäre sie kompliziert zu befestigen gewesen. Ich glaubte nicht, daß er eine Pistole trug.

»Was hältst du von meinem Englisch?« fragte er.

»Ziemlich gut«, sagte ich.

»Ja, ist es«, sagte er. »Sie lernt es, also lern ich es. Sie läuft in diesem alten Museum rum, ich laufe auch drin rum. Sie macht Straßenbahnfahrten zu den unmög-

lichsten Zeiten, ich versuche, ihr nachzugehen. Meistens sieht sie mich nicht, aber manchmal bin ich unvorsichtig. Ich werde alt«, sagte er. »So sieht's aus.«

»Warum folgen Sie ihr?« fragte ich ihn. »Arbeiten Sie immer noch für die Russen?«

Er spuckte ins Waschbecken und schüttelte den Kopf. »Russen und Amerikaner sind dasselbe«, sagte er. »Ich verspreche es Kudaschwili. Ich sage ihm, ich kümmere mich um sie, bis sie zu ihm zieht. Woher soll ich wissen, daß Kudaschwili umgebracht wird? Ich habe ein Versprechen gegeben: Ich kümmere mich um seine Utschka. Aber jetzt nicht mehr. Wer denkt denn, sie braucht fünfundzwanzig Jahre zum Heiraten?«

»Mein Gott«, sagte ich. »Sie hätten es ihr sagen sollen.«

»Sie haßt mich«, sagte er. »Ist natürlich unfair. Ich arbeite also einmal für Benno Blum, na und? Dann arbeite ich für Kudaschwili. Hält sie *ihn* für einen Engel?«

»Sagen Sie es ihr doch jetzt«, sagte ich. »Zeigen Sie ihr doch, daß es Sie wirklich gibt. Aber vielleicht lassen Sie mich zuerst mit ihr sprechen, sonst ...«

»Bist du verrückt?« fragte er mich. »Es ist alles aus. Sie sieht mich nie wieder, warum soll sie mich jetzt sehen? Sie denkt, ich bin ein Traum. Du sagst ihr, daß sie nicht mehr von mir träumen wird. So ist es. Du heiratest sie, jetzt kümmerst du dich um sie.«

»Aber ja, ja«, sagte ich ihm. Er wirkte noch aufrichtiger als unser Geistlicher. Mein Versprechen an ihn schien schwerwiegender als mein Ehegelöbnis. Aber

plötzlich sackte er gegen das Waschbecken, warf einen kurzen, kranken Blick auf sein Spiegelbild, wandte sich schluchzend ab und plumpste leise weinend gegen die Reihe Klos.

»Ich lüge dich an«, sagte er. »All die Jahre habe ich gehofft, sie sieht mich bloß einmal, ohne zu schreien und zu zittern, wie wenn sie ein Ungeheuer sieht. Wie sie jünger ist, schaut sie mein Gesicht an, als ob es ihr wirklich nichts ausmacht – bloß daß ich ihr leid tue, daß mir so etwas passiert. Sie ist ein liebes kleines Mädchen, muß ich dir sagen.«

»Inwiefern haben Sie gelogen?«

»Ich sehe zu, wie sie in dieses Kuddelmuddel mit diesen zwei Kerlen gerät. Ich denke, einmal bringe ich sie beide um! Ich denke, ein andermal bringe ich *dich* um«, sagte er, »aber sie hat dich so *erwischt* – ich sehe es. Sie hat mich auch so erwischt.«

»Sie sind in sie verliebt?«

»Ja«, würgte er, »aber es ist aus, vorbei! Und du sag ihr lieber nie ein Wort davon, oder ich krieg dich, egal wo du wohnst. Und wenn's in Oklahoma ist«, sagte er, »ich finde dich und reiß dir die Augen raus.«

»Oklahoma?«

»Ist doch egal!« weinte er. »Ich paß auf sie auf. Kudaschwili selber kann's nicht besser! Er sagt einmal zu mir, er gibt jede Minute auf sie acht, bis sie den richtigen Mann heiratet, und ich sage: ›Was machst du, wenn sie sich in den falschen Mann verliebt?‹ Und er sagt: ›Ihn umbringen, natürlich.‹ Jetzt ist da eine Liebe, die ist ziemlich stark, muß ich dir sagen.«

»Liebe?« sagte ich.

»Ja!« brüllte er wild. »Was weißt du schon davon? Alles, was du willst, ist ficken!«

Er riß sich zusammen, glättete seinen Anzug und steckte sich das Hemd richtig hinein. Ich hatte mich getäuscht; ich sah die Pistole, als er sich die Krawatte geradezog. Sie hatte einen beinernen Kolben, der plump aus einem hochsitzenden Schulterhalfter aus grünem Leder ragte.

»Wenn du ihr jemals von mir erzählst«, sagte er, »höre ich es durch die ganze Welt. Wenn du nicht gut auf sie aufpaßt, fühle ich meinen Pistolenhahn, ich fühl es in meinen Lungen. So wie ich fühle«, sagte er, »kann ich träumen, daß du stirbst, und es dazu kommen lassen.«

Ich glaubte ihm; ich denke, ich glaube ihm immer noch. Als er an mir vorbei zur Tür ging, versuchte das längliche Deckenlicht vergebens, sein grausiges Loch zu durchdringen.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich. »Und danke, daß Sie sich um sie gekümmert haben.«

Ich muß nicht vertrauenswürdig ausgesehen haben, denn plötzlich schien er mich überzeugen zu müssen. Er ging, alle Wasserhähne voll aufdrehend, die Reihe der Waschbecken hinunter, dann, alle Spülungen ziehend, die Reihe der Klos hinauf. Er zog auch die Spülung des langen Urinbeckens, und das Herrenzimmer toste vom Rauschen des Wassers. Als er seine Pistole zog, dachte ich, ich würde gleich in Benno Blums furchteinflößende Statistik eingehen.

»Stell die Rasierschaumdose hin«, befahl er. Ich stellte sie auf das Waschbecken neben mich; er zielte rasch und pustete sie kreiselförmig das Waschbecken entlang; sie landete im letzten und kullerte, ein Loch säuberlich mittendurch gebohrt, im Ausguß. Was von dem Rasierschaum übrig war, sprudelte, quoll dann und tröpfelte schließlich aus dem Loch. Eine nach der anderen hörten die Toiletten zu rauschen auf; einen nach dem anderen drehte er die Hähne an den Waschbecken zu, während die Rasierschaumdose weiterblutete.

»Auf Wiedersehen«, sagte er. Er schloß die Tür hinter sich. Als ich in den langen Gang hinauslief, war er verschwunden. Kein Heinrich, kein Willi, keine Utsch, die ihn hätten gehen sehen.

Zurück in Utschs Zimmer, umarmte ich sie, sagte ihr, ich würde sie nie verletzen, sagte ihr, bei mir würde sie immer sicher sein. »Ich werde mit dir zusammenleben«, sagte sie. »Aber ich lasse mich nicht von dir bewachen.« Ich ging nicht weiter darauf ein.

Es blieb nur noch ein Letztes zu tun. Wir mieteten ein Auto, und ich fuhr Utsch nach Eichbüchl, dem Städtchen, in dem sie geboren wurde – zweimal, sozusagen. Sie war nicht dort gewesen, seit Kudaschwili sie von dort mitgenommen hatte.

Am Rand von Wiener Neustadt, wo Utschs Vater bei der Sabotage von Messerschmitts erwischt worden war, fuhren wir an der riesigen, unberührten Ruine des Messerschmitt-Werkes vorbei. Stacheldraht umgab sie. In diesem Schutt herumzumurksen war ver-

boten, weil dort so viele Bomben abgeworfen worden und nicht alle davon losgegangen waren. Zwei- bis dreimal im Jahr explodierte eine; wahrscheinlich lösten Katzen und Eichhörnchen und streunende Hunde sie aus. Man befürchtete, daß Kinder, wenn das Gelände nicht eingezäunt wäre, dort spielen und sich selbst in die Luft jagen würden. Die Ruinen einzubebenen war eine langwierige und riskante Arbeit; es war keine Sache für Bulldozer. Das große Gerippe stand so leblos am Straßenrand wie ein abgewracktes Schiff. Draußen vor der Stadt lag nun unbenutzt die lange, zerlöchernte Rollbahn – noch heute der größte Flugplatz in Europa, größer als Orly oder Heathrow. Es wäre eine einfache Sache, den Belag der Rollbahn zu reparieren, aber die Leute von Wiener Neustadt waren dagegen; sie hatten genug Flugzeuge über ihren Köpfen gehört.

Wir fanden das Dorf Eichbüchl hinter dem Kloster bei Katzelsdorf, wo Utschs Mutter sich Bücher ausborgt hatte. Es gab eine Menge neuer Häuser in Eichbüchl – Wochenendhäuser, die Ärzten und Anwälten aus Wien gehörten. Die Bauern waren immer noch da, aber wie Bauern überall in der Geschichte waren sie ein Teil der Landschaft – der Hintergrund des Ortes. Man mußte genau hinsehen, um zu erkennen, was sie eigentlich genau machten. In Eichbüchl erzeugten sie Äpfel, züchteten Bienen, schlachteten häufig ein Schwein, gelegentlich ein Kalb. Sie machten ihre Wurst selbst; sie bauten ihr Gemüse selbst an; sie jagten Fasane, Kaninchen, Rehe und Wildschweine. Jeder

hatte einen Kartoffelkeller mit Äpfeln darin, und Kartoffeln und Kohl und Mangold; jeder hatte ein Stück Weinberg und machte seinen Wein selbst; jeder hielt ein paar Hühner und aß seine eigenen Eier; zwei Leute hatten eigene Kühe, und jeder bekam von ihnen Milch und Rahm. Es gab bloß einen Gasthof, einen Ort, wo man etwas trinken, einen Ort, wo man das eine Tagesgericht auf der Speisekarte essen konnte. An dem Tag, als wir dort einkehrten, war es serbische Bohnensuppe, Schwarzbrot und Wein oder Bier. Es war mitten am Nachmittag. Ein Stückchen weiter die einzige Dorfstraße hinauf war etwas, das wie ein Stall aussah, aber Utsch wollte ihn sich nicht ansehen; noch wollte sie irgendwen nach Frau Thalhammers kleinem Mädchen fragen, das einen russischen Offizier so beeindruckt hatte.

Die alte Dame, die den Gasthof betrieb, schien Utsch oder deren Ähnlichkeit mit ihrer Mutter nicht zu erkennen. Sie interessierte sich nur mäßig dafür, daß ich Amerikaner war; vor ungefähr acht Jahren war schon einmal ein Amerikaner dagewesen; ich war nicht ihr erster. Im Gasthof spielten ein paar alte Männer Karten und tranken Wein. Utsch sah sie ruhig an; ich wußte, sie dachte an das stramme, dörfliche Mannsvolk, das ihre Mutter vergewaltigt hatte, und ich sagte: »Los doch, stell dich vor. Stell fest, was sie sagen. Deshalb hast du doch herkommen wollen?« Aber sie sagte, sie habe einfach keine Gefühle mehr. Die Männer waren so alt, daß sie nicht die Männer in ihrer Vorstellung waren. Alle, die wie die Männer in

ihrer Vorstellung aussahen, waren jetzt in ihrem Alter und damals unschuldig; alle, die damals im richtigen Alter gewesen waren, waren jetzt zu alt und unschuldig.

Sie nippte von ihrer Suppe und fügte hinzu: »Alle bis auf *den* da.« Sie richtete den Blick auf einen der Kartenspieler – alt wie sie alle, ja, aber rauher und stärker aussehend. Er war kein mitleiderregender alter Mann; seine Arme waren dick und muskelbepackt, seine Schultern und sein Hals waren nicht ausgemergelt. Er hatte ein grobes, aggressives Kinn, und seine Augen bewegten sich rasch, wie die eines jungen Mannes. Außerdem sah er Utsch von Zeit zu Zeit interessiert an. Ich wollte gehen, aber Utsch mußte den Mann beobachten; sie dachte, sie würde vielleicht den Mut aufbringen, ihn anzusprechen.

Dem Mann schien von der Art, wie Utsch ihn ansah, unbehaglich zu werden; er rutschte auf seinem Stuhl hin und her, als habe ihn Utsch juckig gemacht oder als habe er einen Krampf in den Beinen. Als er aufstand, stellte ich fest, daß die über die Lehne der langen Bank gehakten Krücken seine waren; er hatte keine Beine. Als er hinter dem Tisch mit den Kartenspielern hervorwankte, verstand ich, warum seine Arme, sein Hals und seine Schultern so jung waren. Er schwang sich auf unseren Tisch zu, eine Stummelpuppe, ein amputierter Akrobat. Er balancierte auf seinen Krücken vor uns, leicht schwankend, bisweilen die Spitze einer Krücke nach vorn oder nach hinten verrückend, um sich im Gleichgewicht zu halten. Die

Handgriffe der Krücken waren glattgewetzt, die Achselpolster aus einer alten Steppdecke genäht. Initialen, Namen, Stiche von Gesichtern und Tieren waren in die dunklen, polierten Krücken eingeritzt – so komplex und historisch wie die Torbögen mancher Kathedralen. Er lächelte auf Utsch herab.

Später sagte sie mir, daß er sie gefragt habe, ob er sie kennen müsse; sei sie auf Besuch zurückgekommen? »Alle werden so schnell erwachsen«, so formulierte er es. Sie sagte ihm, nein, sie sei zum erstenmal da. Ach, das habe er mißverstanden, sagte er. Als er ging, fragte Utsch die Dame, die das Gasthaus betrieb, wie er seine Beine verloren hatte. Der Krieg; das war alles, was die alte Dame sagen wollte. Die Russen? fragte Utsch. Die alte Dame räumte ein, daß es an der russischen Front gewesen sein könnte; die Gegend war allgemein dafür bekannt gewesen, daß man da seine Gliedmaßen verlor.

Aber als wir aus dem Gasthof heraustraten, kam einer der alten Kartenspieler zu uns. »Hören Sie nicht auf sie«, sagte er Utsch. »Er hat seine Beine direkt hier im Dorf verloren. Die Russen waren es. Sie haben ihn gefoltert, weil er ihnen nicht sagen wollte, wo seine Frau und seine Töchter versteckt waren. Sie haben es bei ihm mit einer Mostpresse gemacht. Er hat es ihnen nicht gesagt, aber sie haben sie natürlich trotzdem gefunden.«

Warum ein so alter Mann Fremden eine solche Geschichte erzählen sollte, geht über meinen Horizont, aber Utsch behauptet, sie habe den Dialekt richtig

übersetzt. Wir fuhren aus Eichbüchl hinaus, bevor es dunkel war, und Utsch weinte leise auf dem Sitz neben mir. Ich hielt beim Fluß an, bloß um sie festzuhalten und zu versuchen, sie zu trösten. Der Fluß hieß Leitha, ein klares, seichtes Gewässer mit Kiesgrund – sehr schön. Utsch weinte eine Weile, bis wir mit einemal ausgerechnet eine Kuh anglotzten. Sie hatte sich von der Herde unten am Fluß weggetrollt und bis zum Straßenrand hinaufgegrast. Sie betrachtete uns neugierig. »O mein Gott«, schluchzte Utsch.

»Ist schon gut«, sagte ich. »Es ist bloß eine Kuh.«

Die Kuh glotzte uns sanft und blöde an; für Kühe nimmt sich alle Geschichte so ziemlich gleich aus.

Schließlich lachte Utsch laut heraus – ich nehme an, weil sie *mußte*. »Auf Wiedersehen, Mutter«, sagte sie zu der Kuh. Dann fuhr ich uns über die Holzplanckenbrücke über die Leitha, wo alle anderen Kühe zu uns aufblickten, als wir die Brücke zum Rattern brachten. »Auf Wiedersehen, Mutter!« schrie Utsch, während ich beschleunigte. November war überall. Die Weinberge waren abgepflückt; das Wurzelgemüse war in den Kellern aufgeschichtet; der Most war sicher schon gepreßt.

Utsch weinte fast die ganze Nacht in ihrem Zimmer voller Pflanzen im Studentenheim, und ich schlief mit ihr, wann immer sie das wollte. Ein paar Stunden lang war sie nicht im Zimmer, und eine Weile dachte ich, sie nähme hinten im Gang ein heißes Bad. Aber als sie um die Morgendämmerung zurückkam, sagte sie mir, sie habe sich von Heinrich und Willi verabschiedet.

Nun ja, Abschiede lagen eindeutig in der Luft; wir reisten am nächsten Tag ab.

Im Herrenzimmer verabschiedete ich mich von Willi und Heinrich. Sie waren höflich, ruhig, nicht zu Bosheiten aufgelegt. Ich sagte, es tue mir leid, was mit ihrer Rasierschaumdose passiert sei, aber sie weigerten sich, Entschuldigungen irgendwelcher Art zu akzeptieren. »Du hast einen guten Bart wachsen«, sagte mir Willi. »Warum willst du dich rasieren?«

Dann waren wir im Taxi, unterwegs zum Flughafen Schwechat. Ein kalter, grauer Tag zum Fliegen, schlechte Sicht. Auf dem Flughafen kaufte ich mir eine ›International Herald Tribune‹, aber sie war einen Tag alt. Es war der 22. November 1963. Wir warteten auf ein Abendflugzeug. Der Lautsprecher auf dem Flughafen machte Durchsagen auf deutsch, französisch, italienisch, russisch und englisch, aber ich hörte nicht hin. In der Flughafenbar erkannte ich eine Menge anderer Amerikaner. Viele von ihnen weinten. Ich hatte die letzten beiden Tage seltsame Dinge gesehen, und ich hatte keinen Grund zu erwarten, daß die seltsamen Dinge aufhören würden. Wie alle anderen sah ich fern. Es war die Überspielung eines Videobandes. Der Empfang war miserabel, der Kommentar auf deutsch. Ich sah ein großes amerikanisches Cabriolet mit einer Frau, die vom Rücksitz nach hinten auf den Kofferraum kletterte, um einem Mann zu helfen, auf die hintere Stoßstange aufzuspringen und ins Auto zu klettern. Es ergab nicht viel Sinn.

»Wo ist Dallas?« fragte mich Utsch.

»Texas«, sagte ich. »Was ist in Dallas passiert?«

»Der Präsident ist tot«, sagte Utsch.

»Was für ein Präsident?« fragte ich. Ich dachte, sie meinte den Präsidenten von Dallas.

»Euer Präsident«, sagte Utsch. »Du weißt doch, Herr Kennedy?«

»*John* Kennedy?«

»Ja, der«, sagte Utsch. »Herr Kennedy ist tot. Er ist erschossen worden.«

»In Dallas?« fragte ich. Irgendwie konnte ich es nicht glauben, daß mein Präsident je auch nur nach Dallas fahren würde. Ich starrte Utsch an, die nicht einmal mit Kennedys Namen vertraut war. Was muß sie von diesem Land halten, in das sie da fährt? fragte ich mich. In Europa bringen sie ihre Aristokratie natürlich andauernd um, aber nicht in Amerika.

Vor mir plärrte eine große, bepelzte Frau in einem fort. Sie sagte, sie sei Republikanerin aus Colorado, aber sie habe Kennedy trotzdem immer gemocht. Ich fragte ihren Mann, wer es getan habe, und er sagte, es sei wahrscheinlich irgendein mieser, kleiner Scheißkerl, der keinen anständigen Job habe. Ich sah, daß Utsch bestürzt war, und versuchte, ihr zu sagen, wie außergewöhnlich das sei, aber sie schien mehr um mich besorgt.

Als wir später in dieser Nacht in Frankfurt in ein anderes Flugzeug umstiegen, erfuhren wir, daß der, von dem sie glaubten, er habe Kennedy erschossen, gerade selbst von jemand anderem erschossen worden war – auf einem Polizeirevier! Auch das sahen wir im

Fernsehen. Utsch zuckte nicht mit der Wimper, aber die meisten Amerikaner weinten weiter, erschüttert und verängstigt. Für Utsch, nehme ich an, war es überhaupt nicht ungewöhnlich; es war die Art, wie man in Eichbüchl Rechnungen begleichen würde. Niemand hatte sie gelehrt zu erwarten, daß sich irgendein anderer Teil der Welt anders verhielt.

Als wir in New York landeten, hatte bereits irgendeine Zeitschrift das Bild von Mrs. Kennedy gedruckt, das monatelang in Umlauf sein sollte. Es war ein großes Farbfoto – es war besser in Farbe, weil das Blut wirklich wie Blut aussah; es zeigte sie verstört und bekümmert und gleichgültig gegen ihr Aussehen. Sie war immer so um ihr Äußeres besorgt gewesen, daß ich glaube, das Publikum sah sie gern so. Es war fast so, als sähe man sie nackt; wir waren Voyeure. Sie trug dieses blutbespritzte Kostüm; ihre Strümpfe waren vom Blut des Präsidenten bekrustet; ihr Gesicht war leer. Utsch fand das Foto widerwärtig; es machte sie den ganzen Weg nach Boston über weinen. Die Leute um uns dachten wahrscheinlich, sie weinte um Kennedy und um das Land, aber das war es nicht; sie reagierte auf das Gesicht auf dem Foto, diesen Kummer, diesen Blick des derart totalen Geschlagenseins, daß einem alles gleich ist. Ich glaube, daß Utsch um Kudaschwili und um ihre Mutter und um dieses schreckliche Dorf weinte, aus dem sie kam und das genau wie jedes andere Dorf war. Ich glaube, sie fühlte mit der Leere im Gesicht der Präsidentenwitwe.

Wir nahmen die U-Bahn nach Cambridge. »Es ist

wie eine Art unterirdische Straßenbahn«, erklärte ich, aber Utsch interessierte sich nicht für die U-Bahn. Sie saß angespannt da, das zerknitterte Bild von Mrs. Kennedy auf dem Schoß. Die Zeitschrift hatte sie weggeworfen.

Auf dem Harvard Square gingen wir an vielen, die um Kennedy trauerten, vorbei. Utsch starrte alles an, aber sie sah nichts. Ich sprach von meiner Mutter und meinem Vater. Wenn die Koffer nicht so schwer gewesen wären, wären wir den langen Weg nach Hause in die Brown Street zu Fuß gegangen; so nahmen wir ein Taxi. Ich redete und redete, aber Utsch sagte: »Du solltest keine Witze über deine Mutter machen.«

Mutter stand an der Tür, dasselbe verdammte Bild von Mrs. Kennedy in der Hand wie Utsch. Es mag eine dieser falschen Verschwisterungen gewesen sein, bei denen man sich mit einem anderen Menschen identifiziert; das funktioniert ausgezeichnet, weil man nie herausfindet, daß man unter dem, was einen verband, gänzlich Verschiedenes verstanden hat.

»Ach, du hast es also wirklich getan!« rief meine Mutter mir zu und breitete für Utsch die Arme aus.

Utsch rannte geradewegs zu ihr und weinte an ihrer Brust. Meine Mutter war überrascht; es war Jahre her, daß jemand sie derart vollgeweint hatte. »Geh zu deinem Vater«, sagte mir Mutter. Utschs Weinen schien man nicht besänftigen zu können. »Wie heißt sie?« flüsterte Mutter, Utsch in den Armen wiegend.

»Utschka«, sagte ich.

»Ach, das ist ein hübscher Name«, flötete meine

Mutter, die Augen verdrehend. »Utschka?« sagte sie, als tröste sie ein Baby. »Utschka, Utschka.«

Ich sah meine Frau stundenlang nicht wieder; meine Mutter hielt sie vor meinem Vater und mir versteckt. Gelegentlich tauchte sie auf und gab Aussprüche von sich, wie etwa: »Wenn ich daran denke, was mit der Mutter dieses armen Kindes passiert ist ...«, oder: »Sie ist eine bemerkenswerte junge Frau, und ich weiß gar nicht, womit du sie verdient hast.«

Ich saß mit meinem Vater zusammen, der mir alles, was infolge von Kennedys Ermordung in den nächsten zehn Jahren mit dem Land passieren würde, und alles, was ungeachtet seiner Ermordung passieren würde, auseinandersetzte. Die Unterscheidung verwirrte mich.

Utsch wurde mir beim Dinner wiedergegeben; was immer zusammengekommen war, um sie aus dem Gleichgewicht zu bringen, schien unter Kontrolle zu sein. Sie war entspannt, verführerisch und schelmisch zu meinem Vater, der zu mir sagte: »Ich glaube, da hast du was Gutes. Lieber Himmel, als deine Mutter vorhin rein und raus rannte, hatte ich den Eindruck, du hättest irgendeine Kriegshinterbliebene, irgendeine Katastrophenfrau mit nach Hause gebracht.« Als der alte Langweiler schließlich zu bruddeln aufhörte, schlief das Haus.

Ich blickte hinaus auf den dunklen Bürgersteig. Ich muß wohl nach dem Mann mit dem Loch in der Wange Ausschau gehalten haben, um festzustellen, ob er mich überprüfte. Aber die Geschichte braucht Zeit;

meine Ehe war noch neu. Ich würde ihn eine Weile nicht zu sehen bekommen.

Am nächsten Morgen fragte mein Vater: »Was macht eigentlich dieses blöde Bruegel-Buch?«

»Na ja, es ist nie was geworden«, gab ich zu.

»Um so besser«, sagte er.

»Ich hab da an ein anderes gedacht«, sagte ich. »Es handelt von Bauern.« Damals wußten wir beide nicht, daß dieser Gedanke mein dritter historischer Roman, mein Buch über Andreas Hofer, den Helden von Tirol, werden würde.

»Bitte erzähl mir nichts davon«, sagte mein Vater. »Ich habe Lust, dir ein Kompliment zu machen; was Frauen angeht, ist dein Geschmack bewundernswert. Ich finde, er übertrifft deinen literarischen Geschmack. *Der Streit zwischen Karneval und dem Fasten*, in der Tat!« höhnte er. »Na, es sieht so aus, als hätte das Fasten verloren. Dieses Mädchen ist Karneval durch und durch! Falls ich je eine weniger fastenmäßige Figur gesehen haben sollte, kann ich mich nicht daran erinnern. Bravo, Karneval!« jubelte er. Der alte Lustmolch.

Aber er hatte recht. Utsch war überall und immer eine Karnevalsgestalt.

Zum Beispiel wie sie schlief. Sie rollte sich nicht eng zusammen und schützte sich nicht; sie fläzte sich hin. Wenn man sich an sie kuscheln wollte, hatte sie nichts dagegen, aber sie selbst kuschelte nicht. Edith schlief wie eine Katze – beherrscht, eine Festung, an einen geschmiegt. Utsch spreizte sich aus, als wolle sie sich

in der Sonne trocknen lassen. Wenn sie auf dem Rücken lag, schien sie nicht zu bemerken, wo die Decke war, und sie lag auf dem Bauch wie eine im Augenblick des Beinstoßes erstarrte Brustschwimmerin. Auf der Seite lag sie wie das Profil einer Hürdenläuferin. Oft schlug sie mitten in der Nacht mit dem Arm aus und schmetterte die Nachttischlampe vom Nachttisch oder fegte den Wecker durchs Zimmer.

Ich versuchte, mit Severin humorvolle Gespräche über Utschs ausgefallene Schlafhaltungen zu führen. »Es ist offensichtlich so etwas wie eine gewalttätige Reaktion«, mutmaßte ich, »zweifelloso eine Abwehr gegen das Eingezwängtsein in der Kuh.«

»Ich schlafe selber so«, sagte er ernst, und damit hatte es sich.

Edith und ich waren die Anschmiegsamen; wir packten uns ordentlich und auf kleinem Raum aneinander. Wir witzelten oft über Severins und Utschs wirres Gefläze und versuchten uns vorzustellen, wie sie auf ein Bett paßten.

»Deshalb sind sie offenbar in die Ringerhalle gegangen«, sagte ich zu Edith. »Das ist das größte Bett in der Stadt.«

Edith setzte sich plötzlich auf und machte das Licht an. Ich blinzelte. »Was hast du gesagt?« fragte sie. Ihre Stimme war eigenartig tot. Ich hatte ihr Gesicht noch nie häßlich wirken sehen; vielleicht war es das plötzliche grelle Licht.

»Er hat sie in die Ringerhalle mitgenommen«, sagte ich. »Letzte Woche, als wir fanden, sie benähmen sich

so komisch. Sie sind in die Ringerhalle gegangen.« Edith schauerte und schlug die Arme um sich; sie sah aus, als würde sie sich gleich übergeben. »Ich dachte, Severin hätte dir alles erzählt«, sagte ich. »Was ist daran schlimm? Paßt das nicht zu ihnen? Siehst du sie nicht förmlich vor dir, wie sie sich auf den Matten rumkugeln?«

Edith schwang die Beine aus dem Bett, stand auf und zündete sich eine Zigarette an; sie krampfte die Fäuste gegen die Schenkel; ich hatte nie bemerkt, wie dünn sie war; die Venen an ihren Handgelenken und auf ihren Handrücken traten hervor. »Edith?« sagte ich. »Was ist so schlimm daran, daß sie in die Ringerhalle gehen?«

»*Er* weiß, was daran schlimm ist!« wimmerte sie schrecklich; sie schien sich ihres Körpers so unbeeußt, daß ich mich schämte, sie anzusehen. Sie ging neben dem Bett hin und her. »Wie konnte er das tun!« jammerte sie. »Er muß gewußt haben, wie weh er mir tun würde.« Ich verstand das nicht; ich stieg aus dem Bett und ging zu ihr, aber sie zog sich mit einer erschreckten, unbeholfenen Bewegung aufs Bett zurück und zog die Decke hoch, um sich zu verstecken.

»Geh heim, bitte«, flüsterte sie. »Geh bloß heim. Ich will allein sein.«

»Edith, du mußt mit mir reden«, sagte ich. »Ich weiß nicht, was so schlimm ist.«

»Dorthin hat er immer Audrey Cannon mitgenommen!« schrie sie.

»Wen? Was?«

»Frag *ihn!*« brüllte sie mich an. »Los doch! Bitte geh raus, geh heim. *Bitte!*«

Ich stolperte in den Flur hinaus, zog mich auf der Treppe an, fand meine Autoschlüssel und fuhr heim. Ich hörte sie hinter mir die Schlafzimmertür abschließen. Nichts ist so verwirrend wie herauszufinden, daß man jemanden nicht kennt, den man zu kennen glaubte.

Severins Auto war in meiner Auffahrt geparkt. Zumindest waren sie nicht wieder in der Ringerhalle. Als ich den Bürgersteig überquerte, hörte ich Utschs deutschen Gesang. Es war ihr Kommens-Gesang, aber er dauerte länger als sonst. Durch die Wände meines Hauses, durch die geschlossenen Fenster hörte ich, wie meine Frau kam. Was für ein Fest für Voyeure unser Bürgersteig war. Irgendwas wurde umgeschmissen, und Severin schnaubte wie eine bestimmte Spezies von Huftieren. Utsch war ein Sopran, obwohl ich das nie gewußt hatte; so hatte ich sie wahrhaftig noch nicht singen hören.

Ich schaute die dunkle Straße entlang und stellte mir das krude Gespräch vor, das ich mit einem unerwarteten Passanten führen könnte. »Junge, Junge, da drin kriegt's aber eine besorgt«, würde er sagen.

»Allerdings«, würde ich sagen, und wir würden lachen.

»Junge, Junge! Die hört ja überhaupt nicht mehr auf!« würde er sagen.

»Allerdings.«

»Manche Kerle ha'm aber auch einen Quirl«, würde

er sagen, und auf seinem von der Straßenlampe erleuchteten Gesicht würde sich Neid zeigen. »Der Kerl muß vielleicht einen Hammer haben.«

Und ich würde sagen: »Ach was, das ist alles Quatsch, ein altes Märchen. Mit dem Hammer hat das überhaupt nichts zu tun.«

Und er würde Utschs höchster Arie zuhören und sagen: »Ach ja? Wenn das kein Hammer ist, der das bewirkt, dann weiß da einer was, was ich nicht weiß.«

Schließlich kam Utsch. Ich hörte ihre gebrochene Stimme und sah in unserem Schlafzimmer ein schwaches Licht flackern. Zweifellos hatte ihr Atmen die Kerze ausgeblasen. Ich dachte an die Kinder und wie verängstigt sie sein würden, wenn sie bei diesem Geräusch aufwachten. Ich dachte daran, wie lange es her war, daß ich überhaupt an die Kinder gedacht hatte. Und die dunkle Straße hinab hielt ich Ausschau nach meinem Ankläger, dem Mann mit dem Loch in der Wange. »Ich höre das«, würde er sagen. Wie hatte er es formuliert? *Ich fühle meinen Pistolenhahn, ich fühle es in den Lungen.* Es sah nach einer passenden Gelegenheit für ihn aus, Utsch retten zu kommen. Ich hätte den Kopf hängen lassen, wenn ich ihn gesehen hätte; ich hatte das Gefühl, ich hatte sie in Schwierigkeiten geraten lassen, obwohl ich nicht genau wußte, was für welche.

Ich schloß laut die Tür meines Hauses, machte den Schrank auf und klapperte mit den Kleiderbügeln, obwohl ich keinen Mantel aufzuhängen hatte. Severin überraschte mich; er stürzte nackt ins Wohnzimmer,

bereit, den Einbrecher zu verprügeln. »Ich bin's bloß, um Himmels willen«, sagte ich. Sein Hammer, stellte ich zu meiner Erleichterung fest, sah mehr oder weniger wie der jedes anderen aus. Utsch tauchte hinter ihm auf und reichte ihm seine Unterhose; sie war schon in ihren Morgenmantel geschlüpft. Ich nehme an, sie erkannten an meinem Blick, daß etwas nicht stimmte.

»Edith regt sich auf«, sagte ich. »Es ist wahrscheinlich meine Schuld. Ich habe ihr gesagt, daß ihr beide in die Ringerhalle gegangen seid.« Severin schloß die Augen; Utsch berührte ihn an der Schulter. »Na ja, niemand hat mir gesagt, daß ich es ihr *nicht* sagen soll«, sagte ich. Es war klar, daß sie beide wußten, worüber Edith sich aufregte. Ich war wütend darüber, daß ich als einziger im dunkeln tappte. »Wer ist Audrey Cannon?« fragte ich wütend. Utsch nahm die Hand von Severins Schulter und setzte sich auf die Couch. »Komm schon, Severin«, sagte ich. »Die hast du früher auch in die Ringerhalle mitgenommen.« Ich mag mich mutig angehört haben, aber als ich Utsch ansah, bekam ich Angst. Sie sah mich mit der Sorte Mitleid an, die nur Wissende haben. Sie gab mir zu verstehen, daß ich es eigentlich gar nicht wissen wollte, aber ich fragte trotzdem: »Wer ist Audrey Cannon?«

Der Ringerhallen-Liebhaber

Im September liefen die Ringer, die nicht Football oder Fußball spielten, auf der Stadionbahn Runden oder trotteten auf dem Querfeldeinkurs durchs Laub. Später würden sie auf der Holzbahn im alten Käfig jede Menge Runden zu laufen haben; solange das Wetter warm blieb, liefen sie im Freien. Sie waren nicht alle aus demselben merkwürdigen Holz geschnitzt wie George James Bender.

Sie spielten zusammen Basketball – komische, stummelig aussehende Gestalten, die mit dem Ball herumstümperten, den Korb glatt verfehlten und das Rückbrett zum Schüttern brachten. Zwei von ihnen fingen mit Handball an, bis einer gegen die Wand rannte. Andere Sportarten schienen sie zu frustrieren und zu langweilen, aber im Oktober nahmen sie viele Bewegungssportarten auf, entwickelten ihre Ausdauer und verloren etwas Gewicht – und wenn sie mit dem Aufbaustraining fertig waren, begaben sie sich in die Ringerhalle, drehten den Thermostaten auf und »kugelten herum«.

Sofern sie nicht die Sommermonate hindurch gerungen hatten – und nur die Benders dieser Welt taten das –, erlaubte Severin ihnen nicht, richtig zu ringen. Es sei zu früh, sagte er; sie seien nicht in Form. Sie

machten Partnerübungen, absolvierten gemeinsam mit halber Geschwindigkeit Bewegungsabläufe und Griffe. Gelegentlich wurden sie übermütig, und es brachen kurze Aufwallungen von echtem Zweikampf aus, aber die meiste Zeit drillten sie sich bloß. Auch saßen sie, den Rücken an die gepolsterten Wände gelehnt, auf den weichen Matten, ließen die Temperatur auf neunundzwanzig, zweiunddreißig, fünfunddreißig Grad steigen und bewegten sich gerade nur soviel, daß sie locker blieben.

Jeder, der sie in der Ringerhalle gesehen hätte, hätte sie für eine Ringer mimende Parodie-Mannschaft gehalten, die sich mit übertriebener, ihrem Daseinszweck widersprechender Zähmheit bewegte. Sie schleppten und kugelten und wuchteten einander auf fast altmännerhafte Weise herum. Manche von ihnen, müde vom Laufen in den Wäldern oder vom Sichanstemmen gegen die Gewichthebeapparaturen, schlieften sogar. Mit zwei Sweatsuits übereinander und einem Handtuch um den Kopf kamen sie in dieses Treibhaus und ließen selbst im Schlaf den Schweiß rinnen. Dicht an der Wand und in den Ecken der Halle, wo sie nicht aus Versehen überrollt werden konnten, lagen sie in Haufen wie Bären.

Severin Winter, ihr Trainer und Deutschdozent, schaute zwischendurch nur in der Ringerhalle vorbei, um nach ihnen zu sehen – wie ein Vater, der seine Kinder während der Zeit im Brutkasten überwacht. Er glaubte eigentlich nicht, daß diese Winterschlaf-Stoffwechsel das Leben darstellten, wie er es kannte;

noch nicht. Er wirkte seinen Ringern gegenüber fast verlegen, als ob er ihnen angesichts der Form, in der sie waren, nichts anzubieten hätte außer Hoffnung und ein paar Wörtern zur Vergrößerung ihres deutschen Wortschatzes. (Zu dieser Jahreszeit gab er denn auch gelegentlich Deutschkurse in der Ringerhalle.)

Aber in der Vorsaison, ehe Bender seiner Mannschaft angehörte – eben der Vorsaison, ehe er und Edith uns kennenlernten –, war Severin bedrückt. »Ich wußte, daß er bedrückt war«, sagte mir Edith, »weil er viel davon redete, wieder nach Wien zu ziehen. Das ist bei ihm ein Zeichen von Bedrücktheit.«

»Nein, nein«, widersprach Severin. »Es war vor allem die Schlaflosigkeit. Alles hat mit der Schlaflosigkeit angefangen.«

Ich hätte ihm sagen können, daß Schlaflosigkeit nach acht Jahren Ehe kaum der Rede wert ist. Wenn ich ihn damals gekannt hätte, hätte ich ihm ein paar weniger drastische Gegenmittel empfehlen können als das, das er sich aussuchte. (Als meine Tippse, die Sekretärin der Historischen Abteilung, das Manuskript meines dritten historischen Romans tippte, konnte ich nicht schlafen und wußte, daß ich es nicht können würde, bis es fertig war. Ich stellte fest, daß der einzige Ort, wo ich schlafen konnte, ihr winziges Apartment war, während ich zuhörte, wie sie weitere Seiten tippte. Sie hieß Miss Ronquist. Ich sagte Utsch, ich benützte die große Büromaschine der Historischen Abteilung, um das Manuskript selbst zu tippen, und könne die Schreibmaschine nur nachts benutzen,

wenn das Büro geschlossen sei. Es sei unmöglich, mich telefonisch zu erreichen, da die Vermittlung der Universität nach Mitternacht keine Anrufe mehr durchstellte. Es dauerte lange, dieses Manuskript zu tippen. Miss Ronquist war ständig müde und schaffte nur ungefähr fünf Seiten pro Nacht. Langsam für eine Tippse, aber sie fand andere Möglichkeiten, mir einschlafen zu helfen. Und als das Buch fertig war, ging ich nach Hause und schlief sehr gut mit Utsch. Alles war bestens; keiner regte sich auf.)

Aber Severin hatte keine Erfahrung mit Schlaflosigkeit, und seine Reaktion war typisch unvernünftig. Man erfährt viel über jemanden durch die Art, wie er mit Schlaflosigkeit umgeht. Meine Reaktion – auf Schlaflosigkeit und auf das Leben im allgemeinen – besteht darin, nachzugeben. Meine am besten ausgebildeten Sinne sind passiv; mein Lieblingswort heißt sich fügen. Aber Severin Winter würde sich nichts und niemandem fügen, und als er unter Schlaflosigkeit litt, kämpfte er dagegen an.

Es begann eines Nachts, als er wach neben Edith lag, nachdem sie miteinander geschlafen hatten. Sie war schläfrig, aber er lag da wie eine überladene Batterie. »Ich habe nichts zu tun«, verkündete er und stand auf.

»Wo gehst du hin?« fragte Edith.

»Ich kann nicht schlafen.«

»Lies doch was«, sagte Edith. »Das Licht stört mich nicht.«

»Es gibt nichts, was ich im Moment lesen will.«

»Schreib doch was und lies dann *das*.«

»Du bist die Schriftstellerin«, sagte er. »Eine reicht.«

»Warum wartest du nicht, bis ich einschlafe«, sagte Edith, »und probierst dann ganz vorsichtig, ob du mit mir schlafen kannst, ohne mich aufzuwecken.«

»Das hab ich letzte Nacht versucht.«

»Wirklich?« sagte Edith. »Was ist passiert?«

»Du bist nicht aufgewacht«, sagte er. Er zog seine Turnhose und seine Laufschuhe an und stand dann da, als ob er nicht wüßte, was er als nächstes tun sollte. »Ich fahre ein bißchen Fahrrad«, beschloß er. »Das wird mich müde machen.«

»Es ist nach Mitternacht«, sagte Edith, »und du hast kein Licht am Rad.«

»Ich kann die Autos kommen sehen. Oder ich kann sie hören, wenn sie ohne Licht herumschleichen.«

»Warum sollten sie das tun?« fragte Edith.

»Ich weiß nicht!« bellte er. »Warum tue ich *das*?«

»Ich weiß nicht«, bekannte Edith. *Ich* bin die Schriftstellerin, dachte sie. Ich sollte seine Energie haben, ich sollte so verrückt sein.

Aber ich glaube nicht, daß es einer von ihnen wirklich verstand. Als ich Severin sagte, daß mir seine Schlaflosigkeit begreiflich sei, sagte er mir, daß ich gar nichts verstünde. »Ich bin nicht wie du«, sagte er. »Ich habe schlicht nicht schlafen können. Ich bin radfahren gegangen. So hat es angefangen.«

Es war eine warme, frühherbstliche Nacht. Er radelte durch die schlafenden Vorstädte, *tsik-tsik* glitt sein Rad an all den Menschen, die sicher in ihren Bet-

ten lagen, vorbei. Er passierte nur wenige erleuchtete Fenster, und an denen strampelte er langsam vorbei, aber er konnte selten etwas sehen. Er war froh, daß er kein Licht hatte; seine Fahrt war dadurch heimlicher. In der Stadt blieb er auf dem Bürgersteig; auf dem Land konnte er die vereinzelt Autos kommen hören und sehen und einfach von der Straße heruntergehen. In dieser ersten Nacht radelte er meilenweit – über den ganzen Campus zur Stadt hinaus und wieder zurück. Es war fast Morgengrauen, als er die Sporthalle aufschloß und sein Rad in den Umkleideraum trug. Er schlüpfte in einen Ringermantel, ging in die Ringerhalle hinauf, legte sich auf die große, warme Matte und schlief, bis die durchs Oberlicht dringende Sonne ihn weckte. Er nahm eine Sauna, schwamm und radelte rechtzeitig nach Hause, um Edith das Frühstück ans Bett zu bringen.

»Es war herrlich!« sagte er ihr. »Genau das, was ich gebraucht habe.«

Aber das schuf auch keine Abhilfe. Ein paar Nächte später war er wieder auf und strich durchs Haus. Draußen, beim Geräteschuppen lauernd, schimmerte sein weißes Rennrad im Mondlicht wie ein geisterhaft dünner Hund. »Es wartet auf mich«, sagte er Edith. Bald radelte er drei bis vier Nächte die Woche. Zunächst, wie bei Severin häufig, machte er seine Gewohnheit zu einer Glanzleistung an Ausdauer. Er testete sich auf Entfernung hin, ging die entferntesten Städte an und schaffte es, vor Tagesanbruch zurück zu sein. Dann stellte er sich auf 40-Meilen-Spritztouren

ein. Aber stets hielt er vor dem Morgengrauen in der Ringerhalle eine Stunde lang Tiefschlaf.

Edith hatte nichts dagegen. Er schlief mit ihr, ehe er aufbrach, und war wieder zu Hause, ehe sie wach war; von der Sauna und vom Schwimmen frisch, weckte er sie oft zärtlich auf, indem er noch einmal mit ihr schlief. Einmal in der Woche brach sein Schlafmangel über ihn herein, und er verfiel nach dem Abendessen in einen Dämmerzustand und döste bis Mitte des nächsten Tages im Haus herum. Aber das war lediglich sein Körper, der wußte, was er brauchte.

Nach dem, was er erzählte, war bis zu der ersten Nacht, in der er nach Mitternacht an dem alten Käfig vorbeiradelte und in der Ringerhalle Licht brennen sah, alles in Ordnung. Zunächst dachte er, es sei ein Versehen des Nachtwächters, obwohl da ein ihm unbekanntes Auto stand. Severin Winter war auf dem Weg in einen anderen Landkreis und dachte, er würde sich um das Licht kümmern, wenn er die Ringerhalle später zu seinem Morgennickerchen aufsuchte. Aber er war noch nicht viel weiter geradelt, als das Licht ihn zu beunruhigen begann und er umkehrte. Wer auch immer nach Mitternacht in der Ringerhalle war, hatte sicher etwas Nichtsportliches vor. Er stellte sich vor, was für ein Spaß es wäre, ein Judo-Paar, die blöden, pyjama-artigen Anzüge überstürzt abgeworfen, beim Kopulieren auf der Matte zu erwischen.

Er wollte geradewegs in die Halle gehen, doch dann dachte er, er hätte vielleicht mehr Autorität, wenn er sich für die Rolle, die er gleich spielen würde, umzöge,

und so warf er sich in volle Ringermontur. Während er sich verstohlen zum Tunnel schlich, nahm er sich vor, dem Nachtwächter Bescheid zu stoßen. Nicht einmal dem Lehrkörper war es gestattet, sich nach 22 Uhr in der Sporthalle aufzuhalten, und da Severin der einzige Mensch im Sportinstitut war, der die Einrichtungen zu so merkwürdigen Zeiten benutzte, hatte er wahrscheinlich das Gefühl, sein Monopol sei bedroht.

Er pirschte wie ein Raubtier um die alte Holzbahn, und an der geschlossenen Tür zur Ringerhalle schienen sich seine Vermutungen zu bestätigen: da drin spielte Musik. Severin war ein gebildeter Wiener; er erkannte Schumanns »Papillons«. Zumindest hatten die Eindringlinge Geschmack, dachte er. Er konnte sich nicht vorstellen, was für ein obszöner Karate-Akt ihn erwartete, was für ein unheimlicher Ritus drinnen im Gange war! Leise ließ er den Schlüssel ins Schloß gleiten. Plötzlich gespannt, fragte er sich, was jemand zur Begleitung von Schumann tun könnte.

Ganz allein tanzte eine kleine, dunkle Frau in glattem schwarzem Trikot. Sie war winzig, sehnig, angespannt; ihre Bewegungen so anmutig und nervös wie die einer Antilope. Sie bemerkte nicht, wie er hereinschlüpfte und die Tür hinter sich zuschob. Sie arbeitete sehr hart zu einer eindringlichen Stakkato-Passage. Schweiß tränkte ihren biegsamen Körper; ihr Atem war schwer, aber tief. Der Schumann kam aus einem tragbaren Kassettenrecorder; der lag, ordentlich beiseitegestellt, auf einem Stapel Handtücher in der Ecke, während sie in einer sportlichen Interpretation, die

schon an Kunstturnen heranreichte, die Halle durchmaß. Severin lehnte sich an die gepolsterte Wand der Ringerhalle, als sei sein Rückgrat gegen Schumann empfindlich.

Er wußte, wer sie war, aber da stimmte etwas nicht; er wußte auch, daß sie *verkrüppelt* war. Sie hieß Audrey Cannon; sie war Dozentin für Darstellende Kunst und so etwas wie eine Metapher für alles, was ironisch und unwahrscheinlich war. Sie war eine ehemalige Tänzerin, die Tanz unterrichtete, aber sie war eine tragisch ungraziöse, sogar unbeholfene Person, deren Karriere durch irgendeinen mysteriösen Unfall, über den nie gesprochen wurde, ruiniert worden war. Sie humpelte – ja *klumpte* über den Campus. Die Art, wie sie als Metapher benutzt wurde, war grausam; über ein lächerliches Vorhaben etwa mochte jemand witzeln: »Das ist ungefähr so sinnvoll, wie wenn Audrey Cannon mir das Tanzen beibringt.«

Sie war eine alleinstehende Frau, hübsch und klein, aber so scheu und befangen und scheinbar entstellt, daß niemand viel über sie wußte. Sie lehnte Einladungen zu Partys ab und fuhr jedes Wochenende in die Stadt; man nahm an, daß sie dort einen Liebhaber hatte. Edith behauptete, die beste Geschichte über Audrey Cannon sei von Severin erfunden worden. Die Geschichte war nicht böartig; sie war reine Spekulation. Severin pflegte zu sagen, daß die Vergangenheit der Frau »sich auf ihrem Gesicht offenbarte wie eine frische Sünde«; ihr Unfall sei zweifellos eine Liebeswunde; mit Mitte Dreißig habe sie mehr gelebt als je-

der andere; der Unfall sei wahrscheinlich auf der Bühne passiert, während sie mit ihrem ersten Liebhaber tanzte, und eine eifersüchtige Frau im Publikum (die, eigens zu diesem Zweck, monatelang Schießunterricht genommen habe) habe ihr präzise den linken Fuß abgeschossen, damit sie nie wieder graziös sein würde. Sie sei immer noch eine schöne Frau, behauptete Severin, komme sich aber wegen ihrer Unbeholfenheit häßlich vor. »Tänzerinnen sind auf Grazie bedacht«, sagte Severin. Daß er sie für schön hielt, war für fast jedermann eine Überraschung; niemand sonst hielt sie auch nur für sehr attraktiv (Edith bezeichnete sie als »neurasthenisch«). Aber Severin behauptete, ihre Schönheit liege in ihrer Grazie, die in ihrer Vergangenheit liege. Er behauptete, er könne die Vergangenheit eines Menschen lieben. Wir Verfasser historischer Romane sind selten so sentimental.

Als Severin Winter Audrey Cannon tanzen sah, muß er sich vorgestellt haben, sie sei von einer hypnotischen Kraft besessen. Es war kein Krüppel, der da auf seinen Ringerplatten tanzte. Doch als die Bandaufnahme endete, widerfuhr ihm ein weiterer Schock: sie sackte mitten auf der Matte zu einem säuberlichen Bündel zusammen, schwer und tief atmend, und als sie sich soweit erholt hatte, daß sie aufstehen konnte, *humpelte* sie als die verkrüppelte Frau, die sie vorher gewesen war, auf den Recorder in der Ecke zu.

Sie war eine äußerst zurückgezogene Frau in einem Moment äußerster Zurückgezogenheit, und als sie Severin erstarrt an der gepolsterten Wand lehnen sah,

schrie sie. Aber Severin hüpfte auf die Matte hinaus und rief: »Ist schon gut, ist schon gut, ich bin's bloß – Severin Winter. Miss Cannon? Miss Cannon?«, während sie zusammengekrümmt auf der Matte kauerte und sich zweifellos fragte, was ihr Tanz ausgelöst hatte.

Sie redeten lange miteinander. Er hatte sie vollkommen wehrlos ertappt, und sie mußte ihm von ihrem ganzen Leben erzählen; sie hatte das Gefühl, als habe er ihr ganzes Leben *gesehen*. Er wollte Edith oder mir nie erzählen, was dieses »ganze Leben« war. Er blieb diesem intimen Geständnis treu. »Ich finde, wenn ein zurückgezogener Mensch einem alles erzählt, dann ist man auf eine Weise aneinander gebunden, die eigentlich keiner gewollt hat«, sagte er. Aber Edith erinnerte ihn böse daran, daß er Audrey Cannon schon immer schön gefunden habe; er habe schon vor ihrer dramatischen Begegnung Gefühle für sie gehabt. Ich habe ihn das nie abstreiten hören.

Audrey Cannon konnte auf Ringermatten tanzen, weil sie weich waren; sie gaben unter ihrem geringen Gewicht nach und störten ihr Gleichgewicht nicht so, wie ein normaler Untergrund das getan hätte. Es war natürlich eine Illusion. Ich glaube, sie konnte wegen der Trance, in die sie sich versetzte, auf Ringermatten tanzen; ich bin der Meinung, daß Severin Winters Ringerhalle Trancen auslöste. Sie sagte, sie habe dort das Tanzen wieder erlernt. Harvey, der Nachtwächter, habe eine Ausnahme für sie gemacht.

»Aber wir haben bloß *geredet*!« beharrte Severin.

»In dieser ersten Nacht hat sie bloß mit mir geredet. Wir haben die ganze Nacht geredet.« Keine Sauna, kein Schwimmen? »Nein! Bloß geredet ...«

»Und das ist die schlimmste Art von Untreue«, sagte Edith. Natürlich; genau das störte Severin an Ediths Beziehung zu mir am meisten.

In dieser ersten Nacht also passierte nichts Intimes als Geschichtenerzählen – außer daß sie Severin ihren verkrüppelten Fuß zeigte, den muskulösen Rest mit dem hohen Spann, an dem der Fußballen und die drei größten Zehen fehlten. Lieber Himmel, was für eine makabre Geschichte! Eine Tänzerin mit verstümmeltem Fuß!

Und er erzählte ihr die Vorgeschichte, die er sich über sie ausgemalt hatte. Erzählte er ihr auch, daß er sie schon immer für schön gehalten hatte? »Nein!« rief er. »So war das nicht. Ich war eben einfach da ... zum Zuhören.« Nun ja, es war keine eifersüchtige Frau, die ihr die Zehen abgeschossen hatte. Audrey Cannon hatte sich vor Jahren den linken Fuß abgekantet, als sie in Sandalen ihren Rasen mähte; sie zog sich einen Motorrasenmäher mit rotierendem Blatt über den Fuß. Er schnitt ihr die ersten drei Zehen glatt ab, zermalmte den vorletzten und riß ihr fast den ganzen Fußballen weg. Es blutete so stark, daß sie gar nicht merkte, daß etwas fehlte. Als man es ihr im Krankenhaus sagte, war sie überzeugt, daß irgendein übereifriger Arzt ihr alles zu überstürzt amputiert hatte.

Ich glaube, ich kenne den Teil der Geschichte, der

Severin bis in seinen merkwürdigen Kern berührt haben muß. Als sie aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war ihr Rasenmäher draußen im Garten, wo sie ihn hatte stehen lassen, und daneben lag ein durchtrennter Sandalenriemen. Und als sie unter den Rasenmäher schaute, waren dort ihre Zehen und ihr Fußballen, der wie ein halbiertes Pfirsich aussah. »Ihre alten Zehen!« sagte Severin. »Und weißt du was? Sie wimmelten von Ameisen.«

Mein Gott, was für eine Liebesgeschichte.

»Aber wenn ihr bloß geredet habt in dieser ersten Nacht«, sagte ich, »warum hast du's dann Edith nicht erzählt, als du nach Hause gekommen bist? Du hast nie ein Wort gesagt.«

Es bereitet Severin Unbehagen, an einen Vorsatz von seiner Seite zu glauben. Aber er muß gewußt haben, daß sich später mehr ergeben würde als Gespräche. Ich glaube, er wußte es schon damals, als er nichts über sie wußte, außer daß sie für ihn schön war.

So was wissen wir immer.

Trotzdem betont er gern, daß er nach dieser ersten Begegnung das Fahrradfahren wiederaufnahm. Obwohl er wußte, daß sie in seiner Ringerhalle war, wenn er vorbeiradelte und das Licht sah, radelte er weiter, erreichte wild strampelnd immer weiter entfernte Städte und gestattete es sich nicht, die Ringerhalle eher als zu seiner gewohnten Stunde vor Morgenrauen zu erreichen, wenn Audrey Cannon schon lange nach Hause gehumpelt sein würde. Es war doch nichts Schlimmes an seiner Gewohnheit, nach Spuren

von ihr zu suchen? Kleine, warme Abdrücke in der Matte. Ihr dunkles Haar in der Sauna. Ein noch nicht von der Oberfläche des Schwimmbeckens verschwundenes Gekräusel.

Morgens, wenn er nach Hause zu Edith radelte, nahm er die Route vorbei an Audrey Cannons kleinem Apartment. Bloß um nachzusehen, ob ihr Auto vorschriftsmäßig geparkt war? Um nachzusehen, ob ihr Rouleau richtig heruntergezogen war?

Was für ein Narr. Ich bin vertraut mit den Methoden, uns etwas einzureden. Eine Methode besteht darin, so zu tun, als würden wir es uns ausreden. Severin kann mir den ganzen Tag erzählen, er sei nicht wie ich. (»Ich habe mich in sie verliebt!« hat er gerufen. »Ich war nicht darauf aus, auf die übliche Tour ein Stück Hintern aufzureißen und eine Nummer zu schieben, so wie *du!*«) Aber ein Teil von ihm wußte, worauf er sich einließ. Er kann Euphemismen benutzen, soviel er will. Es bleibt die Tatsache, daß er eines Nachts an der Sporthalle vorbeiradelte und die Pedale nicht weiterrufen konnte. Bei dem Gedanken an eine noch weiter entfernte Stadt wurde ihm schwach ums Herz. Er umkreiste den alten Käfig, er stand zwischen den dunklen Bäumen, er kauerte bei den sanft wehenden Reihen von Tennisnetzen, er scharrte auf dem Baseballfeld Erde auf, aber er endete immer wieder dort, wo er angefangen hatte. Natürlich hatte er das Radfahren plötzlich satt; außerdem hatte er – reiner Zufall, natürlich – in dieser Nacht nicht mit Edith geschlafen, ehe er aufbrach.

Und duschte er im Umkleideraum, ehe er in einen sauberen Mantel schlüpfte? Darauf würde ich wetten. Und war es einfach Nachlässigkeit, die ihn veranlaßte, sich unter dem Mantel leicht anzuziehen? Als er die Tür hinter sich zuschob, sah er, daß Audrey Cannon nicht tanzte. Schumann spielte, aber sie ruhte sich aus. Oder meditierte? Oder wartete darauf, daß Severin Winter sich entschloß? Und sagte er: »Äh, hm, ich wollte fragen, ob ich Ihnen beim Tanzen zusehen darf?« Und kam Audrey Cannon stolpernd auf ihre anderthalb Füße?

Es gab eindeutig Positionen, in denen ihre verlorenen Zehen kein Verlust waren.

Soviel zum Radfahren; soviel zu Severins sagenhafter Ausdauer. Wenn er jetzt zu Edith nach Hause kam, war ihm nicht danach zumute, mit ihr zu schlafen. Er war in zu weit entfernte Städte gestrampelt, hatte neue Zeitrekorde aufgestellt. Wenn er jetzt nach Hause kam, schlief er bis zum Mittag. Wie lange, meinte er, würde Edith sich das gefallen lassen?

Ich glaube nicht, daß er irgend etwas klar sah. Außerhalb der Ringerhalle, in der wirklichen Welt draußen, fehlte es ihm an Scharfblick. Unter der monderleuchteten Kuppel, innerhalb der auf die Ringermatten gemalten Kreise, sah, dachte und handelte er klar, aber er ließ seinen Verstand zurück, sobald er seine Kleider in seinen Spind hängte.

Severins Gefühle und Ängste lagen stets so offen wie Geschwüre; er konnte nichts verbergen. (»Ich bin kein guter Lügner, wenn du das meinst«, sagte er mir.

»Ich habe nicht dein Talent.«) Er mußte gewußt haben, daß Edith es herausfinden würde. Wie lange, meinte er, würde sie glauben, daß er die ganze Nacht im Regen radelte? Und nach Thanksgiving schneite es. Eine Weile dachte sie, Severin fröne bloß seinem Masochismus – das letzte Aufbäumen eines Ringers auf dem absteigenden Ast, ein weiteres Glanzstück an alberner Zähigkeit.

Was hätte sie noch wundern sollen, als er den Air-Force-Überlebensanzug kaufte, den hellorangefarbenen, aus einem Stück gefertigten Sack mit Reißverschluß, dafür vorgesehen, im Ozean zu treiben oder Temperaturen unter Null zu widerstehen? Das schöne weiße Rad kam verbogen, verrostet, die wichtigen Teile knirschend, zurück. Tagsüber reparierte und ölte Severin es. Er hingte in der Küche eine Landkarte auf – angeblich von allen Straßen, die er befahren hatte. Daß er zu müde war, um mit ihr zu schlafen, wenn er zurückkehrte, war verständlich; daß er oft zu erregt war, um mit ihr zu schlafen, ehe er aufbrach, war für Edith etwas schwerer zu ertragen. Und was war das für eine Musik, die er durchs Haus pfiff?

Obwohl alle seine Ringer ihre Nägel kurz halten sollten, waren einige schlampig, und so war Edith an gelegentliche Kratzer auf seinem Rücken oder seinen Schultern gewöhnt. Aber nicht auf seinem Hintern; diese Kratzer waren von ihr, und von sonst niemand. Und allmählich war sie sicher, daß sie nicht von ihr waren.

Zweimal sagte sie sogar versuchsweise, scherzhaft,

mit echter, aber verhehlter Angst, zu ihm: »Manchmal ist es, als hättest du eine Geliebte.«

Ich weiß nicht, was seine Antwort war, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er ungezwungen antwortete.

Was ihr schließlich Gewißheit gab, war die Art, wie er mit den Kindern war. Er brauchte zu lange, um sie ins Bett zu bringen, erzählte ihnen zusätzliche Geschichten, und oft fand sie ihn, nachdem sie eingeschlafen waren, in ihrem Zimmer stehen, wie er sie einfach anstarrte. Einmal weinte er. »Sind sie nicht schön?« sagte er. Sie erkannte den Ausdruck in seinen Augen: er sagte ihnen Lebewohl, doch gleichzeitig brachte er es nicht über sich.

In der Nacht des großen Dezemberschneesturms erwachte Edith, wie die Rolläden knatterten, die Sturmtür knallte und der Wind unter der Dachrinne heulte wie sich paarende Katzen. Die Bäume schienen vornüber gekrümmt zu sein. Sie bezweifelte, daß man bei solchem Wetter ein Fahrrad auch nur aufrechthalten konnte. Es war 3 Uhr morgens, als sie es schaffte, das Auto in der Auffahrt freizubekommen, und die verschneiten Straßen hinunterschlitterte. Sie hatte das mit der Ringerhalle, der Sporthalle, der Sauna und dem Schwimmen immer geglaubt; sie konnte das Chlor in seinem Haar riechen, wenn sie ihn nach anderen Düften beschnupperte. Sie sah das Licht in der Ringerhalle brennen. Sie erkannte auch das geparkte Auto; auf dem Armaturenbrett lag ein Paar Ballettschuhe. Die Schuhe hatten nicht die glei-

che Größe, aber das galt auch für Audrey Cannons Füße.

Sie saß in ihrem Auto, die Windschutzscheibe vereiste, und über ihr hockte der riesige Klotz der neuen Sporthalle. Ironischerweise dachte sie, wie böse Severin ihr sein würde, weil sie die Kinder in einer solchen Nacht um diese Zeit allein gelassen hatte. Sie fuhr nach Hause. Sie rauchte im Wohnzimmer und spielte eine Schallplatte; sie rauchte im Schlafzimmer, wo sie Severins Zweitschlüssel-Ring fand. Da war der Auto-Zweitschlüssel, der Haus-Zweitschlüssel, der Sporthallen-Zweitschlüssel und schließlich der Ringerhallen-Zweitschlüssel ...

Sie wollte nicht dorthin gehen. Gleichzeitig stellte sie sich vor, wie sie ihnen gegenübertreten würde. Sie wollte nicht die Tür zur Ringerhalle aufschieben und sie dabei erwischen; andererseits stellte sie sich verschiedene Schocks vor, die sie ihnen versetzen könnte. Sie würden um die alte Holzbahn herumlaufen – humpelte sie immer? Würden sie etwas anhaben? –, und Edith würde, auf eine Konfrontation lossteuernd, um die Bahn herum auf sie zurennen.

Nein. Sie zündete sich noch eine Zigarette an.

Sie stellte sich vor, wie sie sie im Tunnel erwischen würde. Bestimmt würde er seine verstümmelte Tänzerin durch den Tunnel führen; er gab immer an. Mitten im Tunnel, beim Lichtschalter zu einem der Squashräume, würde Edith ihren Mut zusammennehmen und darauf warten, daß er in sie hineinlief. Erschreckt würden seine Hände herumtasten und ihr Gesicht fin-

den; sie war sicher, daß er ihren Knochenbau erkennen würde. Vielleicht würde er schreien; dann würde Audrey Cannon schreien, und Edith würde auch schreien. Alle drei würden sie in diesem widerhallenden Tunnel kreischen! Dann würde Edith das Squashraumlicht anknipsen und sich ihnen zeigen – sie mit ihrem Anblick blenden.

Irgendwie hatte ihr Kummer Fiordiligi aufgeweckt. »Wo gehst du hin?« fragte das Kind; Edith war nicht klar gewesen, daß sie so aussah, als ginge sie irgendwohin, aber sie hatte noch ihren Mantel an, und als ihre Tochter fragte, wurde ihr klar, daß sie gehen würde. Sie sagte Fiordiligi, daß sie vor dem Frühstück zurück sein würde.

Während der ganzen schitternden Fahrt zurück zur Sporthalle dachte Edith an den Chlorgeruch in Severins Haar. Als sie sah, daß das Licht in der Ringerhalle immer noch brannte, schloß sie die Sporthalle auf und tastete sich mit Hilfe ihres Feuerzeugs durch sie hindurch. Einmal ging ihr Feuerzeug aus und ließ sich nicht wieder anzünden, und sie weinte ein paar beherrschte Minuten lang in einem Raum, der sich als die Männerdusche erwies; sie hatte einen Zugang zur Schwimmhalle: Edith fand die Unterwasserbeleuchtung, knipste sie an und wieder aus, ging die Treppe hinauf und setzte sich in eine Ecke in der ersten Reihe des Balkons. Sie fragte sich, ob sie im Dunkeln schwammen oder die Unterwasserbeleuchtung anmachten.

Es kam ihr so vor, als habe sie lange dort gesessen,

ehe sie ihre Stimmen hörte; sie kamen durch die Dusche aus der Sauna. Sie sah ihre Silhouetten – eine kleine, dicke und eine, die humpelte. Sie hechteten einzeln ins Becken, man hörte Gestöhn von beiden, als sie auftauchten, und sie trafen sich fast in der Mitte des Beckens. Edith war überrascht, daß sie die Beleuchtung angemacht hatten; sie hätte erwartet, daß Severin die Dunkelheit bevorzugte, aber diesen Severin kannte sie nicht. Sie waren so graziös und ausgelassen wie Seehunde. Mit besonderem Schmerz dachte sie, daß Severin Audrey Cannons Kleinheit lieben mußte; wie stark er sich bei ihr vorkommen mußte; er war zwar ein starker Mann, aber bei ihr war er auch groß. Einen Moment lang wünschte sie, sie könnte sich auf dem Balkon verstecken; sie schämte sich so, daß sie verschwinden wollte.

Dann sah Audrey Cannon sie in der ersten Reihe des unteren Balkons sitzen, und ihre Stimme durchbohrte sie alle; im hin und her prallenden Schall der Schwimmhalle erreichte ihre Stimme sie in Stereo. Sie sagte: »Es ist Edith, es muß Edith sein.« Edith stellte zu ihrer Überraschung fest, daß sie bereits auf den Beinen war und die Treppe hinunter auf sie zu kam; gleich darauf stand sie am Beckenrand. Angeleuchtet in dem blaugrün schimmernden Becken dümpelnd, waren Audrey Cannon und Severin plötzlich so verwundbar wie Wesen in einem Aquarium. Edith sagte, sie habe gewünscht, sie hätte heimlich ein Publikum versammelt – sie hätte den ganzen Balkon gefüllt, vielleicht mit der Ringermannschaft, ganz gewiß mit der

Deutschen Abteilung und natürlich mit seinen Kindern. »Später habe ich mir gewünscht, ich hätte den Mut gehabt, bloß mit Fiordiligi und Dorabella dort auf sie zu warten«, sagte sie. »Bloß wir drei, vielleicht alle in Pyjamas.«

»Er hat wirklich an Sie gedacht«, sagte ihr Audrey Cannon, aber Edith streifte am Beckenrand entlang, als suchte sie nach Händen, auf die sie stampfen könnte, als wäre sie eine Katze, darauf erpicht, jeden Fisch im Glas zu fressen. Als Severin herauszukommen versuchte, stieß sie ihn wieder hinein. Sie schrie und brüllte ihn an, weiß allerdings nicht mehr, was sie sagte. Er sagte nichts; er trat Wasser. Während er Ediths Aufmerksamkeit auf sich lenkte, schlüpfte Audrey Cannon auf der anderen Beckenseite heraus und humpelte auf die Duschen zu. Es war das letzte, was Edith je von ihr sah: ihren schmalen, knöchigen Rücken, ihre schlanken Sprinterbeine, ihre kleinen, spitzen Brüste, ihr Haar, so dunkel und üppig wie feuchte Schokolade. Ihr gequältes, groteskes Humpeln rüttelte ihre spitzen Hüften, machte aber ihren hochgewölbten, festen Hintern, so klein wie der Hintern eines Zwölfjährigen, nicht einmal zittern.

»Ich könnte dich kriegen, du Krüppel!« schrie Edith hinter ihr her. »Ich könnte dich einholen und dir deine Scheißknochen brechen!« Aber Severin zog sich aus dem Becken und bot ihr ein größeres, unbewegliches Ziel. Sie begann ihn mit Fäusten zu schlagen, zu treten, zu kratzen; sie biß ihn in die Schulter und hätte die Zähne in seine Kehle geschlagen, hätte er

ihr nicht mit seinen starken Fingern den Mund aufgezängt und sie auf Armeslänge von sich gehalten. Sie biß ihn tief in die Daumen; er nahm seine Schenkel zu Hilfe, um sich vor ihren Tritten zu schützen, aber sie erinnert sich noch an die Blutspritzer. Sie hatte die Tiroler Stiefel an, die er ihr geschenkt hatte, und quetschte ihm damit die Zehen. Sie trat und biß und schlug, so hart sie konnte, bis sie zu erschöpft war, die Arme noch weiter zu schwingen. Sie schmeckte das Blut von seinen Daumen im Mund. Sie sah zu, wie ihm die Tränen übers Gesicht strömten – oder war es bloß Wasser aus dem Becken? Ihr wurde klar, daß sie das tat, was er am meisten von ihr wollte, und daß er, wenn sie ihn ins Becken zurückstieß, wahrscheinlich dankbar ertrinken würde. Sie konnte nicht ertragen, was er ihr angetan hatte, aber sein offenkundiges Schuldbewußtsein erfüllte sie mit noch größerem Abscheu.

Auf ihrer schweigenden Nachhausefahrt sagte sie ihm, daß sie ihm nie mehr erlauben würde, die Kinder zu sehen, daß er sie würde anflehen müssen, wenn er auch nur ein Foto von ihnen sehen wollte. Er schluchzte. Ihr wurde klar, wie hilflos er war, und wegen der schrecklichen Macht, die sie über ihn hatte, kam sie sich niederträchtig vor; derentwegen war sie grausam, aber derentwegen hatte sie auch das Gefühl, daß sie ihn lieben mußte. »Du hast mich schrecklich durcheinandergebracht«, sagte sie ihm.

»Ich habe mich selber schrecklich durcheinandergebracht«, sagte er, was sie in Wut brachte. Sie kratzte

ihn langsam und tief über eine Wange; sie zog Blut; er verzog kein bißchen das Gesicht. Sie war entsetzt, daß sie das tun konnte, und noch entsetzter, daß er sie ließ. »Die ganze Sache hat mir eine fürchterliche Verantwortung auferlegt«, sagte sie mir.

Wochenlang dachte sie daran, ihn zu verlassen, überlegte hin und her, versuchte ihn zu verletzen, versuchte ihm zu verzeihen – und er nahm alles hin. »Er wurde ent-severint«, sagte sie. Er war ihr vollkommen ausgeliefert, außer als sie gegen Audrey Cannon zurückschlagen wollte. Da sagte er dümmlich: »Ich habe sie geliebt. Gleichzeitig habe ich dich geliebt.«

Was für ein Melodrama.

Eines Nachts sagte Edith, sie würde Audrey Cannon anrufen. Als sie den Hörer abnahm, drückte Severin die Gabel herunter; Edith drosch mit dem Hörer auf seine Finger ein, schlug ihm eine blutige Nase und schlang das Telefonkabel um seinen Hals. Aber Severin Winter konnte man nicht erdrosseln, nicht diesen dicken Hals. Er machte keine Anstalten, sich zu schützen, aber er wollte sie nicht anrufen lassen.

»Was wolltest du denn tun?« fragte ich ihn. »Wenn Edith euch nicht erwischt hätte, wo hätte es dann geendet?« Edith hatte ihn gerettet, und das wußte er. Er mußte die ganze Zeit gewollt haben, daß sie ihn erwischte. Wie seltsam es ihm vorgekommen sein muß, in einer Situation zu sein, wo er völlig passiv war.

Audrey Cannon zog in die Stadt und pendelte zu ihren Lehrveranstaltungen; sie kündigte an, daß sie ihre Stelle an der Universität nur so lange behalten würde,

wie sie brauchte, um etwas anderes zu finden. Obwohl ich erfahren habe, daß sie gelegentlich im Ort auftaucht, hat niemand sie mir je gezeigt. Sowohl Edith als auch Severin sagen, sie hätten sie nie gesehen.

Lange nachdem Audrey Cannon zuletzt nackt im Universitätspool geschwommen war und kurz bevor sie uns kennenlernten, schliefen Edith und Severin wieder miteinander. Sie drosch ihm den Rücken voll, zog ihn an den Haaren und trommelte mit ihren harten Fersen auf ihn ein, aber sie liebte ihn wieder. Hinterher lag sie weinend da und sagte ihm, sie könne ihm das lange Alleinsein nie verzeihen, unter dem sie gelitten hatte, während sie wachlag und sich vorstellte, wie stark die Leidenschaft für diese verkrüppelte Tänzerin war, die einen ehrlichen Mann zum Lügen getrieben hatte.

Erst nachdem sie wieder miteinander schliefen, sagte ihm Edith, daß sie es ihm heimzahlen würde. »Ich werde mir einen Liebhaber zulegen«, sagte sie, »und ich werde es dich wissen lassen. Ich will, daß du verlegen bist, wenn du mit mir schläfst, und dich fragst, ob ich mich langweile, ob *er* es besser kann. Ich will, daß du dir vorstellst, was ich ihm sage, das ich dir nicht sagen kann, und was *er* sagen muß, das du nicht weißt.«

»Ist dir das gerade eben eingefallen?« fragte er.

»Nein«, sagte sie. »Ich habe abgewartet, bis du mich wirklich wieder wolltest. Ich habe abgewartet, ob es dir je wieder Spaß machen würde, mit mir zu schlafen.«

»Natürlich macht es mir Spaß.«

»Ja, ich hab's gemerkt«, sagte sie. »Aber jetzt habe ich diesen Hebel gegen dich. Ich spüre es, und du auch. Und daß ich ihn habe, gefällt mir genausowenig wie dir, also werde ich ihn benutzen, und dann wird er weg sein, und ich werde ihn nicht mehr haben.«

»Es ist nicht alles gleich«, sagte Severin.

»Merk dir, was ich gesagt habe«, antwortete sie. Später in der Nacht wachte sie auf; das Bett war leer. Severin Winter weinte in der Küche. »Nein, ich werde es nie tun«, sagte sie ihm sanft. »Komm wieder ins Bett. Es ist alles vorbei.« Sie umarmte ihn. »Hab keine Angst, ich liebe dich«, sagte sie. Aber später flüsterte sie: »Aber eigentlich sollte ich es tun. Aber ich tu's nicht.« Noch später sagte sie: »*Vielleicht* tu ich's nicht. Du sagst immer, du möchtest wissen, was ich denke.«

Sie hatte das Gefühl, sie beide hätten frische Narben, die jeder am anderen sehen konnte. »Das machte uns befangen voreinander«, sagte mir Edith.

Und Severin sagte mir: »Du siehst also, du und Utsch wart unvermeidlich. Wir hatten vorher schon über Vierer geredet, und ich glaube, wir interessierten uns beide für die *Vorstellung*, aber wir hatten beide unsere Zweifel. Ich glaube, wir fanden beide, es wäre besser als die heimliche Affäre, aber es könnte schrecklich sein, wenn man nicht die richtigen Leute fände. Na ja, ich habe nie das Gefühl gehabt, daß du und Utsch die richtigen Leute für uns seid – zumindest nicht für mich. Aber da es für Edith noch andere Motive gab ... verstehst du?«

»Was willst du damit sagen?« fragte ich. Utsch war

zu Bett gegangen. Zu ihr hätte er all das nicht sagen können, dachte ich. »Wenn du mir damit sagen willst, daß Edith diese Beziehung bloß hat, um es dir heimzuzahlen, dann glaube ich das nicht.«

Er zuckte die Achseln. »Na ja, nicht *bloß*, um es mir heimzuzahlen. Es gibt immer noch andere Gründe ... für alles.«

»Edith und ich fühlen uns aufrichtig zueinander hingezogen«, sagte ich.

»Du und Edith wärt überhaupt nie zusammengekommen«, sagte er gelassen, »wenn da nicht diese andere Geschichte gewesen wäre. Ich hatte eben nicht ganz das Recht, sie zu bitten, es bleiben zu lassen.«

»Und was ist mit Utsch?« fragte ich.

»Ich mag Utsch«, sagte Severin, »und ich würde sie nie verletzen.« Er mochte sie! Dieser Arsch! So was von Mögen habe ich selten gesehen.

»Willst du behaupten, du hättest keine eigenen Gründe, unsere Beziehung weiterlaufen zu lassen?« fragte ich. »Erwartest du etwa, daß ich glaube, du tust bloß Edith einen Gefallen?«

»Es ist mir gleich, was du glaubst«, sagte er. »Ich sage dir einfach, warum die ganze Sache überhaupt angefangen hat. Edith und ich waren nicht auf gleich, verstehst du?«

»Ich verstehe, daß du eifersüchtig bist«, sagte ich. »Egal wie alles angefangen hat. Ich verstehe, wie du *jetzt* bist.« Aber Severin schüttelte bloß den Kopf und sagte gute Nacht. Ich fragte mich, ob Edith ihn einlassen würde.

Er blieb auch Edith gegenüber bei seinem Gerede von wegen Gleichheit. Er vermittelte uns das Gefühl, wir hätten damit gar nichts zu tun! Er reduzierte uns; er gab zu verstehen, daß die Verantwortung ganz bei ihm läge.

»Es war nicht alles *dein* Entschluß!« schrie Edith ihn an.

»Es war alles meine *Unentschlossenheit*«, sagte er. »Und ich werde mit dir nie wieder weniger als auf gleich sein. Jetzt ist es gut«, sagte er uns allen leichthin. »Ich habe das Gefühl, ich bin jetzt wieder quitt.«

»*Du* hast das Gefühl«, sagte Edith verächtlich. »Immer geht es um dich. Und ich nehme an, du wirst auch nie wieder mit einer anderen schlafen?«

»Nein, nie«, sagte er. Er hatte soviel von einem Fanatiker, daß man ihm glauben konnte oder zumindest glauben konnte, daß er sich selber glaubte.

»Ich will darüber nicht mehr mit dir reden«, sagte Edith kühl. »Ich weigere mich, dir zuzuhören.«

»Behandle ihn nicht wie ein Kind«, sagte Utsch zu ihr.

»Er *ist* ein Kind«, sagte Edith.

»Seht mal«, sagte ich. »Wir sind zu viert, und es gibt von uns allen vier Versionen und wird es wahrscheinlich auch immer geben. Es ist albern, wenn wir versuchen, einander dazu zu bringen, einer Meinung zu sein. Man kann nicht erwarten, daß wir das, was geschehen ist, alle gleich sehen.«

»Es gibt wahrscheinlich fünf oder sechs Versionen«, sagte Edith, »oder acht oder neun.« Aber Severin

konnte nicht still sein. »Nein«, sagte er. »Ich sehe es besser als jeder von euch, weil ich mich nie richtig darauf eingelassen habe.« Ich hätte ihn dafür umbringen können, daß er das in Utschs Gegenwart sagte. Er war wirklich ein Kind. »Falls ich ein Kind bin«, sagte er, »dann ist das für mich okay.«

»Für dich, ja!« sagte Edith schroff. »Immer geht es darum, was für dich okay ist – *dich, dich, dich!*«

Aber das war später. In dieser Nacht ließ sie ihn tatsächlich ein. Am nächsten Morgen kamen sie bei uns zu Hause vorbei, als alle Kinder in der Schule waren. Edith sah mich nicht an; sie hielt Utschs Hand und lächelte ihr zu. Als ich sah, daß Edith einen blauen Fleck im Gesicht hatte, packte ich Severin am Handgelenk und sagte: »Wenn du gestern abend stinksauer warst, hättest du vor dem Gehen mich schlagen können. Ich kann's zwar auch nicht mit dir aufnehmen, aber ich hätte dir mehr Widerstand leisten können als Edith.« Er sah mich an, als ob er das bezweifelte. Ein pflaumenfarbenes Mal spannte Ediths Haut über einer Wange straff und zog ihr ein Auge halb zu; ihr blauer Fleck hatte die Größe eines guten Romans.

»Es war ein Unfall«, sagte Edith. »Wir haben gestritten, aber ich habe bloß versucht, von ihm loszukommen. Ich habe mich losgewunden und bin irgendwo dagegengerannt.«

»Eine Wand«, murmelte Severin.

»Kaffee?« fragte Utsch alle.

»Ich will nicht lange bleiben«, sagte Edith zu Seve-

rin, aber sie setzte sich an den Küchentisch. »Wir wollen Schluß machen«, sagte sie zur Zuckerdose. »Na ja, *ich* will Schluß machen«, sagte Severin. »Es ist nicht gut für Edith und mich.« Utsch und ich sagten nichts. »Es tut mir leid«, sagte Severin, »aber es funktioniert einfach nicht. Ich habe euch gesagt, daß ich mich – na ja, *unter Druck* gefühlt habe, damit weiterzumachen. Es war kein Druck, den Edith oder einer von euch auf mich ausgeübt hat; es ist alles von mir ausgegangen. Ich habe mich einfach gezwungen gefühlt, etwas zum Klappen zu bringen, bei dem ich mich nie ganz wohl gefühlt habe. Ich hatte das Gefühl, ich bin es Edith schuldig. Aber sie hat mir dieses Gefühl wirklich nicht gegeben.«

»Doch, das hat sie«, sagte Utsch. Ich war überrascht. Edith saß mit zusammengepreßten Lippen da.

»Nein, das hat sie wirklich nicht«, sagte Severin ruhig. »Das war bloß ich. Ich dachte, es würde mir mit der Zeit selbstverständlicher vorkommen, aber so war es nicht. Ich dachte, daß zwischen mir und Edith alles besser werden würde, aber das wurde es nicht.«

»Was alles?« fragte ich. »Was hat nicht gestimmt, bevor das angefangen hat?«

»Diese ganze Geschichte hat zwischen uns alles schlimmer gemacht«, sagte Severin. Edith sagte immer noch nichts. »Sie hat dazu geführt, daß ich mich mit Edith unwohl gefühlt habe – sie hat dazu geführt, daß ich mich *wegen* ihr unwohl gefühlt habe. Ich bin so weit gekommen, daß ich geglaubt habe, ich verhal-

te mich nur dann anständig, wenn ich mit Utsch zusammen bin. Ich habe mich Edith gegenüber nicht sehr anständig verhalten, und ich mag mich nicht so verhalten, wie ich es getan habe. Es ist mir sehr peinlich.«

»Du hast an nichts Schuld«, sagte Utsch ihm. »Niemand hat an etwas Schuld.«

»Ich habe Edith immerhin geschlagen«, sagte Severin, »und das habe ich noch nie getan. Ich fühle mich schrecklich deswegen. Ehe diese ganze Sache anfang, hätte ich nie so die Kontrolle über mich verloren.«

»Daran habe auch ich Schuld«, sagte Edith. »Er *mußte* mich schlagen.«

»Aber ich hätte es nicht tun sollen.«

»Vielleicht doch«, sagte Utsch. Was, zum Teufel, redete sie denn da!

»Jedenfalls«, sagte Severin, »ist es aus. Es ist das beste.«

»Einfach so?« sagte ich.

»Ja, einfach so«, sagte Edith und sah mich dabei direkt an. »Es ist wirklich das beste.«

»Kann ich allein mit Edith reden?« fragte ich Severin.

»Frag Edith.«

»Später«, sagte mir Edith. Und wieder hatte ich das Gefühl, daß wir tatsächlich um so weniger voneinander wußten, je besser wir einander kannten. »Ich will jetzt mit Utsch reden«, sagte Edith.

»Ja, geht raus«, sagte Utsch zu uns. »Setzt euch draußen hin, geht einmal um den Block.«

»Geht ins Kino«, schlug Edith vor. »In eine Doppel-Vorstellung«, fügte sie hinzu. Severin starrte auf seine Hände.

Dann schrie Utsch Severin auf deutsch an; er murmelte: »Es tut mir leid.« Aber Utsch hörte überhaupt nicht mehr auf. Ich nahm Severin beim Arm und brachte ihn dazu, aufzustehen, während Edith Utsch auf unser Schlafzimmer zuführte. Nach einer Weile hörten wir die beiden darin weinen. Die Sprache, in der sie redeten, war seltsamer als Englisch oder Deutsch.

Severin stellte sich vor unsere Schlafzimmertür. »Utsch?« rief er. »Es ist besser, wenn wir uns eine Weile nicht sehen. Dann wird es viel leichter.«

Es war Edith, die die Tür aufmachte. »Vergiß, was du meinst«, fauchte sie ihn an. »Wenn du bloß aufhören würdest zu versuchen, das so wie bei den Ullmans zu machen. Es ist nicht das gleiche.« Sie knallte die Tür zu.

»Wer sind die Ullmans?« fragte ich Severin, aber er schob sich an mir vorbei und ging nach draußen.

»Ich muß in die Ringerhalle«, sagte er mir. »Ich nehme nicht an, daß du mitkommen willst.« Das klang nicht wie eine Einladung. Mir machte zu schaffen, daß zumindest Edith und Utsch miteinander reden konnten.

»Wer waren die Scheiß-Ullmans?« schrie ich ihn an.

»Die Scheiß-wer?« fragte er.

»Severin«, sagte ich. »Angenommen, das, was zwischen dir und Edith nicht stimmt, hört nicht auf; an-

genommen, nicht wir machen alles schlimm, sondern bloß du oder etwas anderes. Was dann?»

»Zwischen mir und Edith stimmt alles«, sagte er im Weggehen; er ließ das Auto für Edith stehen.

»Ich kann nicht hierbleiben«, sagte ich. »Sie wollen allein sein. Ich komme mit dir.«

»Wie du willst.«

Für einen kurzbeinigen, stummeligen Mann ging er schnell. Auf halbem Wege zur Sporthalle war ich außer Atem; ich dachte daran, daß seine Lungen mehr als seinen Anteil an Luft einsaugten – Luft, die andere Leute gebrauchen konnten.

»Womit hast du sie geschlagen?« fragte ich. Das lila Mal in Ediths Gesicht war fast ein Rechteck, zu groß, um von einer Faust abgedeckt werden zu können. Ich glaubte nicht, daß Severin Winter jemanden mit offener Hand schlagen würde.

»Es war halt irgendwas, was im Schlafzimmer herumlag«, sagte er.

»Was?«

»Ein Buch«, sagte er. Natürlich; man überlasse es getrost ihm, eine Schriftstellerin mit etwas zu schlagen, was weh tut.

»Was für ein Buch?« fragte ich.

»Irgend so ein Buch halt«, sagte er. »Ich hab's bloß benutzt. Ich habe mich nicht damit aufgehalten, es zu lesen.«

Wir waren bei der Sporthalle; ich hatte nicht die Absicht, tatsächlich hineinzugehen. Zwei von Severins Ringern kamen auf uns zu. Ich erkannte ihren hüftlo-

sen, hinternlosen, krummbeinigen Gang, und ihre Schultern krümmten sich ungeschlacht über ihre Ohren wie Joche an Ochsen.

»Sind die Ullmans vor oder nach Audrey Cannon gekommen?« fragte ich.

»Du hast kein Recht auf irgendwas, was dir nicht aus freien Stücken mitgeteilt wird«, sagte er zu mir.

»Um Gottes willen, Severin. Das wird Edith und Utsch schrecklich aufregen!«

»Wenn wir weitermachen, könnte es sie noch mehr aufregen«, sagte er.

Die Ringer schlossen sich uns an. Einer von ihnen – dieser Tölpel Bender – gab Severin einen affigen Schlag auf den Rücken, einen Hieb mit seiner katzenschnellen Pranke. Der Grinsende mit den Pavianarmen war Iacovelli. Er war in meiner Vorlesung »Einführung in die europäische Geschichte«, und ich hatte ihm einmal sagen müssen, daß die Dordogne ein Fluß in Frankreich war; Iacovelli hatte gedacht, es sei der Name eines Königs. Dordogne der Erste, nehme ich an.

»Tag, Trainer«, sagte Iacovelli. »Hallo, Herr Doktor.« Er war einer von denen, die dachten, ein Dr. phil. sei seltener als die Admiralswürde, aber eigenartigerweise wußte er nicht, daß Severin Winter auch einen hatte.

»Ich ruf dich an«, sagte ich Severin.

»Ja«, sagte er. Während ich zusah, wie er, flankiert von seinen Ringern, auf die Sporthalle zustrebte, konnte ich es mir nicht verkneifen zu rufen: »Ich

weiß, wessen Buch es war. Es war *meins!*« Ich hatte Edith kürzlich ein Exemplar meines ersten historischen Romans gegeben, von dem über das von der Pest ausgelöschte französische Dorf; es war schon lange vergriffen und das einzige von mir, das Edith noch nicht gelesen hatte. Wir hatten über unseren frühen Stil gesprochen, und ich hatte gewollt, daß sie meinen ersten Versuch sah. Was für ein Buch, um jemanden damit zu schlagen! Über vierhundert Seiten, eine schwere Waffe. (Später würde er zu Edith sagen: »Die Einbildung von diesem Scheißkerl zu glauben, es wäre *sein* Buch gewesen. Als ob ein 54-Kilo-Roman überhaupt irgendwelche Male auf jemandem zurücklassen könnte, ganz zu schweigen von einem blauen Fleck.« Aber es *war* mein Buch; es *muß* mein Buch gewesen sein! Bestimmt hatten sie sich über mich gestritten, als es passierte, und was hätte er für ein besseres Symbol für seine Frustration finden können?)

Aber Severin tat, als sei ich Luft. Weder drehte er sich um, noch fiel er aus seiner bärenhaften Gangart. Nur Bender sah sich nach mir um, als dächte er, ich hätte vielleicht ihn gerufen. Sein maschinenhaft-stetiger Blick war so leblos wie das Gebäude, das er betrat: Grau, Beton, Stahl und Glas – sein Inneres von chloriertem Wasser, desinfizierten Matten, von Kühlschlangen erzeugtem Eis, Salben und Pudern, die mit Fuß- und Unterleibspilzen kurzen Prozeß machten, und zahllosen, mit Luft vollgepumpten Springbällen. Das war Severin Winters Welt, und ich wußte, daß ich nicht dazugehörte.

Es war also aus. Severin zog sich in seine Ringerhalle zurück. Ich ging in die Bibliothek und wartete, bis ich dachte, Edith und Utsch hätten alles beredet, was sie bereden mußten. Aber es war schwer, sich vorzustellen, daß sie überhaupt miteinander redeten.

Als ich nach Hause kam, spielten die Kinder in der Küche, und Utsch kochte. Sie bereitete ein kompliziertes Essen zu, obwohl ich bezweifelte, daß ihr nach Feiern zumute war.

»Geht raus hier und sucht euch was zu tun«, sagte ich den Kindern. »Steht eurer Mutter nicht im Weg herum.« Aber Utsch sagte, sie wolle sie um sich haben; sie mochte das Gefühl, an einem belebten Ort zu sein. Ich schnitt Rettiche, und Jack las uns aus einer alten Ausgabe von »Europa für fünf Dollar pro Tag« vor. Er las alle Stellen darüber, was man in verschiedenen Städten mit Kindern anfangen konnte, dann erzählte er uns, welche Stadt er besuchen wollte. Bart aß Rettiche, so schnell ich sie aufschneiden konnte; manchmal spuckte er einen auf Jack.

Das ganze Dinner hindurch plapperte Utsch mit Jack, und Bart schob mir sein stehengelassenes Essen zu. Mir fiel ein, daß es lange her war, daß wir mit den Kindern gegessen hatten. Nach dem Dinner, während Jack versprach, Bart ein Bad zu richten, ohne ihm den Kopf unterzutauchen, sagte Utsch: »Wenn die Kinder ins Bett gehen, sterbe ich, glaub ich. Wir müssen sie bei uns behalten. Können wir nicht alle ins Kino gehen?«

Ich badete mit Bart und Jack; ihre kleinen Körper

waren so glatt wie nasse Puppen. Hinterher war die erste Unterhose, die ich anzuziehen versuchte, die, die Severin mit einer Rasierklinge umgestaltet hatte. Als ich sie wegwarf, fragte ich mich, warum Utsch sie aufgehoben hatte. Mittlerweile planschte sie mit Bart und Jack in der Wanne; es schien, als würde sie überhaupt nicht mehr aufhören, mit ihnen zu reden. Die zweite Unterhose, die ich anprobierete, hatte ebenfalls einen durchgeschlitzten Zwickel, desgleichen die dritte und die vierte. *Alle* meine Unterhosen waren mit einem einzigen Schnitt entzwickelt.

Ich schlüpfte ohne Unterwäsche in meine alte Kordhose, und wir gingen ins Kino. Es war einer dieser Filme ohne Sex und voll schlichter Gewalt, in den man seine Kinder daher unbedenklich mitnehmen konnte. Jemand namens Robert ist eine Art Neuling in der Wildnis; er begegnet verschiedenen wilden Geschöpfen, weißen, indianischen und tierischen, die ihm alle beibringen, wie man überlebt. Der Film handelt vom Überleben, nehme ich an. Robert lernt, wie man aus abgehäuteten Eichhörnchen Fäustlinge macht; an den Füßen trägt er Kaninchen; den Kopf hält er mit einer indianischen Haartracht warm. Er begegnet vielen Leuten, die verrückt sind oder feige oder gerade eins von beiden werden; sie haben all die kleinen, unschönen Tricks von Mutter Natur nicht so gut gelernt wie Robert. Robert betritt die Wildnis blond, glattrasiert, jungenhaft und in Kleidern, die ihm passen. Heraus kommt er bärtig, runzlig und in Tierfelle gewickelt, in denen er so aussieht

wie das Tier, dem die Felle wuchsen und das irgendwie in seiner eigenen Haut geschrumpft ist. Er lernt, keine Angst zu haben und nichts zu fühlen. Offensichtlich besteht ein Teil des Überlebens darin, über alles hinwegzukommen. Am Ende des Films hat Robert sich an die Wildnis gewöhnt und hat gelernt mit Dingen wie der Vergewaltigung, Verstümmelung und Ermordung seiner Frau und seiner Kinder umzugehen und darüber hinwegzukommen. Der Film war absolut humorlos, was diesen Mist anging, den das Publikum sehr ernst nahm – alle außer Utsch. Sie wußte ein bißchen was vom Überleben und fing gleich bei der ersten bedeutungsvollen Abschlachtsszene an zu lachen.

Jack flüsterte: »Warum ist das komisch?«

»Weil es nicht stimmt«, sagte ihm Utsch.

Ziemlich bald fing Jack jedesmal zu lachen an, wenn seine Mutter anfang, und Bart, der an Cartoons gewöhnt war, lachte mit ihnen. Ich fühlte mich mies, aber ich lachte lauter als sie alle. Wir waren uneins mit dem Publikum; eine gewisse Feindseligkeit drang zu uns durch, besonders während der komischsten Szene des Films. Ich mußte mit Bart auf die Toilette gehen und verpaßte deshalb etwas davon, aber in dem Teil, den ich sah, ist Robert im Begriff, die Tür eines alten Holzschuppens aufzumachen. Das dauert lange, so daß das Publikum die steigende Spannung aufnehmen kann. Der Zuschauer weiß, daß hinter der Tür des Holzschuppens eine verrücktgewordene Mutter ist, die sich dort seit Tagen mit ihren toten, wie Gemüse

um sich herum gehorteten Kindern versteckt. Es hat ein Indianermassaker gegeben, und die Mutter versteckt sich im Holzschuppen und bringt jeden um, der zur Tür hereinflutet, und zerzt dann die Leichen zu sich herein, um auf weitere Indianer zu warten. Es ist unklar, ob sie oder die Indianer ihre Kinder massakriert haben. Robert ist im Begriff, diese schreckliche Tür aufzumachen, und wir sollen hoffen, daß er mittlerweile genug von Mutter Natur gelernt hat, um sich dabei schlau anzustellen. Das schlaueste wäre es natürlich, die Tür überhaupt nicht aufzumachen, aber es sieht so aus, als würde er es tun.

Ein paar Reihen vor uns versuchten mehrere junge Mädchen im Publikum, Robert zu warnen. Er legt die in Eichhörnchenfell gehüllte Hand auf die Klinke. »Nein, nein«, stöhnten die jungen Mädchen. Aber von einer anderen Stelle des Kinos aus blaffte eine andere Stimme: »Los doch! Mach auf, du blöder Hund!« Utsch und die Kinder brachen in Gelächter aus, und ich ebenfalls, obwohl ich diese verrückte Stimme erkannte. Es war natürlich Severin Winter.

Als der Film zu Ende war, trieb ich Utsch und die Kinder zum Auto. Nicht daß ich das Gefühl hatte, wir müßten den Winters in diesem Moment ausweichen; es war bloß so, daß es regnete. »Hör auf, an mir zu ziehen«, sagte Utsch. »Ich mag den Regen.« Aber wir waren in unserem Auto und fuhren weg, als sie mit ihren Kindern herauskamen.

»Ich sehe Fiordiligi!« sagte Jack. »Und Dorabella!« quiekte Bart.

»Mach auf!« schrie Utsch, aber ihr Gelächter machte mich frösteln.

Als die Kinder im Bett waren, sagte Utsch: »Ich werde nicht zusammenbrechen.«

»Soll sie doch der Teufel holen«, sagte ich. »Immer haben sie bestimmt, wo's langgeht.«

»Ach, jetzt sind's auf einmal ›sie‹, was?« fragte Utsch. Dann nahm sie meine Hand und sagte: »Nein, wir werden doch immer noch Freunde sein, oder?«

»Nach einer Weile«, sagte ich. »Klar.«

»Ich weiß, daß es zuerst schlimm sein wird«, sagte sie, »aber es wird doch angenehm sein, einander ohne den Sex wiederzusehen, oder?«

»Ich hoffe es«, sagte ich. »Wir können einfach wieder dazu übergehen, Freunde zu sein.«

»Du blöder Hund«, sagte sie; dann schüttelte sie den Kopf und weinte eine Weile. Ich hielt sie fest. »Wir waren nie Freunde«, sagte sie. »Wir waren bloß Liebhaber, also gibt es nichts, wozu wir wieder übergehen könnten.« Ich dachte an den zottigen Robert, wie er in der ganzen Welt Türen aufmachte, in den Leichen ermordeter Geschöpfe herumtrampelte und sein Gesicht allmählich zu einem Ausdruck stumpfer Ausdauer versimpelte. Und diese sinnlose, blutrünstige Reise mit immer noch einer ungewollten Entdeckung hieß Überleben und wurde für heroisch gehalten.

»Ich weiß nicht einmal, ob wir Liebhaber waren«, heulte Utsch.

»Natürlich wart ihr das«, sagte ich ihr.

»Ich glaube, wir waren bloß *Ficker!*« sagte sie weinend.

»Nein, nein. Laß dir Zeit. Auf die Zeit kommt es an.«

»Du glaubst, daß Geschichte tatsächlich etwas bedeutet«, sagte Utsch bitter zu mir. Ich fragte mich, wer ihr gesagt hatte, daß das nicht so sei. »Faß mich nicht an«, sagte sie. Dann beruhigte sie sich. »Ich meine, vorläufig nicht.«

Ich zog mich aus. »Ich brauche neue Unterwäsche«, sagte ich, aber sie schwieg. »Warum hast du das getan?« fragte ich sie sanft; ich bedrängte sie nicht.

»Wie hast du zulassen können, daß mir das passiert?« sagte Utsch; ihr Gesicht war verängstigt, verletzt, anklagend. »Du hast dich nicht um mich gekümmert!« schrie sie. »Du hast nicht einmal an mich gedacht!«

Ich fragte mich, ob Edith und Severin sich heute nacht anschrien.

»Sogar jetzt denkst du an sie«, sagte Utsch. (Die arme, gefährliche Frau in dem Holzschuppen mit ihren um sich verstreuten, ermordeten Kindern hatte Robert angegrinst und ihm gesagt: »Gut, daß ich so schlau bin. Ich habe gewußt, wo genau ich die Kinder verstecken muß, damit niemand ihnen etwas tut.«) Utsch grinste mich mit beunruhigendem Gesichtsausdruck an und riß mir die zerschlitzte Unterhose aus der Hand. »Das war ich«, sagte sie und setzte sie sich wie einen Hut auf den Kopf.

»Ich weiß, daß du es warst«, sagte ich; ich versuch-

te, tröstlich zu sein, aber sie schüttelte weiter den Kopf über mich, als ob ich nichts verstünde. Da verstand ich, daß sie auch die *erste* Unterhose kaputtgemacht hatte – die, von der ich glaubte, daß Severin sie aufgeschlitzt hatte. Sie sah die Veränderung in meinem Gesicht und nickte heftig. »Ja, ja«, sagte sie heiter. »Das stimmt, das war *ich!*« Sie schien entzückt von dieser Enthüllung, bis sie wieder zu weinen anfang. »Ich liebe ihn«, schluchzte sie. »Siehst du nicht, wie fürchterlich wir in der Patsche sitzen?«

»Es wird alles gut«, sagte ich. Sie lachte eine Weile, dann weinte sie sich in den Schlaf.

Dann hatte Jack einen Alptraum und wachte wimmernd auf. Er erinnerte sich an einen schmutzigen Trick aus dem Film. Ein Haufen übler alter Wilder schwelgen in Erinnerungen über das Gemeinste, was sie je gesehen haben, und einer von ihnen erzählt, daß er einmal gesehen habe, wie jemandem der Bauch bloß ein kleines bißchen aufgeschlitzt wurde – genug, um die Eingeweide ein Stück weit herauszuziehen und mit diesem Gedärm vor einem Hund herumzuwedeln, der versuchte, es am Stück herunterzuschlingen, und dann damit wegrannte und dabei die Innereien dieses Menschen auf widerliche Weise aufräufelte. Aber ich sagte meinem zarten Jungen, daß die Welt überhaupt nicht so sei. Er würde diesen Alptraum nie wieder haben, sagte ich. »Es wird alles gut«, sagte ich. Ah, die Lügen, mit denen wir einschlafen.

Bart verschlief Jacks Traum wie eine Schildkröte in ihrem Panzer. Auch Utsch schlief. Ich wartete darauf,

daß Jack wieder einschlief; ich wartete, bis ich wußte, daß auch Severin schlief. Ich war hellwach, und ich war mir sicher, daß auch Edith das war. Ich rauchte in meinem stillen Haus herum; ich sah vor mir, wie Edith sich von Zimmer zu Zimmer rauchte. Ich mußte mit ihr sprechen, ihre Stimme hören. Als ich glaubte, lange genug gewartet zu haben, probierte ich unser Signal, das Telefon einen halben Ton lang läuten zu lassen, dann aufzulegen. Ich wartete. Ich sah vor mir, wie sie zum Telefon ging, sich eine frische Zigarette anzündete; sie würde sich eine lange Haarsträhne hinterm Ohr aufringeln. Ich spürte, wie ihre Hand auf dem Hörer lag, auf meinen zweiten Anruf wartete. Ihr Handgelenk war so dünn, so eckig. Ich wählte noch einmal. Wie üblich läutete das Telefon nicht einmal einen Ton lang, ehe der Hörer hochgerissen wurde.

»Edith schläft«, sagte Severin Winter.

Das Zweitplazierten-Syndrom

Als es aus war und bevor wir das restlos begriffen hatten, waren die Gefühle im Supermarkt empfindlich, in Parklücken distanziert, peinlich, wann immer wir vier einander begegneten. Denn natürlich standen solche Begegnungen nicht in Zusammenhang mit dem, was wir einmal gemeinsam gewesen waren. Und die Kinder wollten immer noch miteinander spielen. Wir schafften es gerade eine Woche lang ohne Begegnungen; als wir uns dann trafen, machte der Schock darüber, wie sehr wir uns auseinandergelebt hatten, den Vorfall noch verstörender.

In einem kurzen Gespräch mit Edith – absurderweise standen wir vor verschiedenen Kassenschaltern an – sagte ich: »Utsch und ich hoffen, daß wir euch bald wieder sehen können. Ich weiß, daß es zunächst schwierig sein wird.«

»Für mich nicht«, sagte sie heiter.

»Ach so.«

»Vergiß es«, sagte Edith. »Das tu ich auch.«

Aber sie meinte es nicht ernst. Sie isolierte sich eindeutig von ihren wirklichen Gefühlen für mich; zweifellos mußte sie das wegen Severins unaufhörlicher Sticheleien.

Utschs Schweigen fraß sich in mich wie eine Wun-

de. Sie sagte, daß Severin ihr nicht in die Augen schauen wollte, wenn sie ihm über den Weg lief. »Er widert mich an«, sagte sie, und als ich versuchte, sie in die Arme zu nehmen, sträubte sie sich.

Zunächst führte ihre Schlaflosigkeit nur dazu, daß sie immer später ins Bett ging. Sie schlief in ihrer Unterwäsche.

Dann begann sie, nachts aufzustehen und Spaziergänge zu machen.

»Seit wann bist du eine Spaziergängerin?« fragte ich, aber sie zuckte bloß die Achseln. Ich wußte, mit Schlaflosigkeit mußte man feinfühlig umgehen.

Monate vorher hatten wir geplant, das Wochenende der Landesmeisterschaften im Ringen zu einem Liebes-Zwischenspiel zu machen. Edith und ich würden mit allen Kindern dableiben, während Utsch George James Bender und Severin zu seinem Stellvertretersieg nach Stillwater, Oklahoma, folgte. Wir stimmten alle darin überein, daß Bender in seiner Tunnel-Trance so weggetreten sein würde, daß er die fremde, aber vertraute Frau, die von Severins Zimmer aus eine Tür weiter den Motelflur hinunter wohnte, nicht wahrnehmen würde. Edith und ich wurden häufig zusammen gesehen, aber wenn die Kinder den ganzen Tag um uns wären, würden wir nicht, wie Severin ständig befürchtete, auf eindeutig auffallende Weise miteinander verbunden sein. Er hatte schließlich zugestimmt: Utsch würde sein Fan sein, während er die Landesmeisterschaften hindurch Bender von Kampf zu

Kampf betreute, und während Bender den todähnlichen Schlaf der Gladiatoren schlief, könnten Severin und Utsch das Vibratorbett des Hotels schocken.

Ah, Stillwater, Oklahoma – ein in Utschs Zukunft sich abzeichnendes Paris. Aber es kam nie dazu.

»Auch in deiner Zukunft war es ein Paris«, sagte Utsch. »Du hast dich auf die ganze Zeit hier mit Edith gefreut, darauf, morgens neben ihr aufzuwachen, sich den ganzen Tag lang heimlich zu betatschen, sich für die nächste Nacht gründlich auszuruhen. Sag nicht, daß bloß ich mich darauf gefreut habe.«

»Natürlich nicht«, sagte ich. »Wir haben uns alle darauf gefreut.«

»*Er* nicht«, sagte Utsch. »Ich glaube, Severin hat sich davor gefürchtet.«

Ich versuchte, sie zu trösten, aber sie ging bloß wieder spazieren. Die ganze Zeit, während Severin mit Bender in Stillwater war, ging sie spazieren. Und eines Abends, als ich weg war, spazierte sie zu den Winters, um Edith zu besuchen. Ich konnte mir nicht vorstellen warum. Sie fand das Haus der Winters gefüllt mit der Ringermannschaft, mit Coke, Cheeseburgern und Kartoffelchips. Iacovelli und Tyrone Williams und alle Ringer Severins ohne Meisterschaftschancen spielten Babysitter; Edith war mit Severin und George James Bender nach Stillwater gefahren.

Edith in Stillwater? Ein Schwan im Getreidefeld!

Ich bin nie in Stillwater, Oklahoma, gewesen, der Heimat der Oklahoma State Cowboys, einer traditionellen Ringermacht. Wie könnte es sein? Eine flache

Gegend, von Vieh, Cowboys und Ringern zertrampelt und öltriefend? Schon der Name jagt mir einen Schauer durch den Leib: *Stillwater*. Ich sehe eine Oase, eine sumpfige Lagune, eine Reihe von Motels mit Klimaanlage, durstige Ringer zu Pferde, die sich um den einzigen Saloon herumdrücken. Der große Drink in dem Ort ist *Tang*. Arme Edith!

»Warum ist sie mitgegangen, wenn sie nicht wollte?« fragte Utsch.

»Weil er sich nicht getraut hat, sie allein hierzulassen. Er hat ihr nicht vertraut«, sagte ich.

»Das weißt du nicht«, sagte Utsch.

»Er hat ihr nie vertraut«, sagte ich. »Während dieser ganzen Sache nicht.«

Wir konnten das, was vorging, nur in der Zeitung verfolgen, und Ringen ist bei der ›New York Times‹ nicht populär. Am Donnerstag stand nur folgendes drin:

Iowa State Favorit für Mannschaftstitel

STILLWATER, Okla. (AP) – Gastgeber Oklahoma State, auf dem dritten Rang, hofft auf einen Überraschungssieg gegen Titelverteidiger Iowa State bei den Landesmeisterschaften der College-Ringer, die heute beginnen. Die zweitplatzierten Beavers von der Oregon State und die viertplatzierten Sooners der University of Oklahoma nehmen ebenfalls an der Konkurrenz teil. Iowa State verfügt über drei Vorjahresmeister, doch einem von ihnen – 72-Kilo-Mann Willard Buzzard (23-0-1) – werden kaum Chancen auf eine Wiederholung seines Sieges eingeräumt. Ob-

wohl Titelverteidiger, gilt Buzzard nur als Außenseiter gegen den College-Meister des Ostens, George James Bender (20-0-0) – den einzigen Ringer östlich des Mississippi, der als Favorit auf einen Meisterschaftstitel gilt. Bender, der beim Ostturnier in Annapolis vor zwei Wochen zum herausragenden Ringer gewählt wurde, hat von seinen letzten zwanzig Gegnern achtzehn geschultert ...

Keine Informationen darüber, was Edith nach Stillwater geführt hatte. Kein Bericht über ihren Tagesablauf. Besuchte sie das Historische Museum der Stadt Stillwater? Sah sie das Preisporträt des größten Hereford-Rindes, das je in Oklahoma geschlachtet wurde?

Am Freitag brachte die ›New York Times‹ weitere dürre Statistiken. In der Klasse bis 72 Kilo kam Willard Buzzard von der Iowa State in seinen Ausscheidungskämpfen durch einen Schultersieg gegen einen Jungen aus Yale nach 55 Sekunden der ersten Runde und einen 15:7-Punktsieg gegen die Colorado State weiter. Mike Warnick von der Lehigh, bei den Ostmeisterschaften Zweiter gegen Bender, kam durch einen Überraschungssieg gegen den Big-Ten-Meister aus Minnesota (4:4, 5:4 in der Verlängerung) und durch einen Schultersieg gegen den Kadetten der Army nach 1 Minute 36 Sekunden der zweiten Runde weiter. Hiroshi Matsumoto von der Oregon State überrollte Curt Strode aus Wyoming nach 1 Minute und 12 Sekunden der ersten Runde und machte einen importierten Iraner von der UCLA 11:1 fertig. Und George James Ben-

der – der Wasser trat – kam durch zwei Schultersiege weiter, indem er Akira Shinjo von der Portland State nach 1 Minute 13 Sekunden der dritten Runde und Les McCurtain, die Hoffnung Oklahomas, nach 1 Minute 9 Sekunden der ersten Runde schulterte. Diese vier kamen auch problemlos durchs Viertelfinale.

Et cetera. Für mich ist es ein Wunder, daß sie nicht alle aus schierer Langeweile in eine Schulterlage gerieten. Ich sah förmlich vor mir, wie Severin über seinen Fruchtbecher auf Bender einflüsterte – der Tisch übersät mit Wettkampffresultaten, Einschätzungen der möglichen Ergebnisse, Notizen darüber, worauf Matsumoto aus ist, wenn er den Gegner stellt. Und Bender, das Kinn von einer Versengung an der Matte aufgeschürft und ein Auge von einem Stoß der Portland State tränend, würde seinen Crevettencocktail futtern, die winzige Gabel ein Fremdkörper in seinen Stubbenfingern, die Knöchel geschwollen und verpflastert. »Paß auf, wieviel von diesem Dreck du ißt«, würde Severin sagen. Zwischen ihnen würde Edith an ihrer Hummersuppe nippen. »Du solltest eigentlich so schlau sein, in Oklahoma keinen Hummer zu bestellen, Edith«, würde Severin ihr sagen.

Was ging nur vor? Utsch ging nachsehen, wie die Ringer mit den Kindern der Winters zurechtkamen. Ich wußte, sie war gekränkt, daß man uns nicht gebeten hatte, auf sie aufzupassen.

»Die Kinder wirken zufrieden«, berichtete sie, als sie zurückkehrte. »Sie essen wirklich eine Menge Hackfleisch.« Wahrscheinlich roh, dachte ich, aber

Utsch fuhr fort: »Die Mannschaft sagt, wenn Bender den Japaner im Halbfinale schlägt, dann packt er's. Sie sagen, er hat Buzzard damals in der Iowa State im Training jeden Tag geschlagen.«

»Glaubst du, das interessiert mich?« fragte ich sie. Sie schmolle; ich wußte, daß sie wünschte, sie wäre dort. »Er hätte dich trotzdem mitnehmen können«, sagte ich zu ihr. »Ihr hättet ja schließlich in euren Einzelzimmern bleiben können. Aber er ist so paranoid, daß er nicht mal dann glauben kann, daß etwas vorbei ist, wenn er es selber abgeblasen hat. Mein Gott, hat er gedacht, ich schleiche mich jede Nacht, solange er weg ist, in sein Haus und vergewaltige Edith?«

»Wenn ich dort wäre«, sagte Utsch, »würde ich mich jeden Tag in sein Motelzimmer schleichen und *ihn* vergewaltigen.« Ich war schockiert; ich konnte nichts sagen. Sie machte einen weiteren Spaziergang. Ich stellte mir Edith auf einem Spaziergang in Stillwater vor – die Cowboys betrunken, das Vieh sie anglotzend, die Kojoten heulend.

In der Samstagsausgabe der »New York Times« hatte sich die Klasse bis 72 Kilo wie vor auszusehen gelichtet. Willard Buzzard von der Iowa State hatte es schwer mit Mike Warnick von Lehigh, überstand jedoch das Halbfinale und schlug Warnick mit zwei Punkten Unterschied 12:10. (Bender hatte Warnick in ihrem Endkampf bei den Ostmeisterschaften geschultert; nach dem Ergebnisvergleich sah es für Buzzard schlecht aus.) Bender, der in der dritten Runde seines Halbfinalkampfes gegen Hiroshi Matsumoto von der Oregon

State locker 9:0 führte, renkte Matsumoto die Schulter aus und stieß durch Aufgabe – praktisch gleichbedeutend mit einem Schultersieg – ins Finale vor. »Na, das wär's dann«, sagte Utsch. »Der Japs war der einzige, von dem man erwartet hat, daß er ihm Schwierigkeiten machen könnte. Jetzt hat er's im Sack.«

»Im Sack!« sagte ich. Ich haßte diese gottverdammte Sprache. »Ich hoffe, er bleibt in einem Fahrstuhl stecken und verpaßt den Kampf. Ich hoffe, er ißt einen verdorbenen Ochsen und schmeißt die ganze Sache. Ich hoffe, er wird von einem Cowgirl verführt und macht unter Druck schlapp. Ich werd einen Schrein für Willard Buzzard aufstellen und die ganze Nacht davor beten. Ich hoffe, Bender verliert sich in einem genetischen Problem – am liebsten seinem eigenen. Ich hoffe, Severin wird so gedemütigt, daß er sich nie wieder traut, jemanden zu trainieren!«

»Hör auf«, sagte Utsch. »Bitte hör auf. Müssen wir sie jetzt hassen? Ja?«

Am Sonntag stand nichts in der ›New York Times‹. Die Finalkämpfe fanden nach 20 Uhr Oklahoma-Zeit statt, und die Ergebnisse würden in der Montagsausgabe stehen.

»Ich könnte die Jungs drüben bei Winters anrufen«, sagte Utsch. »Die wissen es ganz bestimmt.«

»Lieber Himmel, ›die Jungs‹«, sagte ich. »Nur zu, wenn es unbedingt sein muß.«

»Na ja, ich kann natürlich auch warten«, sagte Utsch, und das tat sie.

Kurz nach Mitternacht gingen mir die Zigaretten

aus, und ich mußte zu Mama Paduzzis Pizza Parlour. Es war das einzige Lokal im Ort, das nach Mitternacht offen hatte, und ständig voller Studenten oder Schlimmerem. Ich traf Edith am Zigarettensautomaten. Severin haßte das Rauchen so leidenschaftlich, daß er sich mittlerweile weigerte, ihr welche zu kaufen, wenn sie ihr ausgingen. Edith verabscheute die Pizzeria so sehr, daß sie tatsächlich erfreut wirkte, mich zu sehen. Zwei schmierige Jüngelchen lungerten am Automaten herum und bäugten sie.

»Ihr seid wieder da«, sagte ich.

»Es ist nicht so weit.«

»Ich dachte, es wäre ein anderes Land«, sagte ich.

»Das ist es auch.« Wir lachten, und dann schien ihr einzufallen, wann wir das letztemal zusammen gelacht hatten, und sie sah weg. »Ich habe meine Scheinwerfer brennen lassen«, sagte sie. Draußen stieg sie ins Auto, machte die Scheinwerfer aus und starrte aufs Lenkrad. »Ich kann dich auf keinen Fall sehen, unter keinen Umständen«, sagte sie. »Es funktioniert eben nicht sehr gut.«

»Wenn Severin bloß mal mit Utsch *reden* würde«, sagte ich. »Ihr geht's ziemlich schlecht, sie ist wirklich, na ja ... *gepackt* von ihm, weißt du.«

»Das weiß ich«, sagte sie gereizt. »Hast du das nicht gewußt? Severin kann nicht mit ihr reden. Ich glaube, er kann sie nicht ertragen. Er will sie nicht noch mehr verletzen, als er's schon getan hat.«

»Er hat überhaupt kein Recht, uns zu hassen«, sagte ich.

»Mich haßt er«, sagte sie. Ich berührte sie am Arm, aber sie zog ihn weg. »Geh und kümmere dich um Utsch«, sagte sie. »Mir geht's gut, ich leide nicht. Ich bin nicht in dich verliebt.«

»Das hättest du nicht sagen brauchen«, sagte ich.

Sie ließ das Auto anspringen; ich sah, daß sie weinte. Aber um wen?

Als ich nach Hause kam, lag dort ein Zettel von Utsch; sie sei Edith besuchen gegangen. Aber ich wußte, daß sie Edith nicht zu Hause angetroffen hatte. Um 4 Uhr morgens ging ich zu den Winters, um sie zu holen. Sie lag zusammengerollt auf deren Wohnzimmercouch und wollte nicht mit mir nach Hause kommen. Severin war ins Bett gegangen.

»Er ist schon vor Stunden ins Bett gegangen«, sagte mir Edith, »und ich bin auch gerade dabei, ins Bett zu gehen.« Sie sagte, Utsch könne auf der Couch bleiben, wenn sie wolle, und sie wollte. Ich verließ sie nach etwa einer Stunde; es war klar, daß sie nicht mit mir reden würde.

Es war die Universitätszeitung, die ich am Montag sah; ich habe nie gesehen, wie die ›New York Times‹ darüber berichtete. Aber die Hochschulzeitung hatte mehr lokale Informationen.

*Bender im Finale überraschend geschlagen;
Winter tritt zurück.*

Eine interessante Schlagzeile, dachte ich, und in der ›New York Times‹ wäre sie bestimmt nicht erschienen.

Ich konnte es nicht glauben. Ich bezweifelte auch, daß Willard Buzzard von der Iowa State es glauben konnte. Bender wurde mit den Worten zitiert: »Ich habe einfach nicht zu meiner Hochform gefunden.« Willard Buzzard – ein früherer Mannschaftskamerad von Bender an der Iowa State – sagte, er habe gleich beim ersten Runterreißer gespürt, daß Bender nicht auf ihn eingestellt gewesen sei. Bender habe teilnahmslos gewirkt. In Erinnerung an ihr früheres gemeinsames Training sagte Buzzard: »George hat mich immer ziemlich rumgeschubst, und das hab ich nie vergessen. Das hier war ich ihm schuldig.« Buzzard rang einen sehr körperbetonten, aggressiven Kampf. »Ich war der Sache einfach überhaupt nicht gewachsen«, sagte George James Bender. Trainer Severin Winter stimmte zu. »George war nicht er selber. Ich glaube, er hat sein Pulver am Abend zuvor verschossen.« Winter bezog sich auf Benders Halbfinalsieg gegen Hiroshi Matsumoto von der Oregon State. Trainer Winter kündigte den Reportern in Stillwater seine Rücktrittsabsichten an. Zurück auf dem Campus, bestritt er, daß Benders Niederlage im Finale irgendeinen Einfluß auf seine Entscheidung gehabt habe. »Ich denke schon seit einiger Zeit daran, abzutreten. Ich möchte mehr Zeit mit meiner Frau und meinen Kindern verbringen und meine Studien für die Deutsche Abteilung fortsetzen.« Auf die Frage, ob er bei der Mannschaft bleiben würde, bis ein neuer Trainer gefunden werden könne, sagte Winter ja. »Ich hoffe, auch weiterhin von Zeit zu Zeit in die Ringerhalle zu kommen«, sagte Winter,

»bloß um ein bißchen rumzukugeln.« Bender hatte nichts als Lob für Severin Winters Trainingsarbeit.

»Er hat dazu beigetragen, mich ins Finale zu bringen«, sagte Bender. »Er hat mich dorthin gebracht, und es lag an mir, es zu packen. Es tut mir leid, daß ich ihn im Stich gelassen habe.« Trainer Winter schüttelte den Kopf und lächelte, als er gefragt wurde, ob er meine, daß Bender ihn im Stich gelassen habe. »Wir lassen nur uns selber im Stich«, sagte Winter. »Wir sollten versuchen, diese ganze Verantwortung, die wir anderen Menschen schuldig zu sein glauben, auf ein Mindestmaß zu beschränken.«

Eine eigenartige Bemerkung für eine Sportseite.

»Unglaublich!« sagte ich zu Utsch. »Wie war der Punktestand? Die blöde Zeitung gibt nicht mal den Punktestand.«

»Buzzard hat in der letzten Runde zwölf zu fünf geführt, als er Bender geschultert hat.«

»Ein Gemetzel«, sagte ich. »Ich glaube es nicht. Bender muß krank gewesen sein.«

Ich konnte den Blick gelangweilter Überlegenheit sehen, den Utsch plötzlich aufsetzte, ehe sie das Gesicht abwandte. Sie hatte Angst, daß ich es gesehen hatte, und das hatte ich auch.

»Was ist los?« fragte ich sie. »Was ist da draußen passiert?«

»Bender hat seine Hochform nicht erreicht«, sagte Utsch, immer noch mit dem Rücken zu mir. »Genau wie die Zeitung schreibt – er hat sein Pulver am Abend zuvor verschossen.«

»Sein Pulver verschossen!« Diese widerliche Sportlersprache!

»Ich war der Sache einfach nicht gewachsen«, zitierte Utsch Benders Worte, doch plötzlich brach sie in Gelächter aus. Der Ton ihres Gelächters gefiel mir nicht; mißtönend und höhnisch, war es nicht ihr Ton.

»Du hast mit Edith gesprochen«, sagte ich. »Was ist passiert?«

»Du hättest gern mit ihr gesprochen, stimmt's?« sagte Utsch.

»Egal«, sagte ich. »Was hat sie gesagt?«

Utsch ist nicht rachsüchtig, und ich war überrascht, ihr Gesicht so plötzlich entschlossen zu sehen, es mir heimzuzahlen. Was heimzuzahlen? »Edith war wütend, daß Severin sie dazu gebracht hat, mitzukommen«, sagte sie.

»Siehst du?« sagte ich. »Was habe ich dir gesagt?«

»Halt's Maul«, sagte sie; sie war hitziger, als ich sie je erlebt hatte. »Wenn du die Geschichte hören willst, dann halt's Maul.«

»Okay.«

»Diese Geschichte wird dich begeistern«, sagte Utsch; in ihrer Stimme lag eine Gemeinheit, die ich noch nie gehört hatte. »Es ist genau deine Art von Geschichte.«

»Erzähl sie schon, Utsch!«

»Edith war wütend, daß er ihr nicht vertraute, wütend, daß er sie wegen dir nicht drei Tage und drei Nächte hierlassen wollte. Er hat gesagt, er vertraut Edith, aber nicht dir; deswegen wollte er, daß sie mitgeht.«

»Was ist da der Unterschied?« sagte ich. »Wenn er ihr *wirklich* vertrauen würde, käme es nicht drauf an, ob er mir vertraut oder nicht, stimmt's?«

»Halt's Maul«, sagte Utsch. Sie war aufgedreht und schien drauf und dran, hysterisch zu werden. »Edith nahm es übel, was Severin aus ihrer Unabhängigkeit gemacht hatte – hat sie zumindest gesagt«, fuhr Utsch fort. »Ich wollte ihm beibringen, daß er mir nicht sein Leben aufzwingen kann und mir nicht die Freiheit lassen, mein eigenes zu leben«, so hat sie es formuliert. »Natürlich in vernünftigem Rahmen; ich hatte die Grenzen, die er gezogen hat, immer akzeptiert«, hat sie mir gesagt. »Als er deshalb sagte, mit der ganzen Sache müßte Schluß sein, haben wir alle Schluß gemacht.« Davon hat sie es die ganze Zeit gehabt«, sagte Utsch.

»Weiter.«

»Na ja, nicht einmal als sie nach Stillwater gekommen sind, hat er sie tun lassen, was sie wollte. Sie wollte für einen Tag und eine Nacht nach Denver fliegen; sie ist nie in Denver gewesen. Aber Severin hat sie dazu gebracht, dazubleiben. Schließlich wollte sie sich in Stillwater bloß noch amüsieren, wie sie Lust hatte, anstatt jeden Tag zum Ringen zu gehen.«

»Und er hat sie nicht gelassen?«

»Hat Edith jedenfalls gesagt.«

»Lieber Himmel.«

»Also«, sagte Utsch, »hat sie beschlossen, ihm zu zeigen, daß, wenn er ihr nicht vertraute, sie nicht vertrauenswürdig sein würde. Sie hat ihn kalt erwischt.«

»Kalt erwischt!« schrie ich. »Würdest du mit die-

ser Sprache aufhören, mit diesen grauenhaften Sportreporter-Sprüchen!«

»Bender war nach dem Halbfinale am Freitag erschöpft«, sagte Utsch. »Severin hat Edith gebeten, Bender ins Motel zurückzufahren; Severin hat gesagt, er würde sie dort treffen, wenn die restlichen Halbfinals vorbei wären. Sie hatten einen Mietwagen, und Bender kann nicht fahren.«

»Er kann nicht fahren?«

»Offensichtlich kann er eine ganze Menge nicht«, sagte Utsch.

Ich starrte sie an. »O nein«, sagte ich. »O nein, das nicht. Du lügst.«

»Ich hab's dir noch gar nicht erzählt«, sagte sie.

»Du lügst trotzdem!«

»Dann hat Edith gelogen«, sagte Utsch. »Sie hat Bender ins Motel zurückgebracht.«

»Nein.«

»Und sie hat ihn ins Bett gebracht.«

»Nein, nein ...«

»Offensichtlich«, sagte Utsch, und ihre Stimme – spöttisch – ahmte Ediths Stimme nach, »hat er nicht zu seiner Hochform gefunden, er war der Sache überhaupt nicht gewachsen.«

»Ich glaube kein Wort davon«, sagte ich. »Edith hat Bender *verführt*? Das gibt es einfach nicht!«

»Vielleicht hat sie ihm gesagt, es wäre eine Anweisung des Trainers«, sagte Utsch. »Vielleicht hat sie gesagt, es würde ihn entspannen. Jedenfalls hat sie mir gesagt, daß er nicht konnte.«

»Sie lügt«, sagte ich.

»Vielleicht schon«, sagte Utsch. »Ich weiß nicht.«

»Doch, du weißt es«, sagte ich. »Weiter.«

»Und Severin ist ins Motel zurückgekommen und hat sie zusammen erwischt.«

»Ich glaube kein ...«

»Und Bender hat wegen der ganzen Sache ziemlich den Schwanz hängen lassen.«

»Den Schwanz hängen lassen!« rief ich. »Herrgott nochmal ...«

»Ich meine, er ist nicht imstande gewesen, es mit Edith zu machen, und er hat seinen Trainer im Stich gelassen ... Das war's wohl, was er gedacht hat.«

»So ein Scheiß!« brüllte ich.

»Und am nächsten Abend kurz vor dem Kampf hat Severin Bender gesagt: ›Ich hoffe, du kriegst den Arsch voll.‹ Und Severin hat auf dem Trainerstuhl gesessen und sich absolut ungerührt den Kampf angesehen. Da hat Bender natürlich verloren.«

»Und ich nehme an, Edith hat auf der Tribüne gesessen, ein Fähnchen geschwenkt und sich die Seele aus dem Leib gejubelt!« bellte ich. »Jetzt hör aber auf!«

»Weißt du, was Edith zu Severin gesagt hat?« fragte Utsch. »Sie hat gesagt: *Jetzt* sind wir quitt, wenn du immer noch meinst, daß es darauf ankommt, quitt zu sein.«

»Und ich nehme an, Severin hat beschlossen, daß er vom Ringen genug hat, und ist zurückgetreten?«

»Richtig.«

»Falsch«, sagte ich. »Edith ist eine lausige Geschichtenerzählerin, oder *du* bist eine.«

»Edith findet, daß du ein lausiger Schriftsteller bist«, sagte Utsch. »Sie glaubt nicht, daß du ihr irgendwas beibringen kannst.«

»Hat sie das gesagt?« fragte ich. Aber Utsch senkte bloß den Kopf und seufzte, und ich wußte, das war alles, was ich zu hören bekäme.

»Severin hat dir das gesagt«, sagte ich. »Edith würde das nicht von mir sagen.« Aber als Utsch das Gesicht hob, weinte sie.

»Verstehst du denn nicht?« fragte sie. »Es wird bloß häßlicher. Wir haben damit Schluß gemacht, aber wir *können* nicht damit Schluß machen. Es geht immer weiter und weiter. Du solltest das nicht zulassen.«

»Utsch, komm her«, sagte ich. Ich ging auf sie zu, aber sie rannte von mir weg.

»Du hast noch nicht mal gemerkt, was los ist!« brüllte sie.

»Was?«

»Ich kann nicht kommen«, schrie sie. Ich starrte sie an. »Ich kann nicht *kommen*!«

»Na ja, deswegen mußt du nicht herumbrüllen«, sagte ich. Sie rannte zur Tür hinaus in den Hof und kreischte: »Ich kann nicht kommen! Ich kann nicht kommen! Ich kann nicht kommen!« Dann ging sie in unser Schlafzimmer, fläzte sich auf unser Bett und weinte. Ich ließ sie allein.

Ich rief Severin an und sagte: »Hör mal, wie kommt ihr beide klar? Utsch hat's mir erzählt.«

»Dir was erzählt?«

»Edith hat Utsch erzählt, was da draußen passiert ist«, sagte ich.

»Ach so, ja«, sagte er. »Bender hat's wirklich ver-siebt.«

»Sei ehrlich zu mir, Severin«, sagte ich. Dann erzählte ich ihm die Geschichte, die ich gehört hatte. Er bestritt sie, aber das war natürlich nicht anders zu erwarten.

Wenig später rief Edith Utsch an und sagte, Utsch habe sie hintergangen. Offensichtlich hatte Edith ihr gesagt, sie dürfe mir kein Wort verraten – wobei sie natürlich wußte, daß Utsch es sofort verraten würde. Utsch antwortete, daß Edith Severins Vertrauen hintergangen habe, indem sie die Geschichte als erste erzählt hatte. Dann rief ich Edith an und sagte ihr, daß ich wußte, daß es gelogen sei.

»Natürlich ist es das«, sagte sie. Aber sie meinte, daß Utsch gelogen hatte.

»Nein, *du* hast gelogen«, sagte ich.

»Scheiß auf dich«, sagte Edith.

Wir sahen die Winters wochenlang nicht, und als sie uns zum Essen einluden, wußten wir nicht genau, was das Essen sollte.

»Sie werden uns vergiften«, sagte ich, aber Utsch lächelte nicht. »Severin macht gern alles offiziell«, sagte ich. »Er muß ein Bankett veranstalten, um zu verkünden, daß zwischen uns auch wirklich alles aus ist.«

»Vielleicht wollen sie sich entschuldigen.«

»Wofür?« sagte ich. »Dafür, daß sie uns benutzt haben? Ich bin sicher, daß es ihnen nicht leid tut.«

»Halt's Maul«, sagte Utsch. »Vielleicht wollen sie die ganze Sache nochmal probieren.«

»Ganz bestimmt.«

»Und wenn sie es nochmal probieren wollten«, sagte Utsch, »wärest du mit Begeisterung dabei.«

»Von wegen.«

»Ha!«

»Halt's Maul.«

Als Severin uns an der Tür begrüßte, sagte er: »Edith hat das Rauchen aufgegeben, also werden wir nicht lange Cocktails trinken. Da hat sie nämlich am meisten Lust zu rauchen.« Er küßte Utsch so auf die Wange, wie ich ihn seine Kinder hatte küssen sehen, und schüttelte mir die Hand. Für einen Ringer hatte Severin einen sehr schwachen Händedruck, als versuchte er einen damit zu beeindrucken, wie sanft er sei.

Edith aß im Wohnzimmer eine Möhre; sie hielt mir die Wange hin und ließ sich von mir küssen, während ihre beiden Hände die Möhre umklammerten. Ich erinnerte mich an den ersten Abend, an dem wir mit ihnen gegessen hatten; sie waren beide viel ungezwungener gewesen miteinander.

»Es gibt Tintenfisch«, sagte Severin.

»Severin hat den ganzen Tag gekocht«, sagte Edith.

»Das Zeitraubendste ist eigentlich, ihn zu putzen«, sagte er. »Zuerst muß man die Haut abziehen. Es ist so eine Art Film – eine Membran –, sehr schleimig. Dann muß man die Innereien herausnehmen.«

»Tintenfische sind wie Kondome«, sagte Edith. »Es ist, wie wenn man einen Pariser umstülpt.«

»Edith hat mir dabei geholfen«, sagte Severin. »Ich glaube, ihr geht einer ab, wenn sie Tintenfische umstülpt.«

Edith lachte, und Utsch knackte mit den Zähnen eine Möhre wie den Nacken eines kleinen Tieres.

»Was macht die Arbeit?« fragte ich Edith.

»Ich bin gerade mit etwas fertig geworden«, sagte Edith. Sie aß eine Möhre nach der anderen. Ich wollte rauchen, aber es gab keine Aschenbecher.

»Hast du zugenommen, seit du mit dem Rauchen aufgehört hast?« fragte Utsch.

»Ich habe erst vor einer Woche aufgehört«, sagte Edith. Ich konnte nichts feststellen, was ihr Gewicht anging; sie trug ein formloses Bauernkleid, so ein Ding, wie sie es sonst nie trug. Ich hatte das Gefühl, daß Severin sie für den Anlaß angezogen und sichergestellt hatte, daß der Umriß ihres straffen Körpers mir nicht sichtbar war.

»Zeit zum Essen!« sagte Severin.

Der Tintenfisch war, in weißen Ringen und graulichen Klumpen von Tentakeln in roter Sauce, auf einer großen Platte; er ähnelte kleinen Schnipseln und Brocken von Fingern und Zehen. Oben konnten wir Fiordiligi und Dorabella zusammen baden hören; Geplantsche, das Vollaufen der Wanne, ihre Kleinmädchenstimmen, Fiordiligi neckend, Dorabella quengelnd.

»Ich habe die Mädchen schon lange nicht mehr gesehen«, sagte Utsch.

»Sie baden gerade«, sagte Edith. Stumpfsinnig hörten wir alle zu, wie sie badeten.

Ich wäre für die Unterbrechung unseres peinlichen Schweigens durch das gewaltige schmetternde Krachen dankbar gewesen, nur wußte ich genau, was es war. Es gab ein Geräusch wie das Bersten mehrerer oberer Fenster unter Maschinengewehrfeuer, im Bruchteil einer Sekunde gefolgt vom Kreischen beider Kinder. Der Stiel von Ediths Weinglas knackte in ihrer Hand, und sie schrie fürchterlich. Utschs Hand schnellte den Schöpflöffel über die Platte und klatschte den Tintenfisch auf das weiße Tischtuch. Severin und ich waren schon unterwegs nach oben, Severin vor mir, im Rennen stöhnend:

»O Gott, nein, nein, nein – ich komme!«

Ich wußte, was passiert war, weil ich dieses Badezimmer, diese Badewanne und Dusche, genauso gut kannte wie Severin; ich kannte mein feuchtes Liebesnest. Das Krachen war die gläserne Schiebetür auf dem Badewannenrand gewesen. In vielen Nächten hatten Edith und ich sie gefahrvoll auf- und zuge-macht. Altmodisches, schweres, in seinem rostenden Metallrahmen loses Glas, lief die Tür in einer geschwärzten, von alten Seifenresten und winzigen Stückchen von Badewannenspielzeug der Kinder schmierigen Rinne. Zweimal war die Tür aus der Rinne gerutscht, und Edith und ich hatten sie krampfhaft festgehalten und am Umfallen gehindert, während wir sie wieder in ihre Schiene einpaßten. Ich hatte zu Edith gesagt: »Severin soll das mal lieber reparieren.

Wir könnten uns hier drin verletzen.« Immer wieder hatte Severin *ihr* gesagt, sie solle es reparieren lassen. »Hol einen Installateur«, sagte er absurderweise.

Ich hatte immer gewußt, daß Severin, falls die Tür auf Edith oder mich fiel, sich zumindest über die Verletzungen, die sie mir zufügen mochte, freuen würde. Und falls von der fallenden Tür etwas geschnitten werden sollte, hatte ich nie Zweifel, was es sein würde.

»Ich komme!« schrie Severin einfältig. Ich wußte, daß da Blut sein würde, aber ich war nicht darauf vorbereitet, wie viel. Das Badezimmer sah aus wie der Schauplatz eines Bandenmordes. Die alte Tür war in die Wanne gestürzt und über den nackten Mädchen zerbrochen, das Glas war aus dem Rahmen geplatzt, Scherben und Splitter waren überallhin geflogen; es knirschte unter Severins Schuhen, als er die Arme in die Wanne tauchte. Die Wanne war rosa, das Wasser blutig; man konnte nicht erkennen, wer sich wo geschnitten hatte. Aus dem Hahn strömte immer noch das Wasser, die Wanne eine schäumende See aus Glas und blutenden Kindern. Severin hob Dorabella zu mir heraus; sie zitterte, war bei Bewußtsein, schrie aber nicht mehr; sie überflog ängstlich ihren ganzen Körper, um zu sehen, wo sie verletzt war. Ich zog den Duschknopf und brauste uns alle ab, damit ich erkennen konnte, wo die tiefsten Schnitte waren. Auf der Suche nach durchtrennten Arterien hob Severin den verbogenen Türrahmen über Fiordiligis reizendes Köpfchen und hielt sie unter die Dusche; während sie

heulte und zappelte und er ihren Körper nach Schnitten absuchte. Beide hatten eine Vielzahl von granatsplitterartigen Wunden, geschwürgroßen Stichen und Schwellungen auf Armen und Schultern. Ich fand einen tiefen Schnitt bei Dorabella, in ihrem nassen Haar über einem Ohr – einen klaffenden Riß, der ihr Haare und Kopfhaut durchtrennt hatte, fast so lang wie mein Finger, aber nicht ganz bis auf die Schädeldecke. Er blutete kräftig, aber langsam; dort waren keine Arterien. Severin knotete Fiordiligi über dem Knie ein Handtuch ums Bein und verdrehte es zu einer sauberen Aderpresse. Ein Glaskeil wie der Kopf eines breiten Meißels ragte aus Fiordiligis Kniescheibe, und das Blut quoll und strömte, spritzte aber nicht. Beide Kinder standen wahrscheinlich unter Schock und hatten eine langwierige und eklige Glasklauberei im Krankenhaus vor sich. Sie würde lang und schmerzhaft sein, und es würde ein Genähe geben, aber sie würden in Ordnung kommen.

Ich wußte, daß Severin befürchtet hatte, eine oder beide würden in seinen Armen verbluten oder schon ertrunken und ausgeblutet sein, wenn er sie erreichte. »Sie sind in Ordnung!« schrie ich nach unten, wo Utsch Edith im Arm hielt, die sich nicht von ihrem Stuhl rührte, wie erstarrt dasaß und auf die Nachricht wartete. »Ich rufe das Krankenhaus an«, sagte ich, »und sage ihnen, daß du kommst.«

Severin nahm mir Dorabella ab und trug beide nackten Kinder zu Edith hinunter; mit weißem Gesicht und bebend, musterte sie voll Verwunderung

und Schmerz jede Wunde an jedem Kind, als hätte sie selbst sie verursacht.

»Bitte greift doch zu«, sagte Edith geistesabwesend. Es war ihr gleichgültig. Sie war sich nur des Vorrangs ihrer Kinder bewußt.

Severin platzte plötzlich heraus: »Das hätte dir passieren können.«

Er meinte eindeutig, ihr und mir; er meinte, hätte *sollen*.

Mit einem Schock wurde mir klar, daß es mir gleichgültig war, was sie dachten. Mir wurde klar, daß mein Jack und mein Bart in dieser gefährlichen Wanne gebadet hatten. Ich dachte nur daran, daß es ihnen hätte passieren und viel schlimmer hätte ausgehen können.

Wir legten den Kindern ihre Mäntel um, und Utsch hielt ihnen die Wagentür auf. Edith winkte nicht und sagte nicht danke schön, als sie, ihre beiden zerschlitzen Kinder an sich gedrückt, dasaß und sich von Severin ins Krankenhaus fahren ließ, wo man sie abklauben und fast so gut wie neu wieder zusammenflicken würde. Als das Auto rückwärts hinausstieß, sah ich zu meiner Freude, daß Edith rauchte.

Utsch bestand darauf, daß wir das Badezimmer saubermachten. Wir stimmten darin überein, daß sie nicht all das Blut sollten sehen müssen, wenn sie nach Hause kamen. Zusammen schleppten wir den schweren Türrahmen und wenige große Glasstücke zum Abfallcontainer; zusammen saugten wir Splitter aus jedem Spalt. Ich fand ein Stück Glas auf den Borsten

einer Zahnbürste liegen; Gefahr war überall. Wir schrubbten dieses Badezimmer fleckenlos sauber, ließen die blutgefüllte Wanne ablaufen, schrubbten die Blutflecken auf der Treppe, steckten alle fleckigen Handtücher in die Waschmaschine und stellten sie an. Mit einem Schraubenzieher pulte ich kleine Glassplitter aus der widerlichen Rinne der Glastür. Mir fiel ein, daß Edith einmal die Fersen gegen diese Tür gestemmt hatte. Ich wußte, wo die frische Wäsche aufbewahrt wurde (Klar weißt du das, sagte Utsch), und wir hängten frische Handtücher auf die Halter. Ich hoffte insgeheim, daß vielleicht auf dem Wannenboden eine Glasscherbe zurückgeblieben war, auf die Severin sich setzen würde.

Als wir fertig waren, hatten wir keinen Hunger. Severins kalter Tintenfisch war nicht verlockend; er lag tot auf dem Tischtuch, wo Utsch ihn hingekleckert hatte; Ediths verschütteter Wein war hineingelaufen. Das Gericht sah aus wie die fürchterlichen Überreste einer Operation.

Ich sagte kaum ein Wort, während wir nach Hause fuhren. Utsch brach einmal das Schweigen: »Deine Kinder sind dir wichtiger als alles andere«, sagte sie. Ich gab keine Antwort, aber nicht deshalb, weil ich anderer Meinung war.

In dieser Nacht wachte ich allein in dem klammen Bett auf. Ein Fenster stand offen, und es regnete. Ich sah überall nach, aber Utsch war auf einem Spaziergang. Wo kann sie bei diesem Wetter hingehen? fragte ich mich. Ich überprüfte die Fenster der Kinder und

schloß sie vor dem Regen. Bart lag ins Kissen eingesenkt wie ein Hammer, seine Finger knüllten im Schlaf das Laken. Der schwächliche Jack lag so makellos im Bett wie der Traum eines Tänzers. Aber ich würde keinen Schlaf finden, wie mir klarwurde. Ich überprüfte die Atmung der Kinder: regelmäßig und tief. Ich fand den Regenschirm. Utsch brauchte ihn nicht, wo sie war. Ich wußte, daß sie Severin ihre Schlüssel zur Sport- und Ringerhalle nicht zurückgegeben hatte.

Ich überlegte. Wenn Utsch mit dem Spaziergehen anfängt, kann ich das auch. Draußen im Regen begrüßte ich die Schlaflosigkeit wie eine launische, zu lange vernachlässigte Geliebte.

Zurück nach Wien

»Ich gehe bloß dorthin, um allein zu sein«, sagte mir Utsch. »Es ist ein guter Ort, um nachzudenken – um einfach auszuruhen.«

»Und du könntest ihm dort eines Nachts einfach über den Weg laufen«, sagte ich.

»Severin geht nicht mehr dorthin«, sagte Utsch. »Er hat sich zurückgezogen, weißt du noch?«

»Ich bezweifle, daß er sich davon zurückgezogen hat.«

»Komm das nächstmal mit mir«, sagte sie. »Ich weiß, was du von diesem ganzen Bau hältst, aber bitte komm mit mir und sieh es dir an.«

»Nachts würde ich dort keinen Fuß hineinsetzen«, sagte ich. »Es ist bloß ein Ort voller Sackratten, die im Dunkeln rumwimmeln.«

»Bitte. Es ist was Besonderes für mich, und ich möchte, daß du es siehst.«

»Ja, ich wette, es ist was Besonderes für dich«, sagte ich.

»Es ist beinahe der letzte Ort, wo ich einen Orgasmus hatte«, sagte Utsch. Sie tat sich wirklich keinen Zwang an. »Ich dachte, wir könnten es vielleicht versuchen.«

»O nein«, sagte ich. »Auf sowas stehe ich nicht. Das ist nicht mein Stil.«

»Bitte versuch's doch«, sagte Utsch. »Mir zuliebe.«

Ich haßte Severin dafür, daß er meine Frau in meinen Augen armselig machte. Aber was konnte ich machen? Ich nahm sie in die Sporthalle mit.

In der Dunkelheit türmte sich der große Käfig wie ein verlassener Bienenstock, dessen gefährliche Schläfer ihren Zellen entflohen waren. In der neuen Sporthalle schlug mein Schienbein an eine offene Spindtür, und ein blechernes *Wäng!* hallte zwischen den schweißsteifen, zum Trocknen aufgehängten Socken, den in Ecken lehrenden Hockeyschlägern, den ruhenden Knieschützern und Bandagen. Utsch sagte: »*Schsch!* Paß auf, daß Harvey uns nicht hört.«

»Harvey?« Ich dachte an einen Wachhund, der in den tropfenden Duschen herumstöberte.

»Der Nachtwächter.«

»Na, *dich* kennt er doch bestimmt«, sagte ich, prallte mit einer niedrigen Bank zusammen und begrüßte mit der Wange den kalten Zementboden. Auf dem Boden war ein Puderfilm, eine Art für das ganze Gebäude bestimmtes Deodorant. »Um Himmels willen, Utsch«, flüsterte ich, »nimm mich bei der Hand!« Sie führte mich zum Tunnel. Während wir an den kleinen Höhleneingängen vorbeigingen, stellte ich mir vor, daß die Squashräume Fledermäuse beherbergten. Die Luft war muffig. Als wir in den monderleuchteten Käfig hinaustraten, regten sich die Tauben. Um die ächzende Holzbahn herum wankte ich hinter Utsch her. »Ich glaube, ich habe die Schlüssel verloren«, sagte ich.

»Ich habe die Schlüssel«, sagte sie.

Als sie die Tür zur Ringerhalle aufschob, schlug uns der nach Gummi riechende Schwall der Heizluftgebläse entgegen. Ich schloß die Tür, und sie drehte die Lichter an. Ich wußte, daß von draußen eine der Zellen des Bienenstocks strahlend erleuchtet war, wie das Auge eines kuppelförmigen, prähistorischen Tieres.

»Reicht das Mondlicht nicht aus, um was zu sehen?« fragte ich.

Sie war dabei, sich auszuziehen. »Es ist nicht das gleiche«, sagte sie. Ich betrachtete ihren kräftigen, runden Körper; sie war eine reife, starke Frau, aber sie bewegte sich immer noch wie ein junges Mädchen. Ich verspürte ein frisches Bedürfnis nach ihr, wie es Severin verspürt haben würde, wenn er sich nur hätte vergessen und gehenlassen können. Vielleicht hat er das, dachte ich. Ich betrachtete eine Fremde, die mir beim Ausziehen zusah.

Utsch griff mich an! Aus Versehen erwischte mein Ellbogen sie am Mund, und sie biß sich auf die Lippe; sie sagte: »Nicht so grob. Sei locker, sei sanft.«

Trainier mich bloß nicht, dachte ich, ringelte mich aber an sie. Ich berührte sie; sie war schon feucht, und ich wußte in diesem Augenblick, daß es Männer gab – oder Vorstellungen von Männern –, die sie ohne jede Mühe zum Kommen bringen konnten. Sie ließ mich so schnell in sich gleiten, daß ich noch nicht auf die Matte reagiert hatte; sie juckte; sie roch wie der Kühlschrank eines Fremden. Utsch schleifte uns durch den weißmarkierten inneren Kreis auf eine gepolsterte

Wand zu, und ich steuerte sie zur Mitte zurück, wie ich es Severin so oft seinen Ringern hatte zubellen hören: »Laß ihn nicht von der Matte runter!«

Utsch begann sich unter mir zu bäumen, richtiggehend in die Brücke zu gehen. Sie kam – so schnell –, und dann wurde ich mir ihres Wimmerns bewußt, ein hohes Summen wie eine im Stock in Raserei geratene Biene. Ich stellte mir die Tauben in Panik vor, und Harvey, den Nachtwächter, wie er in der Dunkelheit still vor sich hin winselte, während er auf dem weichen Lehm Boden unter der Ringerhalle masturbierte. Mein Gott, dachte ich, so war das also für sie; Severin Winter kannte das alles.

Wir schienen in eine entfernte Ecke der Halle gequetscht zu sein; wir waren über zwei Matten geschlittert und außerhalb der Wettkampffläche, aber Utsch kam immer noch. Ich spürte mich in ihr kleiner werden, und als sie fertig war, war ich geschrumpft und hatte jeden Kontakt verloren.

»Ich bin gekommen«, sagte Utsch.

»Das bist du allerdings«, sagte ich, aber die Eifersucht in meiner Stimme ließ sich nicht verbergen, und sie wußte, daß ich aus ihr zurückgeschreckt war.

»Du kannst alles verderben, wozu du dich entschlossen hast«, sagte sie. Sie stand auf, griff sich ein Handtuch von einem Stapel in der Ecke und bedeckte sich.

»Ist es Zeit für ein bißchen leichte Gymnastik?« fragte ich. »Oder sollten wir ein paar Runden laufen?«

Sie hatte ihre Kleider zusammenge rafft und ging zur

Schiebetür hinaus. »Mach die Lichter aus, wenn du gehst«, sagte sie. Ich ging ihr um die überhöhte Bahn herum nach. Ich riß mir einen Splitter in die Ferse. Als sie den Tunnel erreichte, hatte ich sie eingeholt; ich folgte ihr mit der Hand auf ihrem Rückgrat. »Hab einen Splitter«, sagte ich. »Verdammte Bahn.«

Sie saß abseits von mir in der Ecke der Sauna, die Knie hochgezogen, den Kopf dazwischen, das Handtuch unter sich. Ich sagte nichts. Als sie ins Schwimmbcken ging, wartete ich am flachen Ende auf sie, aber sie schwamm ein paar einsame Runden.

Ich folgte ihr gerade zu den Duschen, als sie sich umdrehte und etwas ins Becken zurückwarf. »Was war das?« fragte ich.

»Die Schlüssel«, sagte sie. »Ich komme nicht mehr hierher.«

In dem grünen Unterwasserlicht sah ich den Schlüsselbund sich auf den Beckenboden senken. Ich wollte die Schlüssel nicht dort lassen. Lieber hätte ich sie Severin zu Weihnachten geschickt, dicht verpackt in eine ordentliche Schachtel voller Scheiße. Ich weiß nicht, warum ich sie wollte, offengestanden, aber ich tauchte ins Becken und holte sie herauf, nachdem Utsch in die Duschen gegangen war.

So kam es, daß ich die Schlüssel hatte, und sie waren in der Nacht in meiner Tasche, als ich allein spazierenging und Severins Auto im Schatten der Sporthalle geparkt sah. Das Licht aus der Ringerhalle leuchtete wie die Gucklochöffnung für ein Teleskop in einem mysteriösen Observatorium.

Er geht also nicht mehr dorthin? dachte ich. Und er war nicht allein hergekommen, da war ich sicher. Ich suchte nach abgestreiften, nicht zueinander passenden Schuhen, aber da war nichts. Wer war es diesmal? fragte ich mich. Ich dachte daran, Edith zu holen, um ihr zu zeigen, wieviel ihre Rache ausgerichtet hatte. Dann dachte ich daran, wie Utsch zu Hause saß, immer noch so überzeugt von Severins großem Leiden. Ihm verzieh sie, aber Edith oder mir hatte sie nicht verziehen.

Na gut, Utsch, dachte ich; ich werde dir zeigen, in was für Leiden Severin sich ergeht. Während ich den an der Bibliothek vorbeiführenden Fußweg entlangrannte, war es mir plötzlich klar: Severin hatte Audrey Cannon die ganze Zeit weiter getroffen; er hatte nie aufgehört, sich mit ihr zu treffen. Wußte Edith das?

»Utsch *wird* es erfahren!« schrie ich laut, während ich an dem neuen Naturwissenschaftlichen Institut vorbeikeuchte – worin zweifellos George James Bender Taufliegen vermehrte und über die vorhersagbaren Resultate nachsann.

Utsch lag schlaff in der Badewanne. »Komm raus«, sagte ich. »Zieh dir irgendwas an – wir nehmen das Auto. Möchtest du Audrey Cannon kennenlernen?« Ich hielt die Schlüssel zur Sport- und Ringerhalle hoch und fuchtelte ihr damit vor dem Gesicht herum wie mit einer Pistole. »Los doch«, sagte ich. »Ich zeig dir, wer sich zurückgezogen hat.«

»Was immer du vorhast, laß es bleiben«, sagte sie. »Bitte spiel nicht verrückt.«

»Du glaubst, er hat so viel gelitten«, sagte ich. »Na, dann sieh dir an, wie er leidet. Sieh dir an, was sein ganzes Problem ist.« Ich zerrte sie aus der Wanne.

»Ich lasse die Kinder nicht gerne allein, ohne zumindest Jack zu sagen, wo wir hingegangen sind.«

»Laß die Ausflüchte, Utsch!« schrie ich sie an. »Severin wird gerade in der Ringerhalle flachgelegt! Willst du nicht sehen, wen er jetzt fickt?«

»Nein!« brüllte sie mich an. »Ich will ihn überhaupt nicht sehen.«

Ich schnappte mir ihre Bluse und reichte ihr meine Schreibhose; sie hing immer an der Badezimmertür. »Zieh dich an«, sagte ich; es spielte keine Rolle, was sie anhatte. Ich fand mein Jackett mit den Ellbogenflicken aus Leder und ließ sie das anziehen. Sie war barfuß, aber es war nicht kalt draußen, und wir würden nicht lange draußen sein. Sie hörte auf, sich gegen mich zu sträuben, und beim Auto knallte sie die Tür hinter sich zu und saß geradeausstarrend da, während ich neben ihr hineinschlüpfte. Ich sagte: »Das ist zu deinem eigenen Besten. Wenn du siehst, was für ein Superschweinehund er ist, wirst du mit all dem besser zurechtkommen.«

»Halt's Maul und fahr«, sagte sie.

Das Licht in der Ringerhalle brannte noch – sie hatten eine lange Sitzung –, und ich bestand darauf, daß wir beim Schwimmbecken auf sie warteten. »Vielleicht erinnert ihn das an was«, sagte ich. »Zweimal bei der gleichen Sache erwischt! Wie blöd der sein kann!«

»Ich sehe mir an, was immer du mir zeigen willst«, sagte Utsch, »aber hör bloß auf, mit mir zu reden.«

Ich fand nicht aus dem Umkleideraum und durch die Duschen, aber Utsch kannte den Weg. Wir gingen auf den ersten Balkon über dem Becken und setzten uns dorthin, wo ich mir vorstellte, daß Edith einmal gewartet hatte. Ich sagte: »Ich sollte auch Edith holen.«

»Es kann nicht Audrey Cannon sein«, sagte Utsch. »Er ist einfach unfähig, sie wiederzusehen.«

»Dann ist es eine *andere* Audrey Cannon«, sagte ich. »Verstehst du denn nicht? Für ihn wird's eine Audrey Cannon nach der anderen geben, weil er nun mal so ist. Es ist wahrscheinlich irgendeine Volleyballspielerin, der vier Finger fehlen. Bei ihm ist es immer wieder Audrey Cannon. Ich kenne das.«

»Du kennst *dich*«, sagte Utsch. »Das ist alles, was du kennst.«

Sie kauerte auf der harten Bank in ihrer feuchten Bluse, in meinem Jackett, dessen Ellbogenflicken an ihren Handgelenken hingen, in meiner Hose, deren Schritt bis zu ihren Knien durchsackte. Sie sah aus wie ein Clown, dessen Haus in der Nacht niedergebrannt war und der es bloß geschafft hat, anzuziehen, was gerade zur Hand war. Ich legte die Arme um sie, aber sie schlug nach mir, packte meine Hand und biß kräftig hinein, so daß ich von ihr abrücken mußte.

»Wart's einfach ab«, sagte ich.

»Ich warte.«

Wir warteten lange.

Als ich Severin in der Dusche auf deutsch singen

hörte, wurde mir klar, daß Utsch das Lied natürlich kannte und daß das Ganze vielleicht doch keine so gute Idee gewesen war. Dann flammten die Unterwas-serlampen auf, und zwei nackte Körper sprinteten lachend über die Fliesen und ins Wasser. Keiner hatte gehumpelt. Der kurze, kräftige, seehundhafte Körper, der mitten im Becken die Wasseroberfläche durchstieß und wie ein Walroß schnaubte, war natürlich Severin, und die schlanke, anmutige Frau, die durch das grüne Licht glitt und, seine Eier zärtlich in der Hand wiegend, gegen ihn strich, war Edith.

»Es ist Edith«, flüsterte ich.

»Natürlich ist sie es«, sagte Utsch.

Sie sahen uns, sobald wir sprachen. Edith schwamm zum anderen Beckenrand und hielt sich an der Kante fest. Severin trat, wie ein Büffel in seiner Suhle, im tiefen Ende Wasser und starrte uns an. Ich nahm Utschs Arm, aber sie machte sich los und ging die Balkontreppe hinunter. Wir brauchten ewig, um die Tür zur Dusche zu erreichen. Mein einziger Gedanke war, daß unser Mißverständnis jetzt komplett war, denn ich war sicher, die Winters dachten, Utsch und ich seien gerade mit unserem eigenen Ritual fertig geworden.

Mein letzter Blick auf Edith wurde nicht erwidert. Ihr schlanker Rücken war mir zugewandt, ihr feuchtes Haar lag auf ihren Schultern, ihr Körper war an den Beckenrand gepreßt. Severin, das runde Gesicht verwirrt, dümpelte noch draußen im Wasser und fand das Zusammentreffen offenbar recht komisch, denn er grinste – oder mühte er sich bloß ab, oben zu bleiben?

Wer weiß? Wer weiß, was er je dachte?

Bei der Tür zur Dusche drehte ich mich um und schleuderte den Schlüsselring auf das verlockende Ziel seines Kopfes. Er duckte ab, und ich traf nicht.

Als wir nach Hause kamen, war Jack wach, sein schmaler Körper wie ein Messer im Schatten auf dem oberen Treppenabsatz. »Warum hast du Daddys Hose an?« fragte er Utsch. Sie streifte sie noch auf der Treppe ab und kickte sie weg.

»Ich hab sie nicht mehr an«, sagte sie.

Sie führte Jack zu seinem Bett zurück, seine Hand auf ihrer nackten Hüfte, obwohl ich ihr schon hundertmal gesagt habe, daß er allmählich zu alt dafür wird, daß sie sich nackt vor ihm zeigt.

»Ich hab nicht gewußt, wo ihr seid«, beklagte sich Jack. »Und wenn Bart aufgewacht wäre? Und wenn er Ohrenschmerzen gehabt hätte oder einen schlimmen Traum?«

»Na, jetzt sind wir ja zu Hause«, sagte ihm Utsch.

»Ich hab nicht richtig Angst gehabt«, sagte er.

»Träum schön«, sagte Utsch. »Wir machen eine Reise. Träum davon.«

»Wer macht eine Reise?«

»Du und Bart und ich«, sagte Utsch.

»Daddy nicht?« fragte Jack.

»Nein, Daddy nicht«, sagte Utsch.

»Was immer du denkst«, sagte ich später zu ihr, »es ist nicht nötig, die Kinder hineinzuziehen, oder? Wenn du von mir weg willst, laß die Kinder hier. Geh eine Weile allein weg, wenn du das willst.«

»Du verstehst nicht«, sagte sie. »Ich werde dich verlassen.«

»Nur zu«, sagte ich, »aber Jack und Bart bleiben hier.«

Es war ein nasser Frühling gewesen und ein kühler Sommeranfang, aber die Kinder waren froh, schulfrei zu haben. Als ich sie ins Schwimmbad des University Club mitnahm, bemerkte ich, daß das Mädchen, das Jack hinterher lief, ihn aufzog und sich ins Becken schubsen ließ, Fiordiligi Winter war. Die Narbe, die das Knie eines hübschen Beines verunstaltete, hatte die Form eines Hühnerschnabels und die merkwürdige Farbe von Forellenkiemen. Ich sah, daß Dorabella eine Badekappe aufhatte; wahrscheinlich war ihr Haar noch nicht nachgewachsen. Ich konnte nicht sehen, ob Severin oder Edith sie hergebracht hatten; ich hatte ein Buch dabei, und das las ich.

Es war mein fünfter historischer Roman, gerade erschienen, und ich war wütend darüber, wie er vertrieben wurde – als Kinderliteratur! Mein Verleger beharrte darauf, daß es eigentlich keine Kinderliteratur sei und es nichts gäbe, worüber ich mich aufregen müßte; er sagte mir, es werde für Jugendliche ab zwölf Jahren empfohlen. Wie sie einen solchen Schnitzer hatten machen können, geht über meinen Verstand. Das Buch hieß ›Joya de Nicaragua‹ und handelte von geflohenen kubanischen Tabakpflanzern – nach Castro –, die auf Plantagen in Nicaragua Havanna-Saatgut ziehen. Das Buch beschäftigt sich nur mit den Kubanern, die in Nicaragua gestorben waren.

›Joya de Nicaragua‹ ist der Name einer nicaraguani-
schen Qualitätszigarre. Mein Verleger gab mir gegen-
über zu, daß sie das Buch eigentlich nicht sehr kräftig
»pushten«; meine anderen vier historischen Romane
hatten sich nicht sehr gut verkauft; nicht einer davon
war ernsthaft rezensiert worden. Eine sich selbst er-
füllende Prophezeiung, wenn ich je eine gehört habe!
Und mein Institutsdirektor hatte es wieder einmal
versäumt, mein Buch in die Liste der Neuveröffentli-
chungen der Fakultätsmitglieder aufzunehmen. Ja,
mein Direktor hatte mir anvertraut, daß er für meine
einzige Publikation einen kleinen, vor Jahren erschie-
nen Artikel, ein aus meiner Dissertation exzerpiertes
Kapitel, erachtete. Die Dissertation war unveröffent-
licht; sie hieß ›Die Bedeutung des Bergsonschen Zeit-
begriffs für den Klerikalfaschismus in Österreich‹.

›Joya de Nicaragua‹ ist ein viel besseres Buch.

Als ich die Kinder vom Schwimmbad nach Hause
brachte, war Utsch mit Packen fertig.

»Bis sehr bald!« sagte Bart auf dem Flughafen zu
mir.

Jack, der sich erwachsen vorkam, wollte mir die
Hand geben.

Als ich wieder zu Hause war und das Haus nach
Anzeichen von ihnen durchsuchte, die Utsch mir hin-
terlassen haben mochte, stellte ich fest, daß Utsch
meinen Paß mitgenommen hatte. Das würde es für
mich schwierig machen, ihnen sofort zu folgen.

Ich fand den ans Kissen gepinnten Brief in dieser
Nacht. Er war lang und gänzlich auf deutsch. Sie

wußte sehr gut, daß ich ihn nicht würde lesen können. Ich pickte die paar isolierten Worte heraus, die irgendeinen Sinn ergaben, aber es war klar, daß ich einen Übersetzer brauchte. Einer der Ausdrücke lautete »*Zurück nach Wien*«; was das hieß, wußte ich. Ein weiteres Wort war »Severin«. Wen sonst hatte sie mir als Übersetzer zgedacht? Natürlich wußte sie, daß ich nicht einfach irgend jemand fragen konnte, der die Sprache beherrschte; der Inhalt des Briefes könnte peinlich sein. Ihre Absicht war offenkundig.

Am anderen Morgen nahm ich den Brief mit zu ihm. Es war ein Sommermorgen. Severin und seine Töchter waren in der Küche, wo er einen Lunch zum Mitnehmen an den Strand mit Freunden für sie zusammenpackte. In der Auffahrt stand ein fremdes Auto; das Auto war voller Kinder, und die Fahrerin, die ich nicht erkannte, schien die Art von Idiotin zu sein, die in einem Auto voller Kinder tatsächlich Spaß haben kann. Sie schien es für riesig zu halten, daß Severin den Lunch zusammenpackte und die Kinder fertig machte, obwohl jeder, der die Winters kannte, wußte, daß Edith nie dergleichen tat.

»Außerdem«, grummelte mir Severin zu, während das Auto hupend rückwärts aus der Auffahrt stieß, »ist es ein besserer Lunch, als sie ihn für ihre eigenen Kinder gemacht hat. Fahren Sie vorsichtig!« bellte er plötzlich; es klang wie eine Drohung.

»Edith ist am Schreiben«, sagte er mir in der Küche.

»Ich wollte dich besuchen«, sagte ich. »Ich brauche ein bißchen Hilfe.« Ich reichte ihm den Brief.

Immer noch lesend, sagte er: »Das tut mir leid. Ich hätte nicht gedacht, daß sie weggeht.«

»Was schreibt sie?« fragte ich.

»Sie ist nach Wien gefahren.«

»Das weiß ich.«

»Sie möchte, daß du sie eine Weile allein läßt. Sie wird dir als erste schreiben. Sie sagt, sie sei völlig verläßlich, und du sollst dir um die Kinder keine Sorgen machen.«

Der Brief war länger als das. »Ist das alles, was sie sagt?« fragte ich.

»Das ist alles, was sie zu dir sagt«, sagte er.

Auf dem Schneidebrett lag ein langes, dünnes, mit Fischschuppen übersätes Messer; es glänzte im Sonnenlicht, das durch die Küchenfenster einfiel. Er mußte Fisch fürs Mittagessen vorbereitet haben. Severin war ein so eigenartiger Kerl, daß er morgens rohen Fisch ausnehmen konnte. Während ich noch auf das Messer starrte, hob er es auf und warf es in die Seifenschaum im Ausguß.

»Laß ihr einfach ein bißchen Zeit«, sagte er. »Alles wird sich richten.«

»In dem Brief steht irgendwas von *Hühnern*«, sagte ich. »Was ist das?«

»Das ist bloß eine Redensart«, sagte er lachend. »Es hat nichts mit dem Wort zu tun.«

»Was bedeutet es?«

»Es ist bloß eine Redensart«, sagte Severin. »Es bedeutet: ›Es ist Zeit, aufzubrechen, Zeit zu gehen‹, so was in der Art.«

Ich hob das schleimige Schneidebrett auf und schwang es herum, als wäre es ein Tennisschläger. »Wie lautet die Redensart *genau*?« fragte ich ihn. »Ich will eine wörtliche Übersetzung.«

Irgendwie konnte ich nicht zu zittern aufhören.

»Sattle die Hühner«, sagte er. »Wir reiten aus.«

Ihn anstarrend, schwenkte ich weiter das fischverschmierte Schneidebrett. »Sattle die Hühner, wir reiten aus?«

»Ein alter Wiener Witz«, sagte Severin.

»Ihr habt schon so einen Sinn für Humor, ihr Wiener«, sagte ich. Er streckte die Hand aus, und ich gab ihm das Schneidebrett.

»Wenn es dir hilft, das zu wissen«, sagte er, »Utsch haßt mich.«

»Unwahrscheinlich.«

»Sieh mal«, sagte er, »sie muß einfach ihren Stolz wiedergewinnen. Ich weiß es, weil ich auch meinen Stolz wiedergewinnen muß. Es ist wirklich ganz einfach. Sie weiß, daß ich die ganze Sache eigentlich nicht wollte, und sie weiß, daß du mehr an dich als an sie gedacht hast. Wir haben alle mehr an uns als an Utsch gedacht. Und ihr alle habt mehr an euch als an mich gedacht. Jetzt mußt du einfach geduldig sein und so weitermachen wie bisher – bloß ein bißchen weniger aggressiv. Hilf ihr, mich zu hassen, aber übertreib's nicht.«

»Ihr helfen, dich zu hassen?«

»Ja«, sagte er. »Edith wird dich nach einer Weile auch hassen; sie wird die ganze Sache bedauern. Und ich helfe ihr, zu bedauern. Es fängt schon an.«

»Dieser ganze Haß ist nicht nötig«, sagte ich.

»Sei nicht blöd«, sagte Severin. »Du tust es doch selber. Du versuchst, Utsch dazu zu bringen, daß sie mich haßt, und es wird dir gelingen«, sagte er fröhlich. »Hab einfach Geduld.« Severin Winter war am abscheulichsten, wenn er glaubte, er täte einem einen Gefallen.

»Wo ist Edith?« fragte ich.

»Schreibt. Hab ich dir doch gesagt«, sagte er, aber er merkte, daß ich ihm nicht glaubte. Er zuckte die Achseln und führte mich zum Fuß der Treppe, wo er mir durch Gesten zu verstehen gab, ich solle die Schuhe ausziehen. Leise schlichen wir nach oben, durch ihr zerwühltes, durcheinandergewirbeltes Schlafzimmer – die geschmolzene Kerze gab mir einen kräftigen Stich – zur Tür von Ediths Arbeitszimmer. Musik spielte. Sie konnte unsere Stimmen unten in der Küche nie und nimmer gehört haben. Severin deutete aufs Schlüsselloch, und ich schaute hindurch. Sie saß ganz still an ihrem Schreibtisch. Plötzlich tippte sie rasch drei oder vier Zeilen. Dann kam ihre Bewegung wieder zum Stillstand, und sie schien mit der vollkommenen Konzentration einer überm Wasser – über ihrer Nahrung, ihrem ganzen Lebensquell – schwebenden Möwe über der Maschine zu verharren.

Severin winkte mich weg, und wir gingen auf Zehenspitzen in die Küche zurück. »Sie hat gerade ihren Roman verkauft«, sagte er. Er hätte mich ebensogut mit dem Schneidebrett schlagen wie einen Fisch betäuben und aufschlitzen können.

»Ihren Roman?« sagte ich. »Was für einen Roman? Ich hab gar nicht gewußt, daß sie an einem Roman arbeitet.«

»Sie hat dir nicht alles gezeigt«, sagte Severin.

In dieser Nacht versuchte ich, das Schlafen wieder aufzunehmen. Im Wäschekorb fand ich ein altes Leibchen von Utsch, zog es einem Kissen an und schlief an es geschmiegt, ihren Geruch riechend. Aber nach ein paar Nächten roch es eher nach mir – eher nach dem ganzen Bett und dem ganzen Haus –, und nachdem ich es gewaschen hatte, roch es schlicht nach Seife. Das Leibchen leierte aus, und ein Träger riß, aber ich verlegte mich darauf, es morgens selbst zu tragen, weil es mir am nächsten war, wenn ich aufwachte. Ich fand auch Barts gestreiftes T-Shirt mit einem lachenden Froschgesicht drauf und eine silberne Cowboy-Jacke, der Jack entwachsen war. Morgens, während ich frühstückte, hängte ich Barts T-Shirt über die Lehne eines Stuhls und Jacks Cowboy-Jacke über einen anderen und setzte mich in Utschs altem, zerrissenem Leibchen zum Essen zu ihnen. So saß ich an jenem Morgen da, als Edith hereinschneite und mir erzählte, daß sie alle nach Wien fahren würden und ob ich irgendeine Nachricht für Utsch hätte.

Vaso Trivanović und Zivan Knešević, jene nicht umzubringenden Četnic-Olympioniken, waren im Abstand von zwei Tagen gestorben. Frau Reiner hatte telegraphiert. Severin war der Vollstrecker ihres Testaments, das weitere gräßliche Gemälde von Kurt Winter einschloß.

»Ist es nicht eine Ironie?« fragte Edith. »Schieles Frau ist während der Epidemie 1918 an der Spanischen Grippe gestorben, und Schiele ist bloß zwei Tage später gestorben. Es ist genau wie bei Vaso und Zivan. Und Schieles Frau hat auch Edith geheißen.«

Ich war mir darüber im klaren, daß sie *meinetwegen* sinnlos daherredete. Sie starrte auf die wie Kinder angezogenen Küchenstühle und auf Utschs altes Leibchen, und ich wußte, daß es ihr peinlich war und sie es nicht erwarten konnte, von mir wegzukommen; daß ich ihr das, wovon auch immer Severin sie in bezug auf mich nicht hatte überzeugen können, jetzt demonstrierte.

»Keine Nachricht«, sagte ich. Ich hatte zweimal von Utsch gehört; sie hatte geschrieben, daß die Kinder mich vermißten und sie nichts täte, weswegen ich mich ihrer schämen müßte. In ihrem zweiten Brief hatte sie meinen Paß zurückgeschickt, aber ohne Einladung.

»Ich habe beschlossen, mit Severin mitzufahren, weil es schließlich Sommer ist und die Kinder nie gesehen haben, wo ihr Vater eigentlich her ist, und es lustig sein könnte, wieder hinzufahren«, quasselte Edith. »Keine Nachricht?« fragte sie. »Wirklich nicht?« Sie war konfus. Mir wurde klar, daß sie durch Utschs Leibchen durchsehen konnte, also blieb ich sitzen. Auch mir war es peinlich, und ich wollte, daß sie ging. Ich mußte mich zurückhalten, um sie nicht nach ihrem Roman zu fragen; ich wollte wissen, wer ihn verlegte und wann er erscheinen würde, aber ich wollte nicht,

daß sie wußte, daß ich es wissen wollte. Sie hatte über ›Joya de Nicaragua‹ kein Wort zu mir gesagt; ich wußte, sie fand es schlecht – falls sie es überhaupt gelesen hatte. Sie sah mich an, als fände sie, ich sei bemitleidenswert und es gäbe nichts zu sagen.

»Sattle die Hühner«, sagte ich, »wir reiten aus.« Was sie von meinem Irresein überzeugt haben muß, denn sie drehte sich um und ging so rasch, wie sie gekommen war.

Ich ging ins Schlafzimmer, warf Utschs Leibchen in eine Ecke, legte mich nackt ins Bett und dachte an Edith, bis ich in meine Hand kam. Es würde, wie ich wußte, das letztemal sein, daß ich beim Gedanken an Edith kommen konnte.

Wenig später rief Severin an. Ich war sicher, daß Edith ihm erzählt hatte, ich sei völlig übergeschnappt, und er müsse nach mir sehen. »Gib uns Utschs Adresse«, sagte er. »Vielleicht können wir mit ihr reden und ihr sagen, daß ihr beide zusammensein solltet.« Ich zögerte nicht, ihm die falsche Adresse zu geben. Es war die Adresse der American Church of Christ, wo Utsch und ich getraut worden waren. Später dachte ich, daß der Streich, den ich Severin gespielt hatte, die Art von Streich war, die er spielen würde, und daß er ihm irgendwie gefallen würde.

Ich schrieb Utsch, daß sie kamen und warum. »Wenn du ein Paar siehst, das ein häßliches Gemälde die Straße entlang trägt und sich darüber streitet, was sie damit anfangen sollen, dann bleib ihnen vom Leibe«, schrieb ich.

Dann fingen die Träume an, und ich konnte nicht schlafen. Sie drehten sich um meine Kinder, und Severin Winter hätte sie verstanden.

Da war einer, in dem Jack mit der Straßenbahn fährt. Er bestürmt Utsch, ihn auf der offenen Plattform stehen zu lassen, und sie gibt nach. Die Straßenbahn kommt an eine Haarnadelkurve, und als Utsch sich umsieht, ist Jack verschwunden. Dann war da einer von Bart, der Großstadtmenschen nicht gewohnt ist. Utsch kauft etwas Brot, um die Tauben in einem Park zu füttern, und Bart steht dort, wo man ihn zu warten geheißt hat. Das Auto, das wie ein altes Mercedes-Taxi aussieht und nach Diesel stinkt, ist kein Taxi; es hält mit stotterndem Motor am Bordstein, und der Fahrer sagt: »Kleiner Mann?« Weil es ein Traum ist, spricht der Fahrer sogar in Wien Englisch, und Bart geht hinüber, um nachzusehen, was der schreckliche Mann will.

Ich mußte irgendwohin gehen; ich mußte wegkommen. Wenn ich nach Wien fahren würde, mußte ich mir von der alten Quelle ein wenig Geld leihen. Eigenartigerweise dachte ich sogar wieder über das Bruegel-Gemälde nach – über meine unidentifizierte Gestalt, den verirrtten Bürger, und jenes aufgegebene Buch. Und ich schuldete meinen Eltern eine Wiederholung des alten Rituals. Es war besser, als zu Hause zu bleiben.

Meine Mutter empfing mich an der Tür in der Brown Street. Sie schwallte: »Ich hab gar nicht gewußt, daß so viele Kubaner nach Nicaragua gezogen sind,

und ich hab vorher gar nicht gewußt, was an Havanna-Zigarren so besonders ist. Ich bin froh, daß du den ausländischen Titel genommen hast – wie spricht man ›Joya de Nicaragua‹ aus? –, weil er irgendwie, na ja ... anders ist. Ich weiß bloß nicht recht, ob es überhaupt für Kinder geeignet ist, aber die Verleger wissen ja wohl, wer heutzutage was liest, nicht wahr? Dein Vater ist, glaub ich, immer noch dabei, damit fertig zu werden. Er scheint es sehr lustig zu finden; zumindest lacht er viel, wenn er liest, und ich glaube, das liest er gerade. Ich selber habe es nicht ganz so lustig gefunden – ja, irgendwie ist es vielleicht dein traurigstes Buch –, aber ich bin sicher, er hat etwas gefunden, was mir entgangen ist. Wo sind Utsch und die Kinder?«

»In den Ferien«, sagte ich. »Alles ist bestens.«

»Das ist es nicht, du siehst einfach fürchterlich aus«, sagte sie und brach in Tränen aus. »Erzähl mir bloß nichts«, sagte sie, während sie mich, vor mir her weinend, die Halle hinunterführte. »Sprich nicht. Wir wollen zu deinem Vater gehen. Dann sprechen wir miteinander.«

In der Höhle tüpfelte die vertraute Spätnachmittagssonne die um meinen Vater und in seinem Schoß verstreuten offenen Seiten. Sein Kopf war vertraut gesenkt, seine Hände typisch schlaff, doch als ich nach dem zwischen seinen Knien eingeklemmten Glas Scotch schaute, wußte ich sofort Bescheid. Die Knie meines Vaters waren gespreizt, und der verschüttete Scotch näßte den Läufer zu seinen Füßen, die unbequem verdreht waren – das heißt, unbequem für jemanden, der noch etwas spürte. Meine Mutter schrie

bereits, und ich wußte, noch ehe ich seine kalte Wange berührte, daß mein Vater endlich mit etwas fertig geworden und daß einmal mehr das besondere Buch, das ihn in Schlaf versetzt hatte, nicht erkennbar war. Aber es hätte meins gewesen sein können.

Nach der Beerdigung war ich bewegt davon, daß die Erholung meiner Mutter durch ihre Ängste um Utsch und mich verlangsamt schien. »Das Beste, was du im Augenblick für mich tun kannst«, sagte sie mir, »ist, sofort nach Wien zu fahren und die Probleme, die du mit Utsch hast, auszuräumen.« Meine Mutter war schon immer groß im Räumen, und es kommt schließlich selten vor, daß wir etwas für uns selber tun können, das auch jemand anderem gefällt.

»Erinnere dich an die guten Zeiten, ist das denn so schwer?« sagte meine Mutter zu mir. »Ich dachte, ihr Schriftsteller habt angeblich ein so gutes Gedächtnis, aber ich nehme an, solche Sachen schreibst du nicht, oder? Wie auch immer, erinnere dich an die guten Zeiten; das tue ich auch. Ich glaube, wenn du erst einmal mit dem Vorgang des Erinnerns anfängst, wirst du feststellen, daß du gar nicht mehr damit aufhörst.«

Nun denn. Ich erinnere mich – ich werde mich immer erinnern – an Severin Winter in seiner infernalischen Ringerhalle, an einem Tag, an dem wir drei ihn dort abholen sollten. Wir wollten alle über Nacht in die Stadt fahren – ein Kinobesuch und ein Hotel. (Unser erstes und letztes Hotel.) Severin sagte, er würde mit Duschen und Umziehen warten, bis wir im Hotel waren.

»Du lieber Gott, dann wird er den ganzen Weg im Auto schwitzen«, beklagte ich mich bei Utsch.

»Es ist sein Auto«, sagte sie.

Edith holte uns ab. »Ich hab mich verspätet«, sagte sie. »Severin haßt es, wenn ich mich verspäte.«

In der Nähe der Sporthalle sah ich Anthony Iacovelli durch den Schnee stapfen. Er erkannte Severins Auto und winkte.

»Ein durchgegangener Affe in einem Winterkurort«, sagte Edith.

Wir warteten, aber Severin tauchte nicht auf. »Gott sei Dank, wahrscheinlich duscht er«, sagte ich.

Dann kam Tyrone Williams aus der Sporthalle, sein schwarzes Gesicht wie ein überm Schnee schwebender Kohlenmond; er kam herüber und sagte uns, daß Severin immer noch dort oben war und mit Bender rang.

»Du lieber Gott, wir werden ihn zum Auto tragen müssen«, murrte ich.

»Los, wir gehen hoch und holen ihn«, sagte Edith. Ich wußte, daß sie glaubte, er würde nicht so ärgerlich sein, wenn wir alle auftauchten.

Unten auf dem dunklen Lehm Boden des Käfigs warf ein einsamer Korbschütze seinen Ball. Der dotzte auf den Lehm wie ein unbemerkt von der Holzbahn gefallener Leichnam. Ein unregelmäßiges Rumsen kam aus der Ringerhalle. Edith zog an der Tür, dann drückte sie.

»Es ist eine Schiebetür«, sagte Utsch und machte sie auf.

Drinne blies uns die unglaubliche, feuchte Hitze

an. Mehrere Ringer sackten schweißdurchtränkt an den Wänden und sahen Severin und George James Bender zu. Früher mochte es vielleicht ein Kampf gewesen sein, aber Severin war mittlerweile müde. Er lag grunzend auf Ellbogen und Schenkeln und mühte sich ab, seinen Bauch von der Matte zu heben; immer wenn er sich auf Hände und Knie hochrappelte, ließ ihn Bender vorwärtslaufen wie einen Schubkarren, bis Severins Arme einknickten und er auf die Brust stürzte. Als Edith sagte: »Entschuldigung, daß wir spät kommen, Lieber«, sah Severin zu müde aus, um noch einmal aufzustehen. Er hob den Kopf von der Matte und sah uns an, aber Bender stieß ihn wieder zurück; Bender hatte niemanden gehört – ich bezweifle, ob er das je tat. Severin kämpfte sich wieder auf Hände und Knie, und Bender trieb ihn vorwärts. Da begann sich Severin zu bewegen. Er ging unter Bender jäh in die Hocke und drehte sich so schnell, daß Bender sich abstrampeln mußte, um hinter ihm zu bleiben. Dann schüttelte er Benders Gewicht lange genug von seinem Rücken, um aufzustehen, und griff sich eine Faustvoll der Finger des Jungen um seine Hüfte, schälte sie auseinander und sprintete plötzlich über die Matte wie ein Halfback, der ein Tackling durchbricht. Bender tauchte nach seinen Knöcheln, aber Severin kickte sich frei; sein Atem war heftig, gewaltige, saugende, aus irgendeinem alten Energiereservoir geholte Atemzüge, und er kauerte sich vornübergekrümmt zusammen, die Hände auf den Knien.

Dann sah uns Bender, und er und die anderen Rin-

ger marschierten so feierlich wie Druiden im Gänsemarsch aus der Halle. Edith berührte Severins wogenden Rücken, wischte sich aber sofort an ihrem Mantel seinen Schweiß von der Hand. Utsch gab Severins durchweichter Brust einen herzhaften Klaps.

Später sagte ich zu Utsch, daß ich glaubte, Bender habe ihn entwischen lassen, aber sie sagte, ich hätte keine Ahnung davon. Severin habe sich losgerissen, das habe sie eindeutig erkannt. Wie auch immer, sein Extra-Ausbruch war eine Sondereinlage für uns gewesen, und so sagte ich: »Ich wußte gar nicht, daß du das drauf hast, alter Junge.«

Er konnte kaum reden. Seine Kehle schien zugedrückt, und der Schweiß lief in stetigem Rinnsal von seiner krummen Nase, aber er zwinkerte mir zu und keuchte laut genug, daß die Frauen es hören konnten: »Die zweite Luft des Hahnreis.«

Unsere erste und letzte Nacht in einem Hotel, und Severin versorgte uns, wie stets, mit einem Gesprächsthema. Sein vulgärer Einzeiler hielt Edith und mich die ganze Nacht wach.

»Und worüber habt *ihr* geredet?« fragte ich Utsch am anderen Morgen.

»Wir haben nicht geredet«, sagte sie.

Früh eines Morgens machte ich einen Abschiedspaziergang. Ich war zur Stelle, um die Instandhaltungsleute die neue Sporthalle aufschließen, den alten Käfig aufriegeln und alle Geister und Keime dort drinnen auslüften zu sehen. Hinter den Tennisplätzen prellte ein junges Mädchen einen Ball gegen das Korbbrett;

ihre weichen Würfe machten das einzige Geräusch, das ich hören konnte. Niemand lief auf der Holzbahn. Ich stand auf dem staubigen Boden des Käfigs, der sein langsames Sommer-Braten begann, und im lockeren System der Netze, die verhindern, daß die Baseballs die Oberlichter zertrümmern. Ich spürte, daß jemand, so still wie ich, an der Tür zur Ringerhalle stand. An seiner Wange war ein Schatten – oder war es ein Loch? Ich nehme an, ich habe nach Luft geschnappt, denn natürlich war ich sicher, es war Utschs Leibwächter, der nach Amerika gekommen war, um eine versprochene Ermordung auszuführen – meine. Dann schien es der Gestalt von meinem Starren unbehaglich zu werden, und sie kam hinter den tarnenden Netzen hervor. Er war zu jung; er hatte kein Loch in der Wange, stellte ich fest, bloß ein blaues Auge.

Es war George James Bender; er erkannte mich und winkte. Er hatte nicht trainiert; er trug Alltagskleidung. Er hatte bloß im alten Käfig gestanden und sich erinnert, wie ich. Ich hatte ihn seit seiner verheerenden Niederlage nicht mehr gesehen, und plötzlich wollte ich ihn fragen, ob es stimmte, daß er mit Edith geschlafen hatte, ob an dieser unmöglichen Geschichte etwas dran war.

»Guten Morgen, Herr Professor«, sagte er. »Was machen Sie hier?«

»Es ist ein guter Platz zum Nachdenken«, sagte ich.

»Ja, da ist es«, sagte Bender.

»Ich habe über Severin Winter nachgedacht«, sagte ich. »Und über Edith. Ich vermisse die beiden.« Ich

beobachtete ihn genau, aber seine tot-grauen Augen gaben nichts preis.

»Wo sind sie?« fragte er; er wirkte desinteressiert.

»In Wien.«

»Dort muß es sehr schön sein«, sagte er.

»Bloß unter uns«, sagte ich, »ich wette, Edith Winter ist das bestaussehende Stück Hintern in ganz Wien.«

Seine Reptilienruhe blieb unberührt; sein Gesicht zeigte nur die leiseste Spur von Leben, wie wir es kennen. Er sah mich an, als erwäge er meine Meinung ernsthaft. Schließlich sagte er: »Sie ist irgendwie spillerig, oder?« Ich stellte voll Ekel fest, daß George James Bender tatsächlich lächelte, aber sein Lächeln hatte nichts, was irgend zugänglicher gewesen wäre als seine leeren Augen. Ich wußte einmal mehr, daß ich nichts wußte.

Ich werde also nach Wien fahren, und ich werde mich noch einmal an dem Bruegel-Buch versuchen. Aber natürlich gibt es zusätzliche Faktoren. (»Es gibt immer zusätzliche Faktoren«, pflegte Severin zu sagen.) Es ist eine Möglichkeit, den Kindern nahe zu sein, und ich gebe zu, daß ich Utsch meiner Verfügbarkeit versichern will. Wir Verfasser historischer Romane wissen, daß alles ein wenig Zeit braucht. Und Wien hat eine legendäre Geschichte von Verträgen; die dort über die Jahre geschlossenen Abkommen reichen weit und tief.

Und ich würde gern einmal Edith und Severin über den Weg laufen.

Ich würde sie gern in einem Restaurant sehen, vielleicht beim Essen mit einem anderen Paar. Ich würde auf einen Blick alles über dieses andere Paar wissen. Utsch und ich würden allein sein, und ich würde den Ober bitten, diesem Paar einen Zettel von uns zu übergeben. »Passen Sie auf«, würde darauf stehen. Und der Mann würde den Zettel seiner Frau zeigen und dann Edith und Severin, die sich plötzlich im Restaurant umblicken und uns sehen würden.

Utsch und ich würden nicken, und bis dahin, hoffe ich, würde ich in der Lage sein zu lächeln.

Ein andermal würde ich Severin Winter gern eine Frage stellen. Wenn es regnet oder schneit, wenn die Hitze unerbittlich oder die Kälte tief ist – wann immer er das Wetter als Gegner empfindet –, denkt er dann an Audrey Cannon? Ich würde darauf wetten.

Gestern schrieb Utsch, sie habe Edith im Demel sitzen und Torte essen sehen. Ich hoffe, sie wird fett.

Alsdann. Heute habe ich mir ein Flugticket gekauft. Meine Mutter hat mir das Geld gegeben. Falls Hahnrei die zweite Luft kriegen, dann warte ich gespannt auf meine.

